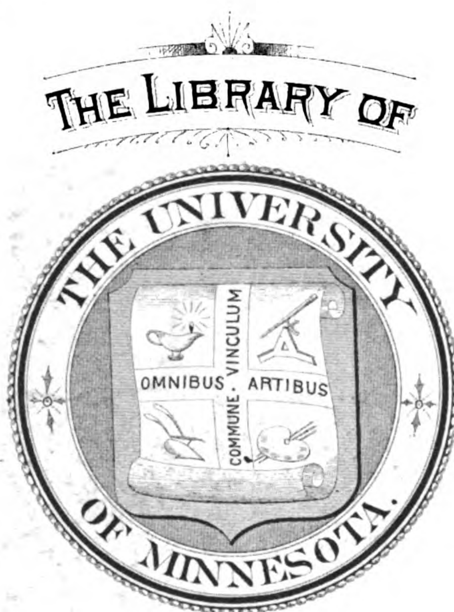
1. Buch.



Walhalla

Bücherei für vaterländische Geschichte Kunst u. Kulturgeschichte

begründet von Dr. Ulrich Schmid


THE LIBRARY OF
THE UNIVERSITY OF MINNESOTA.
OMNIBUS . ARTIBUS
COMMUNE . VINCULUM

Walhalla

Bücherei für vaterländische Geschichte,
Kunst und Kulturgeschichte

begründet und herausgegeben unter Mitwirkung von Historikern
und Künstlern

von

Dr. Ulrich Schmid

Erster Band



München 1905
Verlag von Georg D. W. Callwey.

Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei, München.



MÖCHTE WALHALLA FÖRDERLICH SEIN DER ERSTARKVNG VND VERMEHRVNG DEVTSCHEN SINNES · MÖCHTEN ALLE DEVTSCHEN, WELCHEN STAMMES SIE AVCH SEIN MÖGEN, IMMER FÜHLEN, DASS SIE EIN GEMEINSAMES VATERLAND HABEN, EIN VATERLAND, AVF DAS SIE STOLZ SEIN KÖNNEN VND IEDER TRAGE BEI, SOVIEL ER VERMAG ZV DESSEN VERHERRLICHVNG ·

KÖNIG LVDWIG I.
BEI DER ERÖFFNVNG
· DER WALHALLA ·



RDOLF · SCHIESTL

Inhalts-Verzeichnis

Bilder-Verzeichnis

Das Titelbild fertigte Matthäus Schiestl, die Initialen und Vignetten Rudolf Schiestl.





Noch auf dem linken Ufer der Donau, unweit von Regensburg, gleichsam in der Mitte des deutschen Sprachgebietes erhebt sich stolz an jener schönen Stelle, wo dieser deutsche Strom ungefähr seine nördlichste Richtung erreicht, das weithin schimmernde deutsche Nationaldenkmal, die Walhalla. Bereits in den Tagen Deutschlands tiefster Erniedrigung durch den Korsen Napoleon war in dem kunstsinnigen Philhellenen, aber auch durch und durch deutschgesinnten Könige Ludwig I. von Bayern die Idee zu dieser herrlichen Schöpfung gereift, welche dann am 18. Oktober 1842 vollständig verwirklicht war. Jene deutschen, hervorragenden Persönlichkeiten, welche sich durch große Taten oder Verkündigung großer Ideen um das deutsche Volk und seine Kultur in hohem Maße verdient gemacht haben, sollten in diesem Nationaltempel verewigt werden zum Ruhme und Vorbilde für die deutsche Nation, um auf diese Weise die Liebe zum deutschen Vaterlande in allen deutschen Herzen zu wecken und zu pflegen und so auch deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst zu fördern.

Auf denselben Grundsätzen ist auch dieses gegenwärtige literarische und künstlerische Unternehmen aufgebaut, weshalb dasselbe mit gewisser Berechtigung den Titel „Walhalla" führen soll. Diese Bezeichnung wird den frdl. Lesern noch verständlicher werden, wenn sie erst das Nachstehende, welches sie über unsere Bestrebungen aufklärt, gelesen haben.

Bei der ungeheuren Menge von Büchern und Zeitschriften, die alljährlich den Büchermarkt überschwemmen, war es schwer, den goldenen Mittelweg zwischen Buch und Zeitschrift zu finden, und den glauben wir durch die Herausgabe eines periodisch erscheinenden Buches gefunden zu haben. „Walhalla" also soll vorläufig jährlich,

bei etwaiger guter Aufnahme halbjährlich unter Mitwirkung von verschiedenen deutschen Gelehrten und Künstlern in Buchform erscheinen und im Gegensatze zum gewöhnlichen Buche und der Zeitschrift vollständig abgeschlossene größere und kleinere Abhandlungen und Erörterungen aus dem großen Gebiete der deutschen Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte enthalten, wobei wir ohne schweißtriefende und doch trockene Gelehrsamkeit, aber doch auf dem Boden der Wissenschaft stehend alles, was die Sammlung bringen soll, empfunden, durchdacht und erforscht, aber doch allgemein verständlich niederschreiben wollen. Auf diese Art und Weise soll „Walhalla" zu einem wissenschaftlichen Handbuche in allen wichtigeren Fragen in den oben erwähnten Gebieten werden und so im Laufe der Zeiten zu einer ganz eigenartigen deutschen Kultur- und Kunstgeschichte, welche durch Hinzuziehung der modernen Kunst auch für die Zukunft von Wert sein dürfte. Da unser Hauptgebiet doch die deutsche Vergangenheit bildet, so hoffen wir auch, durch Reproduktionen von unbekannten, aber sehr interessanten deutschen historischen Denkmälern die geplante und schon in Angriff genommene Inventarisation der deutschen Kunstdenkmäler zu unterstützen; dabei aber wollen wir uns mit der bloßen Sammlung nicht begnügen, sondern das deutsche Volk auch mit der Kulturwelt, in der diese Kunstdenkmäler geschaffen wurden, vertraut machen, denn nur so kann eine solche Sammlung bleibende Früchte zeitigen. Bei besonderen Anlässen, wie Jubiläen usw. werden wir nicht verfehlen, einzelnen deutschen Ländern das eine oder andere Buch der „Walhalla" zu widmen, um so auch die Liebe zum engeren Vaterlande zu pflegen. Zur Lösung und Erklärung etwaiger Fragen und Bedenken, warum in „Walhalla" gerade die erwähnten Wissensgebiete vertreten werden, mögen die nachstehenden Erörterungen dienen.

Die Geschichte und Kunst im weitesten Sinne des Wortes gehören zu den Hauptbestandteilen im Bildungsgange des modernen Menschen; mag derselbe Laie in allen andern Wissensgebieten sein, ist er nur in diesen zweien einigermaßen bewandert, so gehört er noch vollkommen zur Klasse der Gebildeten, d. h. zu jenen Menschen, welche infolge einer richtigen Beurteilung des Materiellen ihre gesellschaftlichen Pflichten erfüllen und dadurch an der Vervollkommnung ihrer eigenen Persönlichkeit wie auch an der der Gesellschaft arbeiten.

Die Geschichte — unter diesem Begriffe versteht man die Erforschung und erzählende Darstellung von Zuständen und Vorgängen,

die einmal der Wirklichkeit angehört haben[1]) und als solche für die Entwicklung der Menschheit von Bedeutung, Interesse gewesen sind — ist die Erfahrung der Menschheit, weshalb sie sehr treffend „magistra vitae", die Lehrmeisterin des Lebens, der Völker genannt wird. Gerade auf diesem Gebiete ist der Mensch in der glücklichen Lage, dem Menschen das Höchste zu geben. „Und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als die Wahrheit[2]), die sich besonders in der Geschichte offenbart. „Diese eröffnet dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem tätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und jedem ohne Unterschied so reiche Gaben des edelsten Vergnügens. Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Torheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn, von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter uns allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen unserer Bestimmung verknüpfen sich irgendwie mit derselben; aber eine Bestimmung teilen wir alle auf gleiche Weise miteinander: diejenige, welche wir auf die Welt mitbrachten — uns als Menschen auszubilden — und zu den Menschen eben redet die Geschichte"[2]), ganz besonders aber zu jenen willensstarken, idealen Menschen, welche wir mit dem Ausdrucke: Charaktere zu bezeichnen pflegen.

Was hier über Geschichte im allgemeinen gesagt ist, gilt um so mehr für uns Deutsche für die deutsche vaterländische. Die bekannten königlichen Worte: „Wer die Geschichte nicht kennt, liebt sein Vaterland nicht" haben uns auch wesentlich bestimmt, in „Walhalla" ganz besonders die deutsche Geschichte zu pflegen, welche so schöne Beispiele enthält von dem Ringen unserer Altvordern um ihre Ideale, um ihre Vervollkommnung auf geistigem und materiellem Gebiete, wie dies am besten in den verschiedenen Kulturerscheinungen zum Ausdrucke kommt. Daher ist es auch selbstverständlich, wenn wir in „Walhalla" unsere Aufmerksamkeit ganz besonders

---

[1]) Vgl. darüber: „Zur Theorie und Methodik der Geschichte" von Ed. Meyer, Halle a. S. 1902, S. 35 ff. und E. Bernheim: „Lehrbuch der historischen Methode", Leipzig 1903, S. 6 ff.

[2]) Vgl. Fr. v. Schiller: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Eine akademische Antrittsrede.

auch der deutschen Kulturgeschichte zuwenden. Denn auf diese Weise schützen wir uns vor Einseitigkeit, da ja gerade durch besondere Berücksichtigung der Entwicklung der deutschen Kulturverhältnisse, welche auf die Gestaltung der äußeren und inneren Politik den größten Einfluß ausüben, uns die vaterländische Kultur in richtiger Beleuchtung gezeigt wird. In der Kulturgeschichte offenbart sich das Ringen und Jagen der Menschen nach Vervollkommnung und Glück am besten. Denn je nachdem dieselben ihre Ideale auf geistigem oder materiellem Gebiete zu erreichen hoffen, ist auch deren Betätigung in ihrem sozialen und politischen Leben eine ganz verschiedenartige, welcher Umstand die Entwicklung eines Volkes wesentlich beeinflußt und dem betreffenden Zeitraume, in dem die einen oder anderen Ideen vorherrschen, ein gewisses Merkmal aufdrückt, das wir heute in der Kunst als Stil, im allgemeinen aber als Zeitgeist zu bezeichnen pflegen. Unter Kultur selbst versteht man die Gesamtheit der unter dem Einflusse allgemein vorherrschender Ideen von den Menschen bewirkten Vorgänge und Zustände, welche die Vervollkommnung des Menschen auf geistigem, sittlichem und materiellem Gebiete bewirken oder bezwecken.[1]) Lediglich in dem Zwiespalte der Weltanschauungen, welche die betreffenden Menschen in ihrem Handeln wesentlich beeinflussen, sind die letzten Ursachen aller politischen und sozialen Entwicklung, kurz der Geschichte, zu suchen. Je nachdem in dem Kräfteparallelogramm der Kultur die geistigen oder materiellen Komponenten das Uebergewicht haben, wird dadurch auch die Resultante, die wir Zeitgeist oder Stil nennen, wesentlich bestimmt sein. In der Kulturgeschichte findet der innere kausale Zusammenhang, den in allen historischen Vorgängen und Zuständen zu suchen, Aufgabe des Historikers ist, erst seine vollkommene Erklärung, und wird uns verständlich, warum und wie mit Notwendigkeit bei jedem Wechsel der Ideale eine andere Kulturperiode eintritt, und die Führung in der Kultur den Vertretern der neuen Ideale überlassen werden muß, ob zum Segen oder zum Unheil zeigten stets die Folgen.

Die Kunst ist die Blüte der Kultur, welche den Wahrheitsgehalt, Ideenreichtum und somit den Wert einer Kulturperiode offenbart. Die Kunst ist, wie Goethe sagt, eine Ver-

[1]) Ueber die verschiedenen, oft recht fehlerhaften Begriffe und Ansichten über Kulturgeschichte vgl. E. Bernheim: Lehrbuch der historischen Methode, Leipzig 1903, S. 53 ff. und die Berliner Jahresberichte der Geschichtswissenschaft u. a. Jahrgang XXII (1901) IV, 94 ff.

mittlerin des Unaussprechlichen, daher der Spiegel einer Zeit, in dem alle die Ideale, welche die jeweiligen Kulturmenschen bewegten und nicht ausgesprochen wurden oder werden konnten, kund werden. Nirgends wird der herrschende Zeitgeist besser geoffenbart, als gerade in der Kunst; Kinder des Volkes waren es, die hier meistens in unbewußter Weise die Geistesströmungen ihrer Zeit zum Ausdruck brachten. Die Kunst bildet den Abschluß einer Kultur; jede Kulturschilderung ohne wesentliche Berücksichtigung der Kunst ist etwas Halbes, wie auch umgekehrt die besten Kunsthistoriker ohne richtige Kenntnisse in Geschichte und Kultur in die Irre gehen. Da Geschichte und Kunst in einem so engen Zusammenhange zueinander stehen, so ist es nur eine logische Forderung, daß der Historiker mit dem Künstler gehe, wie wir in „Walhalla" wohl mit Recht eine solche lebendige Verbindung anstreben. Wenn wir daher unser Ziel, den wahren Idealismus verbunden mit der Vaterlandsliebe zu pflegen, d. h. beizutragen zur Förderung einer wahren deutschen Kultur, erreichen wollen, können wir die Kunst nicht entbehren; denn sie ist die goldene Brücke, auf der die Menschen vom Materiellen zum Geistigen, in das Reich des Wahren, Guten und Schönen kommen. „Wem die Kunst zu eigen ward, der hat die echte blaue Blume: wo für Andere Stein und Fels sich auftürmt, tut sich ihm das weite Reich des Schönen auf, dort liegen Schätze, die kein Rost verzehrt, und er ist reicher als die Wechsler und Mäkler und Goldgewaltigen der Welt, wenn auch in seiner Tasche oftmals der Pfennig mit dem Heller betrüblich Hochzeit feiert."[1]) Unter Kunst verstehen wir selbstverständlich nur die große, innerlich wahre Kunst, welche von einem idealen Geist beseelt ist, frei von jener Richtung, welche darauf hinarbeitet, das Tier im Menschen zu wecken.

Von solchen Grundsätzen lassen wir uns leiten bei der Auswahl der in „Walhalla" zur Reproduktion bestimmten Kunstwerke. Auf diese Weise wird es möglich sein, die Ideen, welche die einzelnen Jahrhunderte beherrschten, auch im Bilde vorzuführen, wodurch wir am besten in die jeweilige Kultur eingeführt werden und zugleich auch läuternd und bildend auf die moderne Geschmacksrichtung einwirken können. Um aber zu einem abschließenden, objektiven Urteile über die Geschichte der deutschen Kultur zu gelangen, ist besonders erforderlich, daß wir unsere heutige Kultur selbst richtig verstehen

[1]) Vgl. Scheffel „Ekkehard".

lernen. Abgesehen von den einzelnen Ausführungen in den einzelnen Büchern der „Walhalla" werden wir daher auch in denselben Proben der modernen Kunst bringen, wobei wir im Laufe der Zeit solche von allen bedeutenden und mit Erfolg aufstrebenden Künstlern geben werden, wenn unser Unternehmen in diesen Kreisen gut eingeführt ist. Dieses Vorgehen hat seine Berechtigung insoferne, als die frdl. Leser dadurch veranlaßt werden, auch Vergleiche zwischen der früheren deutschen und modernen deutschen Kunst anzustellen, auf welche Weise sie dann zu einem selbständigen, objektiven Urteile kommen und erkennen werden, inwieweit wir der betreffenden untergegangenen Kulturperiode überlegen sind oder nachstehen, und sich so vergewissern können, ob unsere Kultur sich in aufsteigender Linie bewegt oder nicht, und so ein gutes Mittel haben, den modernen Zeitgeist hinsichtlich seines Wertes zu prüfen. Denn der Grundgedanke aller wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit ist, dem Menschen im Worte oder im Bilde seine höchsten Ideale vorzuführen, um ihm Ziel und Weg zu seiner geistigen, sittlichen und materiellen Vervollkommnung zu zeigen und ihn so zu beglücken, wobei allerdings die Hauptsache bleibt, daß diese verkündeten Ideale auch wahr sind.

Um aber ein wahres, objektives Urteil über die Geschichte der Kultur selbst und somit auch der deutschen Kultur zu erzielen, ist es unbedingt nötig, daß wir auch den richtigen Standpunkt einnehmen, und der ist allein der positiv christliche. Denn die von Christus verkündeten Ideale und Ideen, welche seit fast zwei Jahrtausenden sich als wahr erwiesen und allein die nach Wahrheit dürstenden und nach Glück jagenden Menschen befriedigen konnten und können, sind auch die Hauptfaktoren der deutschen Kultur geworden, die man deshalb die germanisch-christliche Kultur nennt und welche auch die Grundlage der modernen Kultur bildet. Denn trotz aller Bekämpfung der christlichen Ideen können diese nicht aus der Welt geschafft werden und werden immer wesentlich alle Kulturerscheinungen beeinflussen, weil sie eben die Wahrheit sind, und der Mensch ohne die Wahrheit nicht auskommen und sich nie zufrieden fühlen kann.

Der Inhalt jedes Buches der „Walhalla" ist verteilt auf größere abgeschlossene Abhandlungen, denen dann unter der Bezeichnung: „Sammler" aus denselben Gebieten kleinere Mitteilungen folgen. Die „Bücherschau" d. h. Referate über neu erschienene größere

Quellenwerke aus der Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte beschließen jeden Band, wobei wir noch die Gepflogenheit haben, den Berichten aus den betreffenden illustrierten Werken Probeillustrationen beizufügen, wofür wir den einzelnen Herrn Verlegern für die frdl. Ueberlassung der Klischees an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank aussprechen. Im Gegensatze zu den vielen Mißbräuchen im modernen Rezensionswesen: mit einigen oft recht nichtssagenden Bemerkungen, die oft dazu noch, was nicht scharf genug verurteilt werden kann, *anonym* gemacht werden, wissenschaftliche Arbeiten zu beurteilen, bringen wir über die betreffenden Werke *ausführliche* Referate, wodurch wir sowohl den Autoren als auch dem Publikum gegenüber gerecht werden. Denn die Verfasser von Werken werden in ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffensfreude etwas ermutigt, wenn sie ihre Arbeiten auch gebührend gewürdigt finden und verschont werden von den oft *feilen, anonymen* Rezensenten, welche sich oft aus sehr verwerflichen Motiven unter der Maske von Wahrheit und Wissenschaft zu bedeutenden, verständigen Kritikern aufwerfen wollen; weshalb ein verständiger Mann *nie* auf solche *anonyme* Rezensionen irgend eine Antwort geben oder Wert legen wird. Daher werden wir auch stets bei allen Referaten mit *vollem* Namen zeichnen, um solche Mißbräuche nicht aufkommen zu lassen. Der Hauptzweck aber, warum wir in „Walhalla" ausführliche Berichte bringen, ist der, die frdl. Leser über die neuen größeren Werke aus den oben erwähnten Gebieten zu unterrichten und ihnen so auch die *Quellenwerke* zu einem etwaigen eingehenderen Studium mancher Partien aus der Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte nebst einigen kritischen Bemerkungen mitzuteilen, wovon wir uns wohl vieles Gute versprechen dürfen.

Damit sind wir am Ende der Darlegung und Begründung unseres Programms angelangt. Allen zu genügen, ist unmöglich; doch wollen wir hoffen, daß „Walhalla" sich *allmählich* in allen deutschen Landen liebe und treue Freunde erwerbe, von denen sich dann wohl einige entschließen werden, mitzuarbeiten auf den genannten Gebieten zur Lehre und Wehre des deutschen Volkes. Wohl wissen wir, daß das vorliegende Buch nicht ohne Fehler sein wird, und daß die Herren Rezensenten manche Schwächen und Irrtümer entdecken werden. Doch hoffen wir auf einige Nachsicht, da wir von dem redlichen Bestreben beseelt sind, jedes Buch *vollkommener* zu gestalten und aus gemachten Fehlern für die Zukunft zu lernen. Allerdings erwarten wir eine *objektive* Kritik und als solche erkennen

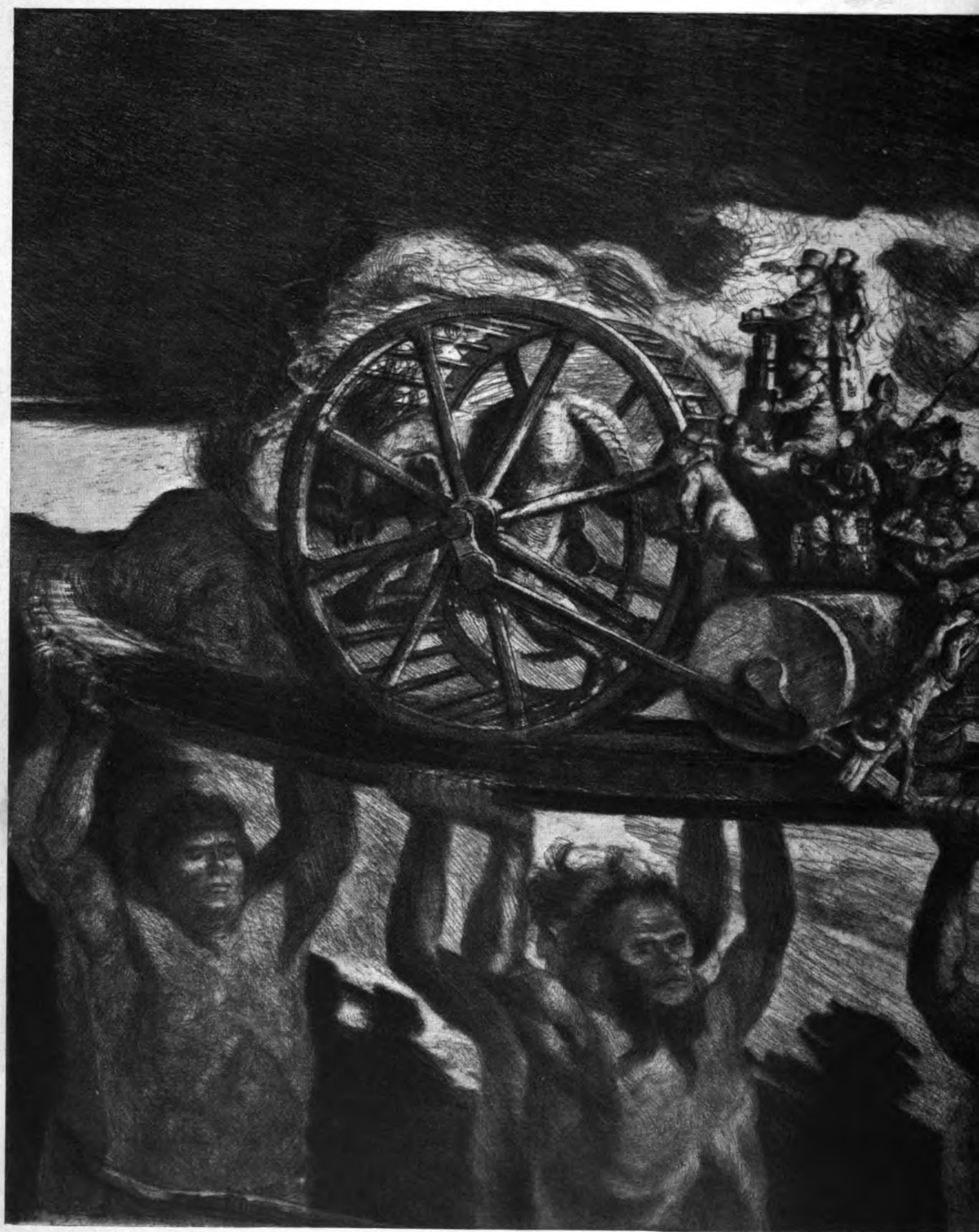
wir nur die an, welche das Kennzeichen der ehrlichen Absicht eines Kritikers, den Namen des Herrn Rezensenten an sich trägt; nur solche dürfen auch auf eine entsprechende Antwort hoffen.

Am Schlusse erübrigt uns jetzt nur mehr, allen den Herren, welche durch ihre Arbeiten das Zustandekommen des ersten Buches der „Walhalla" ermöglichten, unsern herzlichsten Dank auszusprechen, besonders aber auch dem Herrn Verleger Georg D. W. Callwey, welcher Herr in der entgegenkommendsten Weise dem Unternehmen zur Verwirklichung verhalf.

München, am 25. März 1905.

Dr. Ulrich Schmid.





Albert Welti: Die Fahrt ins zw



…anzigste Jahrhundert. Radierung.



Wesen und Bedeutung der deutschen Mystik

nter den vielen, auf die menschliche Kultur in so verschiedenartiger Weise einwirkenden Faktoren ist der bedeutsamste die Religion. Denn in ihr haben wir das in der Abhängigkeitsbeziehung des durch den Besitz der Vernunft und des Selbstbewußtseins freiwollenden, persönlichen Geschöpfes zum Schöpfer begründete und damit objektiv-reale Verhältnis des Menschen zu Gott. Da mit demselben Ursprung und Zweck der Menschheit ein für allemal gegeben sind, empfängt letzten Endes von ihm auch all ihr Denken und Handeln seine höchste Bestimmung. Sei es, daß der Mensch der Anerkennung desselben und den aus diesem Verhältnis für ihn sich ergebenden sittlichen Pflichten gegenüber sich zustimmend oder ablehnend verhält, sei es, daß er subjektiv religiös oder irreligiös ist, immer wird er — logische Konsequenz in seiner Lebensbetätigung vorausgesetzt — in irgend einer Stellung zur Religion stehen müssen; gleichgültig kann er sich gegen sie nie verhalten. Dieselbe scheidet aber die Menschheit und ihre Kultur nicht nur in eine diesseitige, irdische, und jenseitige, transszendentale, sondern sie wirkt auch auf das Streben der Anhänger der letzteren in verschiedener Weise bedeutend ein. Wenn sie auch, solange der Mensch Mensch und Gott Gott ist, ihrem Wesen nach für die gesamte Menschheit die gleiche sein muß, so ist doch die Verschiedenartigkeit der Religion als Lebensbetätigung im Charakter ihres Subjektes notwendig begründet. Sowohl die Natur des Individuums und diejenige größerer oder kleinerer sozialer Gebilde, als auch die Verhältnisse, unter denen das Leben des einzelnen Menschen, von Familien und Völkern verläuft, werden für die im kulturellen Leben zutage tretende Auffassung der Religion von hoher Bedeutung sein.

Dieses beweist uns nicht nur das tägliche Leben, sondern auch die Geschichte der christlichen Religion und Theologie.

Im Zeitalter der Patristik war das Streben der Theologen hauptsächlich auf die Entwicklung der im „depositum fidei" gegebenen Glaubenslehren gerichtet, während die Hauptaufgabe der Scholastik darin bestand, den durch ihre Vorgängerin aus ihm entwickelten Dogmen-Schatz mit Hilfe der durch Vermittlung der Juden und Araber erhaltenen, vorchristlichen, besonders aristotelischen Philosophie in systematischer Wissenschaftlichkeit zu behandeln und zu vertiefen. An sie schließt sich die Mystik, welche besonders in Deutschland gepflegt wurde, und welche darum wohl auch als „Deutsche Mystik" bezeichnet wird und der wir im folgenden unsere Aufmerksamkeit widmen wollen.

Da ich nun nicht Germanist bin, halte ich es bei der Lösung der mir gestellten Aufgabe für richtig, ohne Rücksichtnahme auf die philologische Seite unseres Problems dasselbe unter dem philosophisch-historischen Gesichtspunkte zu betrachten. Weiterhin bestimmt mich der Umstand, daß mir nur verhältnismäßig kurze Zeit zur Verfügung steht, mich auf eine bloß allgemeine Behandlung meines Themas zu beschränken. Der Zweck meiner Abhandlung ist, dem allgemeinen, nicht nur dem fachmännischen Publikum ein in großen Zügen gezeichnetes Bild von der deutschen Mystik zu bieten, dasselbe mit deren Wesen und Bedeutung bekannt zu machen, ihm die Möglichkeit zu geben, sich in der einschlägigen Literatur eingehender zu unterrichten; demgemäß werde ich die letztere in einer diesbezüglichen Anmerkung[1]), allerdings, um nicht zu weit auszugreifen, in beschränktem

---

[1]) Ueberweg, Grundriß d. Gesch. d. Philosophie. II. 8. Aufl. Berlin 1898. § 38. (Dieses Werk ist wie für unser Problem, so auch für alle philosophischen Fragen bzgl. der Literatur-Angaben aufs beste zu empfehlen.) — Joh. Ed. Erdmann, Grundriß d. Gesch. d. Philosophie. 4. Aufl. Berlin 1896. Bd. 1 §§ 230—234. — Wilh. Preger, Gesch. d. deutschen Mystik im Mittelalter. I. Teil, Leipzig 1874; II. Teil, Leipzig 1881; III. Teil, Leipzig 1893. — Görres, Die christl. Mystik. Regensburg 1836—1842. — A. Jundt, Histoire du panthéisme populaire au moyen-âge et au seizième siècle. Paris 1875. — Heinr. Schmidt, Der Mystizismus in seiner Entstehungsperiode. Jena 1824. — Helfferich, Die christl. Mystik. Hamburg 1842. — C. Schmidt, Etudes sur le myiticisme allemand (Mém. de l'acad. des scienses mor. et pol. t. II. p. 240. Paris 1847. — G. A. Heinrich, Les mystiques allemands au moyen-âge (Rev. d'économie chrétienne 1866). Nov. p. 126 sqq. — Noack, Die christliche Mystik des Mittelalters. Königsberg 1853. — Außerdem ist noch hinzuweisen auf die einschlägigen Abhandlungen in den verschiedenen Hand- oder Lehrbüchern der profanen und der Kirchen-

Maße anführen. Um den verehrten Leserinnen und Lesern aus dem Laienkreise meine Abhandlung „genießbarer" zu machen, werde ich denselben auch durch die anzuwendende Methode entgegenkommen. Ich beabsichtige nämlich nicht, etwa mit einer philosophischen Definition der Mystik zu beginnen, um dann aus ihr alles weitere abzuleiten, sondern ich gedenke, nach Art der Mathematiker und Naturwissenschaftler vorzugehen. Wie der erstere die größten Operationen mit einem X durchführt, dessen eigentlichen Wert er oft erst nach seitenlangen Konstruktionen und Berechnungen kennen lernt, wie der letztere ihm gegebene Naturvorgänge und Naturobjekte experimentell zu analysieren und so in und aus ihren Elementen und der Art ihrer Zusammensetzung und der hierin begründeten und bestimmten Wirksamkeit, das heißt, ihrem Wesen nach zu erkennen strebt, so wollen auch wir zunächst sehen, was man in der deutschen Kultur — sei es, daß man sie als den genetischen Prozeß der Entwicklung unseres Volkes und seines Besitzes, sei es, daß man sie als das stabile Ergebnis desselben auffaßt — unter Mystik versteht. Nachdem wir durch diese Analyse ihre Elemente an sich sowohl, als auch in ihrer Zusammensetzung und in ihrer hieraus resultierenden Wirksamkeit erkannt haben, wird es uns ein Leichtes sein, in einer auf diesen Untersuchungen basierenden Definition der Mystik deren Wesen zu bestimmen. Durch eine auf diese Weise gewonnene Kenntnis der Mystik werden wir zur Erfassung der Bedeutung befähigt werden, welche dieselbe nicht nur für die Kultur des deutschen Volkes, sondern auch für diejenige der gesamten Menschheit hat, falls diese ihr erhabenes Ziel erreichen, das göttliche Ebenbild, nach dem sie geschaffen worden ist, in allseitiger und möglichst vollkommener Auswirkung und Ausbildung ihrer ihm entsprechenden Kräfte und Eigenschaften in sich individuell und sozial realisieren will.

Wie das Leben des einzelnen, so verläuft auch dasjenige der Menschheit und der gesellschaftlichen Verbände, in denen dieselbe in

---

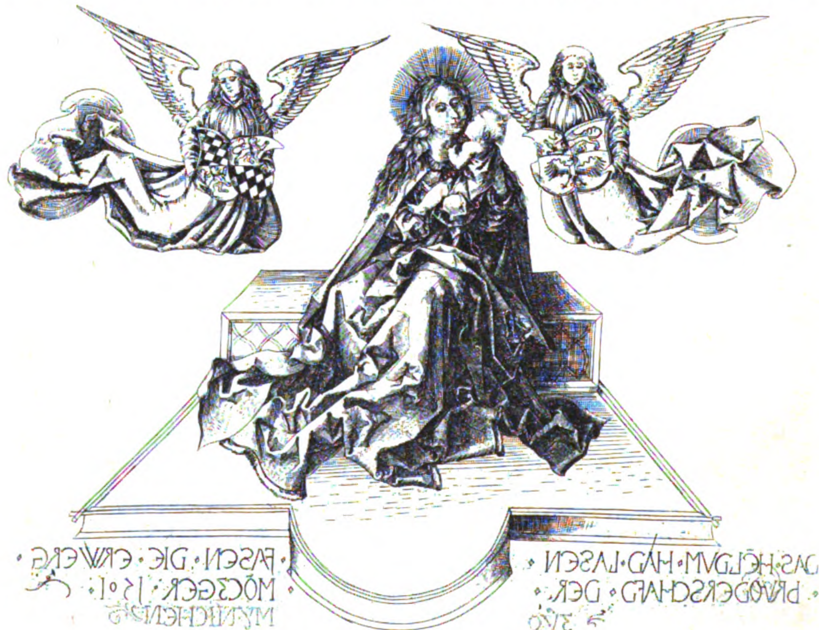
geschichte. — Franz Pfeiffer, Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. Leipzig. Bd. I 1845, Bd. II 1857. — Da ich durch die Güte des hochwürdigsten Herrn Abtes des Benediktiner-Stiftes München-Andechs P. Gregorius Danner O. S. B. in die Lage versetzt worden war, die Bibliothek des Klosters St. Bonifaz zu benützen, und da mir Hochw. Herr P. Dr. Odilo Rottmanner O. S. B. in liebenswürdigster Weise nicht nur durch Ueberlassung von Werken, sondern auch dadurch entgegenkam, daß er mir einschlägige Notizen zur Verfügung stellte, halte ich es für meine Pflicht, dem Herrn Prälaten und dem Herrn Bibliothekar von St. Bonifaz auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank auszusprechen.

der Entwicklung der Weltgeschichte auftritt. Von welcher Art diese auch sein mögen; sie erscheinen einmal, um nach der Erfüllung ihrer Aufgabe wieder vom Schauplatze ihres Wirkens abzutreten. Wie die nächsten Zwecke des Individuums je nach der Periode seines Lebens andere sind, wie der Uebergang von der einen zur andern für dasselbe Mühsal und Kampf, Verirrung und oft auch gänzliches Verfehlen des rechten Weges mit sich bringt, so stellt sich uns auch die Geschichte der Menschheit und ihrer nationalen Gebilde als unaufhörlicher Kampf dar. Kaum daß ein Volk auf dem Kampfplatze erschienen ist, so hat es nicht nur mit andern um die Anerkennung seiner Existenzberechtigung, sondern auch mit sich selbst zu ringen. Will es seine höchste Kulturaufgabe erfüllen, so wird die Erreichung dieses Zieles ihm ebenso gut wie jedem einzelnen unendlich viele Schweiß- und Blutstropfen kosten. Auch in seinem Leben wird der Uebergang in eine neue Periode unter denselben Erscheinungen stattfinden, welche den Beginn einer neuen Epoche im Verfolgen des Daseinszweckes durch den einzelnen erkennen lassen. Ein solch bedeutsamer Zeitpunkt ist für die Geschichte der Menschheit der Verfall des Mittelalters und das Aufblühen der Neuzeit. Die Macht des Beherrschers des Römischen Reiches deutscher Nation sank immer tiefer, während Ansehen und Einfluß der Reichsfürsten von Tag zu Tag wuchsen. Gegen den Universalismus, der in den Ideen der einen Kirche und des einen, alle christlichen Völker umfassenden Reiches seine Grundpfeiler hatte, erhob der Nationalismus immer kühner sein Haupt. Kämpfe und Leiden aller Art suchten das deutsche Volk heim. Es wußte nicht, wohin es sich um Rat, um Hilfe wenden sollte; stand es doch damals um diejenigen, deren Amt es ist, gerade in solchen Zeiten der leidenden Menschheit beizustehen, um den Klerus der Kirche im allgemeinen schlecht. Beghinen und Begharden richteten in Belgien und am Niederrhein ihr ganzes Streben auf eine Wiederbelebung des religiösen Lebens; die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus, deren Orden durch Honorius III. 1223 und 1217 die höchste kirchliche Bestätigung erhalten hatten, verfolgten das gleiche Ziel. Während jene die Ausführung ihrer Aufgabe ohne vorherige kirchliche Autorisation unternommen hatten, während sie in ihrer weltlich-klösterlichen Lebensweise dadurch schließlich in eine schiefe Stellung zur Kirche und ihrer Lehre gerieten, daß sie bezüglich des religiösen Lebens das Laien-Element, wenn auch nicht gerade über das geistliche, so doch insofern ihm gleichstellten, als sie die Anschauung vertraten, der Mensch bedürfe der Kirche und ihrer durch

Priester und Sakramente betätigten Vermittlung zur Erreichung seines Heiles nicht, wollten diese dem hungernden Volke das Manna des Lebens nur bringen als Abgesandte und Diener der Kirche. In Uebereinstimmung mit ihrem sichtbaren Oberhaupte hatten sie durch Aufstellung der zweiten und dritten Regel jene Institutionen ins Dasein gerufen, durch welche es sowohl den Personen des weiblichen Geschlechtes ermöglicht sein sollte, in den Nonnenklöstern ein demjenigen der Mönche der Mendikantenorden ähnliches höheres Leben zu führen, als auch die in der Welt lebenden Gläubigen im dritten Orden Aufnahme finden konnten, damit sie so als Tertiarier in einem dem Ordensleben organisch angegliederten Weltleben der Früchte des ersteren teilhaftig werden und durch sie gekräftigt um so erfolgreicher an der Selbstvervollkommnung arbeiten könnten. Auf seiten der ersteren kam die Idee der Demokratisierung des Heilsinstitutes zu immer größerer Herrschaft, während das ganze Streben der letzteren darauf gerichtet war, unter strenger Beobachtung der hierarchischen Verfassung der Kirche und ihrer Lehre über die einzig durch sie und in ihr gebotene ordentliche Vermittlung des Heils dem Volke das zu bieten, dessen es bedurfte. Gnade und Trost konnte und kann die Kirche denen, die ihre Gnadenmittel gebrauchen, aber nur dann durch diese vermitteln, wenn sich die Gläubigen derselben wahrhaft gläubig bedienen. Wie bloß äußerliche Zugehörigkeit zur Kirche dem Menschen nie zum Heile verhelfen kann, so ist die Erreichung eines im Stande der Gnade verlaufenden Lebens und der aus ihm quellenden Beseligung nur dem ermöglicht, der in und aus dem Glauben lebt, der nicht ein totes, sondern ein lebendes Glied am mystischen Leibe Christi ist. Sich selbst und andere in die Sphäre emporzuheben, in der der Glaube innerstes Erlebnis ist, das war das hohe Ziel, welches besonders in diesen Zeiten in Männer- und Frauenklöstern erstrebt wurde.

Im Norden und im Süden, am Niederrhein und in den Niederlanden, überall in Deutschland finden wir in der Zeit vom XII. bis zum XIV. Jahrhundert Männer und Frauen, die mit allen ihren Kräften nach der inneren Vervollkommnung trachteten. Aber nicht nur das eigene Ich und sein Glück lag ihnen am Herzen, sondern sie fühlten sich auch bestimmt, wie durch das Beispiel, das sie in ihrem Leben gaben, so auch durch Wort und Schrift andern ihr eigenes Glück mitzuteilen, sie den rechten Weg zu lehren, vor den Abwegen zu warnen und oft auch in Prophetien das zu verkünden, was sie in der Ekstase geschaut hatten. Wie im XIII. Jahrhundert

in Thüringen und Sachsen das mystische Leben in hoher Blüte stand, so war es im XII. in Bingen eine Hildegard, in Schönau eine Elisabeth, die in ihrem von der Welt abgewandten Innenleben sich in die Gottheit und ihre Mysterien versenkten. Töchter des thüringenschen Adels, die sich die Vereinigung mit Gott in der Schauung schon in dieser Welt zur besonderen Lebensaufgabe gemacht hatten, fanden im Cisterzienserinnenkloster Helfta Unterkunft. Ursprünglich zu Mansfeld vom Grafen Burkhard von Mansfeld 1229 gegründet, wurde das-



Votivtafel vom Jahre 1501 in der Klosterkirche zu Andechs.

selbe später von da nach Rodardesdorf verlegt. Nachdem sich dieser Ort wegen Wassermangels als ungünstig erwiesen hatte, wurde 1258 unter der Aebtissin Gertrud von Hackeborn Helfta als der Platz gewählt, der den Nonnen als Heim dienen sollte. Hier, eine halbe Stunde östlich von Eisleben, eine Tagereise westlich von Halle, lebten die frommen Frauen ihrem erhabenen Berufe bis zu der im Jahre 1342 erfolgten Zerstörung des Klosters. Seine Bedeutung in der Kulturgeschichte verdankt dieses stille Heim der Beterinnen dem reichen Schatze tief religiöser und hoher geistiger Bildung, der hier gesammelt und in rastloser Arbeit gepflegt wurde. Mit dem Namen Helftas werden auch diejenigen der genannten Aebtissin und ihrer Schwester Mechtild von Hackeborn unzertrennlich verbunden sein.

Wie die mit der erwähnten Gertrud nicht zu verwechselnde, gleichnamige Nonne, „die große Gertrud“, es durch die Kontemplation der Mysterien des Christentums zu einer tiefen Erkenntnis derselben und aus ihr entspringenden sittlichen Höhe brachte, wie eine Mechthild von Magdeburg, die nach einem dreißigjährigen Beghinenleben i. J. 1256 im Alter von 53 Jahren den Schleier genommen hatte, hier den inneren Drang stillen, sich die Geheimnisse der Religion im Erleben derselben aneignen konnte, so ermöglichte die Gelehrsamkeit einer Mechthild von Wippra der Aebtissin Gertrud die Erfüllung ihres Wunsches. Beschäftigung mit der hl. Schrift, Beschäftigung mit der Wissenschaft, Anschaffung einer Bibliothek durch Kauf und besonders durch ein von den Schwestern besorgtes Abschreiben von Büchern, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß dieselben imstande waren, sich bei derartiger Tätigkeit der lateinischen Sprache zu bedienen. Diese religiöse und wissenschaftliche Arbeit übten die Mitglieder des zweiten Ordens allerdings immer in einer gewissen Abhängigkeit von solchen des ersten. Sei es, daß die Mönche als geistliche Väter auf ganze Frauenklöster oder einzelne Glieder derselben einen Einfluß ausübten, sei es, daß geistige Freundschaft sie in christlicher Minne ihre Gedanken austauschen ließ und somit Ursache ähnlicher Art des religiösen Lebens wurde, Männer und Frauen erstrebten das gleiche Ziel. Und so kann es uns nicht überraschen, wenn wir in jener Zeit auch Männer im Ordensgewande finden, die in einem zarten Innenleben in der Beschauung sich in die Geheimnisse der göttlichen Offenbarung, der Gottheit selbst zu versenken suchten. Wenn nun auch dieses mystische Leben der Männer wie das gleiche Ziel, so auch die gleiche Basis wie dasjenige der Frauen hatte, so ist es doch begreiflich, wenn in der Art und Weise seiner Betätigung ein Unterschied hervortritt, der der Eigenartigkeit beider Geschlechter entspricht. Während die Mystik der Nonnen mehr praktisch war, so daß ihre Bestrebungen mehr auf das Erleben des Glaubens und auf die Belehrung darüber, wie man zu denselben gelangen könne, gingen, während ihr Trachten war, zur Ekstase zu gelangen, um in diesem von der Welt und der eigenen Körperlichkeit so viel als möglich getrennten und unabhängigen Zustande der Seele, in dem dieselbe einzig dem Einfluß des erleuchtenden göttlichen Lichtes ergeben war, das Glück der aus der Gott-Schauung quellenden Beseligung zu genießen, trat in derjenigen der Mönche mehr das theoretische Moment in den Vordergrund. Sie strebten auch darnach, im Schauen ihr Wissen zu vertiefen. Es genügte

ihnen nicht, durch trockene Distinktionen und Definitionen den Glauben zu erkennen, ihn gleichsam zu sezieren und so zum Gegenstande toter Wissenschaftlichkeit zu machen, sie wollten ihn als Ganzes erfassen, ihn in der mystischen Spekulation als erlebtes Lebensprinzip der Religion geistig durchdringen. Dieses Bestreben war nun weder der Kirche und ihrer Lehre fremd, noch kann man mit Recht behaupten, daß es in der Eigentümlichkeit des deutschen Nationalcharakters und seiner Entwicklung seine treibende Kraft gehabt habe. Nur das eine können wir sagen, daß gerade deutsche Angehörige des Predigerordens es waren, die zur Zeit des Verfalles der Wissenschaft und der Sittlichkeit ihrem Volke zur Hilfe eilten, indem sie in ihrem Heimatlande auf die Pflege eines wahrhaft religiösen Lebens hinwiesen. Wie schon ein Albertus Magnus, der 1193 zu Lauingen in Schwaben geboren, 1280 zu Köln gestorben war, die Notwendigkeit der Ausbildung des göttlichen Ebenbildes im Menschen hervorhob, so waren es ferner ein David von Augsburg und ein Theodorich von Freiburg, die im XIII. Jahrhundert in Wort und Schrift ihre Landsleute zu begeistern suchten, die darnach trachteten, ihr in Aeußerlichkeit verfallenes religiöses Leben zu vertiefen, Gott und seine Lehre zum Gegenstande ihres Denkens und Fühlens zu machen, die, wie ihr Zeitgenosse, der gefeierte Meister Eckhart, in der Pflege der mystischen Schauung der religiösen Wahrheiten als im Erleben derselben von seiten des Volkes dessen Heil erkannten. 1260 geboren, trat Johann Eckhart von Hochheim bei Gotha in den Predigerorden ein, in dem er sowohl als Lehrer, als auch in den verschiedenen Stellungen, die er bekleidete, ebenso geachtet war, wie er als Prediger in ganz Deutschland in hohem Ansehen stand. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß er in mancher Beziehung von der Lehre der Kirche abwich, so daß diese genötigt war, in einer i. J. 1329 veröffentlichten Bulle Johanns XXII. 28 von ihm aufgestellte Lehrsätze teils als häretisch, teils als der Häresie verdächtig, mit dem Anathem zu belegen. Da jedoch Eckhart vor seinem 1327 in Köln erfolgten Tode seine Lehre und Schriften dem kirchlichen Urteile unterworfen hatte, wurde von einer Verurteilung unseres Mystikers als Häretiker Abstand genommen. Eckharts Stellung zur Lehre der Kirche ist insofern von besonderer Bedeutung, als die späteren Mystiker, je nachdem sie das häretische Moment seiner Anschauungen aufnahmen und zum Ferment ihrer Theorien machten oder unter Ausscheidung desselben das von ihm Gebotene weiter verwendeten und ausbildeten, in zwei Gruppen zerfallen, von denen die eine als die nicht kirchliche Richtung der orthodoxen Mystik

gegenüber steht. All' die vielen hier zu erwähnen, all' die Lehren derer hier zu behandeln, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, durch persönliche Pflege und Lehre der Mystik das religiöse Leben zu heben, würde viel zu sehr ins Detail führen, als es mit dem Zwecke dieser Arbeit vereinbar wäre. Wollte ich hier die Geschichte eines Albrecht des Lehrmeisters, eines Mönches von Heilsbronn, eines Bruders Kraft, Heinrich von Löwen, Hartmann von Kronenberg, eines Erbe, eines Eckhart Rube geben, wollte ich von den frommen Frauen noch reden, die in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts durch besondere Pflege des mystischen Lebens sich hervorgetan haben, wollte ich die Werke aller Mystiker und all das zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, was uns von ihrem Leben und Lehren Kenntnis gibt, ich müßte nicht nur wiederholen, was andere bereits viel besser gesagt haben, sondern ich müßte auf die Ausführung meines Vorsatzes, die Entwicklung der deutschen Mystik im großen und ganzen vorzuführen, Verzicht leisten. Daher möge es mir gestattet sein, nur in einigen Worten darauf hinzuweisen, wie der Zeitgenosse und Ordensbruder Eckharts Nikolaus von Straßburg als dessen Verteidiger und als Prediger für die deutsche Mystik in Betracht kommt, wie in den Orten, an welchen der Meister besonders gewirkt hatte, seine Anschauungen gepflegt wurden. Während ein Giseler von Slatheim und Helwig von Germar in Erfurt wirkten, ist die Betreibung der Mystik in Straßburg und Köln an die Namen Johann von Sterngassen und Tauler, an denjenigen eines der bedeutendsten Schüler Eckharts, des jüngeren Eckhart, bei dem Gemüt und Verstand in schönster Harmonie standen, und eines Florentius von Utrecht geknüpft. Der Dominikaner Heinrich Suso, der am 21. März 1295 zu Ueberlingen am Bodensee geboren wurde und 1366 in Ulm gestorben ist, der in strenger Selbstverleugnung und Selbstpeinigung sich den inneren Frieden zu erkämpfen suchte, der von seinem vierzigsten Lebensjahre an schwere Prüfungen zu bestehen hatte, war einer der hervorragendsten Vertreter deutscher Mystik. Seine Bedeutung liegt nicht nur in seinem Lebenswandel und in seiner Lehre, sondern auch in dem Einfluß, den er auf das betrachtende Leben frommer Frauen seiner Zeit ausübte; so unterwarf sich seiner mündlichen und schriftlichen Belehrung eine Elisabeth Stagel, die seit 1337 als Klosterschwester zu Töß lebte, und die ihrem Führer auf dem Wege zum Heile in verehrungsvoller Liebe ergeben war. Wie diese darauf ausging, ihr kontemplatives Leben durch übermäßig strenge Selbstzucht, ja durch Selbstpeinigung zu fördern, bis sie durch ihren

geistlichen Vater in die richtigen Schranken gewiesen wurde, so waren es auch die selbst auferlegten Bußübungen, die das Beichtkind Konrads von Füssen, die i. J. 1277 in Nürnberg geborene Christine Ebner, im Kloster Engelthal häufige ekstasische Zustände haben, ja als Frucht eines beschaulichen Lebens bei ihr anstreben ließen, wie auch



Kreuzigungsgruppe, Nördlingen, Hauptkirche (schwäbische Arbeit des XV. Jahrhunderts).

ihre Mitschwester, die gleichfalls aus einer Nürnberger Patrizierfamilie stammende, 1375 gestorbene Adelheid Langmann, in visionären Verzückungen die Geheimnisse des Glaubens schaute und daraus Kraft zu weiterer Selbstvervollkommnung schöpfte. Aehnlich wie das Leben der genannten Frauen ist auch dasjenige der mit der oben erwähnten

Christine Ebner jedenfalls verwandten Margaretha Ebner, die 1291 geboren wurde und aus Donauwörth stammt. Schwere psychische und physische Leiden suchten Margaretha heim, nachdem sie zuerst als Laien- und dann als Ordensschwester in dem in der Nähe ihrer Geburtsstadt gelegenen Kloster Maria Mödingen ihr Heim gefunden hatte. Die innige Betrachtung des Leidens Christi fesselt sie jahrelang an das Krankenlager; Leiden bilden die Einleitung jener oft lange währenden Stadien, in denen sie in einem dem Tode ähnlichen Zustand mit der Mitwelt nur durch den Gehörssinn in Verbindung steht. An ihrem ganzen Körper gelähmt, genießt sie in ihren Visionen ein geistiges Leben höchster Vollkommenheit; alles wird ihr geoffenbart, Geheimnisse des Glaubens, Geschicke der Menschen, Ereignisse der Zukunft. Wie sie vom Jahre 1328 an Heinrich von Nördlingen, der wahrscheinlich um diese Zeit die Priesterstelle in Stetten bei Maria Mödingen erhalten hatte, einen Führer gefunden hatte, mit dem sie in freundschaftlichem Verkehre stand, so war es ihr Leben, welches im Laufe der Jahre das Verhältnis sich derart ändern ließ, daß der ehemalige Lehrer und Führer Margarethas sich schließlich bei der von ihm wie eine Heilige und Prophetin verehrten geistlichen Tochter Trost im Leid, Kraft im Kampf, Belehrung im Zweifel erbittet. Durch ihn stand diese († 1351) fromme Frau auch in Beziehung zu den sogenannten „Gottesfreunden", die sich, ohne durch ein äußeres Band verbunden zu sein, durch die innere Gesinnung geeint fühlten, in der sie in einem asketischen Leben ihr Heil suchten. Dieser Vereinigung gehörten auch Otto von Passau, die schon erwähnte Christine Ebner und nicht nur viele Welt- und Klostergeistliche und Nonnen, sondern auch viele Laien an, die alle das gleiche Streben zusammenhielt. Entstehung und Namen verdankt diese Gemeinschaft — wenn wir sie so nennen dürfen — einem Straßburger Kaufmann Rulmann Merswin. Derselbe hatte sich i. J. 1347 zu einem asketischen Leben bekehrt, wirkte durch verschiedene Schriften auf die Oeffentlichkeit ein, indem er Gleichgesinnte als „Gottesfreunde" um sich zu sammeln suchte, ihnen durch die 1366 erfolgte Gründung des Bruderhauses zum grünen Wört (Straßburg) ein Heim schaffte. In demselben lebten die Gottesfreunde nach den Regeln des „Gottesfreundes vom Oberlande", welcher, wie die neuesten Nachweisungen klar zeigen, nicht als eine historische Persönlichkeit aufzufassen ist, sondern der vielmehr ein von Merswin[1]) fingiertes Ideal des Laienpriestertums

[1]) Erst, nachdem diese Arbeit bereits in Druck gegeben war, erschien unter dem Titel „Der Gottesfreund vom Oberlande. Eine Erfindung des Straßburger

ist, durch dessen geheimnisvolle Eigenartigkeit unser Straßburger Kaufmann sein eigenes Ansehen bei seinen Freunden heben wollte, um so seinen Lehren und Anweisungen größeren Nachdruck zu verleihen. In Straßburg stand auch noch die Wiege eines andern Mystikers. Hier wurde i. J. 1300 der berühmte Dominikanerprediger Johannes Tauler geboren. Nachdem er die in den Statuten des Predigerordens vorgeschriebenen Studien absolviert hatte, betrat er den gleichen Lebensweg, auf dem so viele seiner Ordensbrüder im Dienste der Menschheit und der Kirche ihre Lebensaufgabe gottgefällig zu lösen suchten. In der aufopfernden Tätigkeit des Predigers und des geistlichen Vaters floß sein Leben dahin. Am 16. Juni 1361 starb er. 20 Jahre nach dem Tode dieses „doctor sublimis" starb in einem Kloster der regulierten Chorherren bei Brüssel, dessen Prior Johannes Ruysbrock, der bedeutendste niederländische Mystiker. In das XV. Jahrhundert gehören der berühmte Kanzler der Pariser Universität, Gerson, und der Verfasser der „Nachfolge Christi", Thomas von Kempen, der 1471 als Priester und Subprior der Augustiner-Chorherren auf dem Agnetenberge bei Zwolle starb.

Nachdem wir im Vorhergehenden einen flüchtigen Blick auf die Mystik geworfen haben, der uns gezeigt hat, welche Persönlichkeiten in Deutschland hauptsächlich als Vertreter derselben in Betracht kommen, wird es jetzt unsere Aufgabe sein, uns einen Einblick in ihre Lehre zu verschaffen. Diese lernen wir kennen aus ihren Werken und aus dem, was andere über sie und über die Schicksale ihres Lebens geschrieben haben. Diese ganze umfangreiche Literatur hier zu behandeln, all die Werke hier anzuführen, die bei den einschlägigen Untersuchungen zu gebrauchen sind, das kann unmöglich meine Aufgabe sein. Es möge hier nur hervorgehoben werden, daß nicht bloß die Predigten, Briefe und was sonst von den Mystikern in deutscher Sprache verfaßt worden ist, als Quelle für die Erkenntnis ihrer Lehren heranzuziehen sind — womit natürlich nicht deren Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Sprache irgendwie geringschätzig beurteilt werden soll —, sondern daß nicht zuletzt die lateinischen Schriften derselben, besonders eines Meister Eckhart, für die richtige Erkenntnis ihrer Anschauungen maßgebend sind. Denn als systematische verdienen die lateinischen Werke jedenfalls den Vorzug vor gelegentlich abgefaßten Briefen oder Predigten, wie ja auch der Umstand, daß wir um jene Zeit bereits eine feststehende Terminologie in der

Johanniterbruders Nikolaus von Löwen" von Karl Rieder. Innsbruck 1905. Meine Angabe stützt sich auf die Untersuchungen P. Denifles.

lateinischen Sprache haben, diese viel geeigneter erscheinen läßt, als die noch in der Bildung begriffene deutsche, wenn es sich um einen präzisen, nicht mißverständlichen Ausdruck handelt, wenn es darauf ankommt, die Lehre eines andern kennen zu lernen.

Schon im Vorhergehenden haben wir Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wie zu jener Zeit, als in Deutschland die Mystik in Blüte stand, das öffentliche Leben sehr viel zu wünschen übrig ließ. Nicht nur die politischen Zustände trugen die Schuld an den Leiden, von denen das deutsche Volk heimgesucht wurde, sondern auch die Wirren in der Kirche, die Veräußerlichung des religiösen Lebens. Wenn man ein Glied der Kirche war, wenn man ihren Vorschriften durch Erfüllung nachkam, wenn man ihre Sakramente gebrauchte, gute



Kopf des Gekreuzigten. Nördlingen, Hauptkirche.

Werke verrichtete, so glaubte man, der Erreichung des Heiles sicher zu sein. Man hätte auch recht gehabt, wenn man nicht eines ganz außer acht gelassen hätte, ohne das auch die Kirche den Menschen das Heil nicht vermitteln kann. Und dieses eine ist die erforderliche innere Gesinnung, in welcher der Heilsbedürftige als Glied der Kirche leben muß. Darum suchten die Mystiker mit all ihren Kräften im Herzen des Volkes das zum Teil verlorene Gut eines lebensvollen Glaubens wieder zu erwecken. Aus den sittlich-religiösen Zuständen ihrer Zeit leuchtet es ein und erklärt es sich zugleich, daß sie in ihren mündlichen und schriftlichen Mahnungen immer das gleiche Ziel verfolgen. Verbunden mit der Warnung vor übermäßig strengen Bußwerken begegnet uns überall die Lehre, daß alles Heil vom Glauben abhänge.

Nur dann, wenn wir davon überzeugt sind, daß durch Christi Opfer die Versöhnung der sündigen Menschheit mit dem heiligen Gott ist vollzogen worden, nur dann, wenn dieser Glaube in uns so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß unsere ganze Lebensbetätigung in und aus demselben sich vollzieht, nur dann, wenn der Glaube das Ferment unseres Lebens geworden ist, werden wir zum Ziele gelangen. Indem die Mystiker in ihren Lehren das Hauptgewicht auf Hervorbringung eines solchen Glaubens in den ihrer Obhut anvertrauten Seelen legten, drangen sie natürlich in ihre geistlichen Kinder, sich immer mehr in den Glaubensinhalt zu vertiefen. In sich sollten die Gläubigen die Geheimnisse Gottes und seines Heilswerkes für die Menschheit schauen; so sollten sie sich in dieselben versenken, daß vor ihrem geistigen Auge das dreieinige Gottesleben, das Schaffen Gottes, die göttliche Erlösung des Menschen nicht etwa bloß als Ergebnis einer dialektischen Erörterung und nach Art einer solchen stehe, sondern so, daß sie ihr eigenes Erlebnis werde. In der Meditation von der Welt losgelöst soll der Mensch einzudringen suchen in die Tiefen der Gottheit, um ihren in der Vollkommenheit der Dreipersönlichkeit sich vollziehenden Lebensprozeß zu schauen, um ihre in der Schöpfung sich manifestierende Allmacht, um ihre in der Erlösung wirkende Liebe zu erfassen als etwas, was nicht als ein Fremdes außer ihnen steht, sondern als ein solches, welches im Glauben Eigentum ihrer selbst geworden ist. Aus einem solchen Glaubensleben heraus sollte der Mensch wirken. Wenn sie einerseits lehrten, der lebensvolle Glaube verschaffe das Heil, nicht die Werke ohne denselben, so waren sie doch andererseits auch darauf bedacht, durch Wort und Beispiel, die Gläubigen zur Pflichterfüllung gegenüber den Geboten der Kirche anzuhalten, zum beschaulichen und tätigen Leben in und aus dem Glauben. Bei der theoretischen Behandlung der in Betracht kommenden theologischen und philosophischen Fragen ergaben sich natürlich häufig Verschiedenheiten. Da ich natürlich mit Rücksicht auf den Leserkreis, für den diese Abhandlung bestimmt ist, auf deren Erörterung mich nicht ausführlich einlassen kann, mögen einige kurze Hinweise genügen.

In Rücksicht auf die praktische Seite der Mystik knüpfte man an das göttliche Ebendbild im Menschen und seine Ausbildung an. Die hieraus sich ergebenden Fragen bezüglich des Verhältnisses des Menschen zu Gott und Welt suchte man nach Art der scholastischen Philosophie zu lösen. Während den einen diese Aufgabe so gelang, daß sie in Uebereinstimmung mit dem Dogma blieben, kamen andere,



Ulrich Apt (ca. 1486 bis ca. 1532): Hl. Narcissus und Ev. Matthäus, Mittelstück eines Altarbildes. München, alte Pinakothek No. 292a.

unter ihnen Meister Eckhart, mit demselben dadurch in Konflikt, daß die von Dionysius Areopagita hergenommene, von Plotin weiter ausgebildete und durch die Juden und Araber zur Kenntnis der Christen gelangte neuplatonische, pantheistische Emanationstheorie auf ihre Spekulationen derart von Einfluß war, daß die Verflachung des Schöpfungsbegriffes eine Vermischung von Gott und Welt und dem Wesen beider zur Folge hatte. Aber nicht nur in bezug hierauf, sondern bezgl. reiner Glaubensfragen zeigte sich bei den Mystikern eine Dissonanz. Diese hatte ihren Grund in der Unterschätzung der Werke im Verhältnis zum Glauben, die man aus manchen Aeußerungen entnehmen kann. Mit dieser im allgemeinen jedenfalls nicht beabsichtigten Herabdrückung der Bedeutung der Werke für die Religion hängt auch eine an manchen Stellen hervortretende Geringschätzung der Kirche und ihres Mittleramtes zusammen. Dadurch nun, daß Denker späterer Jahrhunderte den pantheistischen Gedanken, der in manchen mystischen Spekulationen sich fand, aufnahmen und weiter ausbildeten, wurde der pantheistische Mystizismus, der in den verschiedenen theosophischen Systemen bis zur Gegenwart sich findet, allerdings in Verkennung des wahren Prinzips der echten Mystik mit Unrecht als Frucht derselben angesehen, ja mit derselben gleichgestellt. Ebensowenig kann man die Mystik in dem Sinne als Vorläuferin der Reformation auffassen, daß man aus der Stellung, welche in ihr der Glaube einnimmt, schließt, das sola-fides-Prinzip sei in ihr schon implicite enthalten. Denn eine Schätzung des Glaubens in seinem Sinne findet sich nur stellenweise, während die Grundlehre ist, zur Erreichung der Seligkeit sei ein Leben, d. h. ein Denken und Handeln in und aus dem Glauben erforderlich. Dieser letzte Satz sagt uns auch, was Mystik ist. Als Leben gefaßt, bedeutet Mystik eine Lebensbetätigung, deren Grundlage und Sphäre der Glaube an Gott, speziell derjenige an Christus und sein Werk ist, während das System derselben in der Lehre über sie besteht. Aus dieser Erklärung der Mystik ergibt sich aber auch, daß dieselbe nur insofern als deutsche gefaßt werden kann, als sie in Deutschland wiederbelebt und betrieben wurde; wogegen nicht das geringste Recht besteht, die Mystik, deren Methode ebenso scholastisch ist wie die eines Thomas von Aquino, als Produkt deutscher Nationalität aufzufassen. Sie ist, wie Harnack in seiner Dogmengeschichte sagt, katholisch. Ebensowenig kann behauptet werden, daß die Predigt in der Muttersprache und die Art, in welcher dem gläubigen Volke die Geheimnisse des christlichen Glaubens vorgetragen wurden, deutschen Ursprungs sei. Denn wie die Verkündigung der

frohen Botschaft in der Muttersprache von seiten der kirchlichen Zentralbehörde im allgemeinen vorgeschrieben worden war, so waren auch amtliche Anmerkungen und Belehrungen von den verschiedensten Stellen in lateinischer und deutscher Sprache bzgl. des zu wählenden Inhaltes ergangen.[1]) Auch für die Form wurde das Ausland Vorbild. In der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts verließ man die bisherige Methode, sich an die Homilien der Kirchenväter und an die deutschen Kirchenschriftsteller namentlich des IX. Jahrhunderts anzuschließen. Um diese Zeit nahm man sich die durch das Studium der Theologie bedeutend gehobene Kanzelberedsamkeit der Franzosen zum Muster. Durch ihre Ausbildung in Deutschland entstand bei



Geburt Christi.

uns die einheitliche (thematische) und originelle Volkspredigt, deren genialster Vertreter Berthold von Regensburg ist.[2]) Aber nicht nur insofern war die Mystik für das Leben des deutschen Volkes von Bedeutung, als sie auf die innere Religiosität fördernd einwirkte, als sie die Prediger mehr und mehr auf das Ziel hinarbeiten ließ, die Religion zum Lebensinhalte des gläubigen Volkes zu machen, sondern auch im praktischen Leben zeitigte sie ihre Früchte. Wie wären wohl die erhabenen Dome und all die Kunstwerke, die in jener Zeit

---

[1]) E. Michael S. J., Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgange des Mittelalters. II. Freiburg i. B. 1899. p. 99 103.

[2]) ib. p. 112/43.



Matthäus Schiestl: Erwin von Steinbach. Originallithographie.

entstanden sind, möglich gewesen, wie hätte auf Thüringens Boden die Blüte des dritten Ordens des hl. Franziskus — eine hl. Elisabeth — ihre charitative Wirksamkeit in so hohem Maße entfalten können, hätte nicht — um mit Bayersdorfer zu reden — der Stil dieses Lebens und dieser Kunst seine Wurzel im Mystischen gehabt. Freilich kann dieses Mystische nur das eine sein, welches wir in der Kirche als in dem mystischen Leibe Christi und ihren Gnadenmitteln haben, deren Stifter als der Sohn der jungfräulichen Braut des Heiligen Geistes die substantiale Grundlage aller Mystik ist; denn dieser ist als der in hypostatischer Union inkarnierte Logos die wahrhaft kraftspendende Ursache des Heiles der Menschheit, als die er nicht nur von sich sagen konnte, sondern, um sein Wesen voll und ganz zu bezeichnen, mußte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“[1])

Dr. Ernst Degen.

Die heutigen Kunstzustände



ill man sich einen Begriff davon machen, wie weit es die bildende Kunst in den letzten Dezennien gebracht hat, so gewinnt man annähernd ein übersichtliches Bild, wenn wir die Kunstausstellungen betrachten. Prüft man eingehend die Gesamterscheinung und den Charakter unsrer heutigen Kunst, gleichviel, ob man dabei die großen Veranstaltungen in München, Berlin, Paris oder sonst eine in den vielen Großstädten im Auge hat, so ist das Resultat ein trostloses nach mehreren Richtungen hin. — Es gibt da überall Kunstwerke, an denen das Publikum achtlos vorübergeht und ihnen keine Würdigung schenkt, dann wieder nichtige Dinge, die es bewundert, anstaunt und mitunter auch kauft. Fast auf allen Ausstellungen hängt Grobes und Feines nebeneinander, und gerade bei den wenigen Arbeiten, welche den Ideen der Zeitströmungen nachgehen, und die immerhin hervorragende genannt werden müssen, lernt man einsehen, daß diese Kunst nur für Künstler und wenige Auserwählte geschaffen ist, und daß man sich sagen muß, die Allgemeinheit verstehe nichts von diesen Werken und könne auch nichts verstehen, weil der Weg zu dieser Kunst weit und abseits liegt, da kein Zu-

[1]) Joh. 14, 6.

sammenhang mit der Tradition vorhanden ist. — Für die Bildhauer bietet zwar unsere denkmalfreudige Zeit viele Gelegenheit zur künstlerischen Tätigkeit, aber hier schwingen sich die einzelnen Gemeinden, welche Monumente bestellen, selten über die schablonenhafte Gestaltung hinaus, und was in Plastik auf den Friedhöfen geleistet wird, gehört durchwegs zum Dilettantismus. — Dann haben wir die sogenannte Kunst, die auf rein stofflicher Basis beruht; hierher gehört in erster Linie die Anekdotenmalerei, die mit aufdringlichsten Mitteln den Beschauer durch wohlfeile Mätzchen lockt. Mit dieser Scheinkunst ist niemandem gedient, am allerwenigsten dem Volke, das dadurch noch geradezu verbildet und von der wahren Kunst abgelenkt wird. Daß es im Bildnisfache ebenfalls nicht besser bestellt ist, zeigt der große Abstand zwischen Lenbachscher Kunst und die Menge von handwerklichen Porträts; das meiste ist direkt unbedeutend und man sieht es diesen Bildnissen letzterer Sorte an, daß sie nur zur Wohlgefälligkeit des Bestellers, nicht aus der Individualität des Künstlers heraus geschaffen sind und durch Abstreifen jedes charakteristischen Zuges zu nichtssagenden Puppenköpfen umgestaltet wurden. Denkt man an die vergangenen Kunstepochen, so begegnet uns bei den alten Meistern nichts derartiges. Allerdings hatten diese keine unzähligen Kunstziele und Kunstsparten wie die Künstler von heute. In Hellas in Italien, in Flandern, in Holland ging die Kunst Hand in Hand mit den übrigen Kulturzweigen der Religion und der Wissenschaft; sie war Sache des Staates, der Kirche oder der Fürsten, und es ist kein Zufall, sondern in den Anschauungen jener Zeit begründet, daß gerade dadurch die höchsten Kunstblüten sich entfalteten zum Dienste eines großen Zweckes. Nun, da die Kunst nicht mehr so ausgiebig von der Kirche gepflegt werden kann, weil ihr die großen Mittel nicht mehr zur Verfügung stehen, ferner die alten kunstsinnigen Familien und Patriziergeschlechter ausgestorben zu sein scheinen, sind der Kunst die Pulsadern unterbunden; es fehlt ihr an Gunst, an Abnehmern. Was wäre in Griechenland die Kunst ohne die vornehme Klasse gewesen, was in Italien die Renaissanze ohne Julius II. und die Mediceer! Solche Kunstgönner fehlen heute ganz und was von der Kunstpflege des Privatmannes und Sammlers zu halten ist, der nach Tagesgrößen fischt und ein Werk nach dem Kurse bemißt wie ein Börsenpapier, braucht wohl nicht erst erörtert zu werden. Da war Graf Schack trotz aller seiner Fehler noch eine rühmliche Ausnahme. — Die Folge dieser Uebelstände ist, daß die heutige Kunst zwecklos einem unbestimmten Ziele

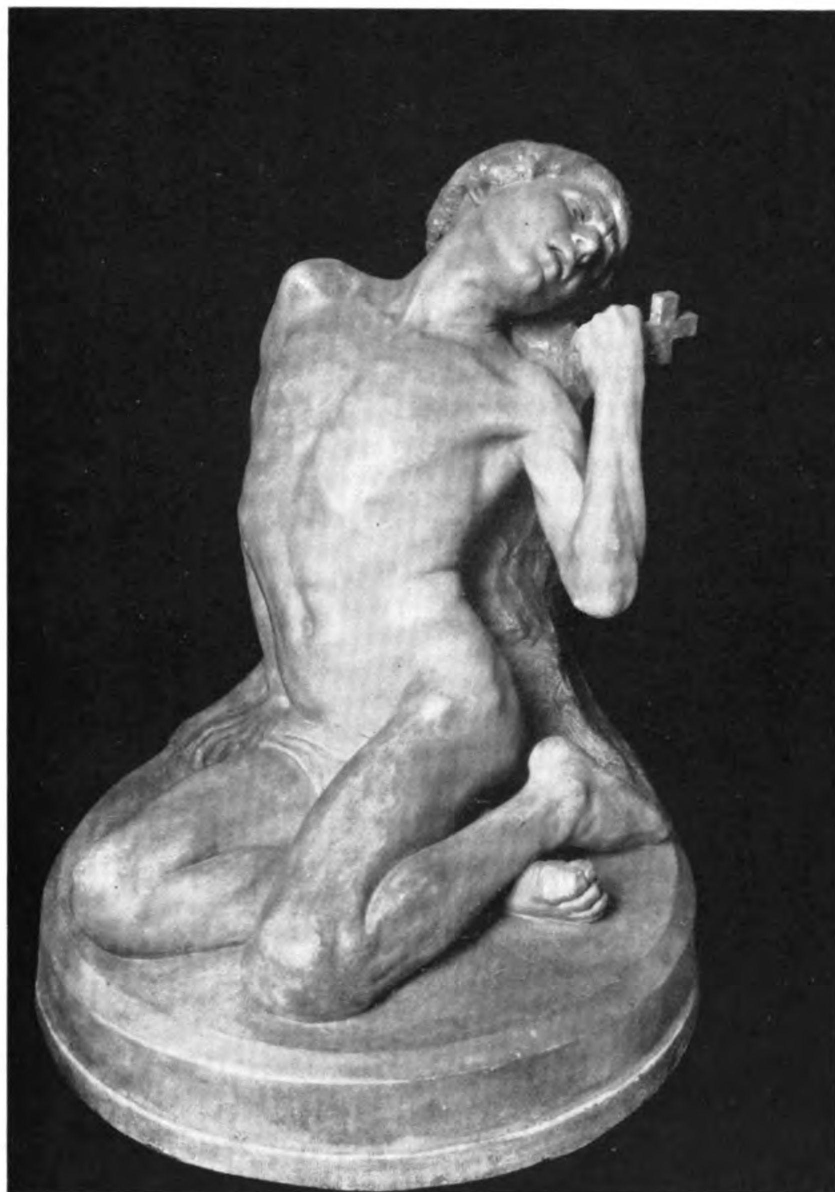
zuwankt und dabei von einem Extrem in das andere gerät. Nur um aufzufallen, den Beschauer zu fesseln, werden die reklamenhaftesten Stoffe, die witzigsten Motivchen nicht verschmäht; denn diejenigen, welche auf den Allerweltsgeschmack, der ja bekanntlich überhaupt keiner ist, ihre Spekulation setzen, sind zahlreich. Vor lauter scheinbarer Geistigkeit und raffinierter Ueberkultur oder Kunstblasiertheit einerseits und billiger Effekthascherei anderseits ist die Kunst erkrankt; es fehlt ihr der Nährboden der gesunden, frisch pulsierenden Volkstümlichkeit im Sinne Rembrandts oder Dürers. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese alten Meister von der Masse des Volkes von Anfang an geschätzt waren, im Gegenteil: Ihre Kunst wurde zuerst ebensowenig verstanden wie heute diejenige Böcklins oder Hans Thomas. Nur ward sie von einer Schar Wissender und Kunstempfindender hochgehalten und das Volk zu ihr in ein abhängiges Verhältnis gebracht. Durch diese indirekte Wirkung des Künstlers auf das Volk sieht man es in allen Kulturepochen als ein gehorchendes, die Kunst willig aufnehmen und allmählich verstehen und lieben lernen. Und wenn, ganz abgesehen von Griechenland, im Mittelalter von der himmelanstrebenden Kathedrale bis zum Brunnen auf dem Markte, vom prunkvollsten Goldgefäße bis zur einfachen Töpferware und dem täglichen Küchengerät ein wohlausgebildeter Sinn für das Geschmackvolle ausging, so war diese Erscheinung jener ganz bestimmten dominierenden Macht zuzuschreiben, welche das Volk lenkte und beherrschte. Diese künstlerische, feingebildete Herrschaft, der die Kunstpflege als Ehrensache galt, fehlt heute ganz und diesem Mangel ist das Fehlen einer großen Wirkung der Kunst anzurechnen, einer Wirkung, die auf die Beherrschung der Massen gerichtet ist. Denn wenn der Staat, die dominierenden Geister, die vornehme Gesellschaft dem Künstler nicht hilft und ihn dem Volke nicht aufzwingt, kann das Volk den Künstler und sein Werk auch nicht in sich aufnehmen. Von dem Volke selbst aber das Verständnis für die Kunst verlangen oder gar wollen, daß es sich selber Künstler schaffe, hieße, die ganze Kulturentwicklung in ihrer logischen Folgerung umkehren. Heute erst recht würden die Sozialangehauchten die Kunst als solche in ihr Programm unmöglich aufnehmen können, da sie nicht zum direkt Nützlichen gehört. Die Kunst entsteht aus Ueberschuß an Kraft, sie ist Luxus und im rein praktischen Leben Ueberfluß in der ökonomischen Wirtschaftsführung. Eben aus Ueberschuß an Kraft, an Mitteln, entsproßte zu allen Zeiten die gewaltige Monumentalkunst in Architektur,

Plastik und Malerei. Aus der Wandmalerei entwickelte sich die Tafelmalerei in all ihren Abzweigungen. Heute ist diese große ernste Kunst das Stiefkind unserer Zeit geworden, die Kunst, welche berufen wäre, am ehesten der Zeit die Signatur zu geben. Wände würden genügend zur Verfügung stehen, aber es fehlt an Mitteln, an gutem Wollen und guten Absichten, nur nicht an Künstlern, die sie wohl ausüben könnten. Das Fehlen jeder größeren Monumentalkunst pflegen kurzsichtige Kunstfreunde dahin zu erklären, daß der heutigen Malergeneration das Gefühl für den großen Stil abhanden gekommen wäre, der Hinweis auf das eminente Malergenie Böcklin dürfte aber allein schon genügend Gegenbeweis sein, denn man darf nicht vergessen, daß gerade jener die ureigenste Begabung besessen, der Wandmalerei einen großen Zug zu geben und neue Wege zu weisen. Was wir hier verloren haben, indem es durch Böcklin unausgesprochen blieb, dessen ganze Natur, die Basler Fresken bestätigen es, dazu drängte, sich im Monumentalen ausleben zu können, ist nicht zu sagen. Auch Piglheins starkes Talent und Hans von Marées eigentümlich großartige Veranlagung sind durch den Mangel an monumentalen Aufträgen verkümmert. Und sehen wir nicht heute in der „Scholle" eine ganze Schar starker Talente heranwachsen, die wohl berufen wären, gerade der Wandmalerei neues Leben einzuhauchen, trotz aller Mängel, die wie Schlacken anhaften, über welche die Philister allerdings nicht hinwegkommen. Auch diese jungen Künstler würden mit ihren Zielen wachsen. Ebenfalls alle diejenigen, welche keine Trennung der sogenannten hohen Kunst vom Kunstgewerbe anerkennen und sich dem letzteren angliederten, ein Gebiet, das doch noch etwas anderes verlangt als Bilder und Bildchen herzustellen, die eingerahmt werden, um auf Ausstellungen eine Zeitlang nutzlos zu paradieren. In diesen leicht beweglichen Werken hat denn auch die Kunst unserer Tage Triumphe gefeiert, mitunter recht zweifelhafter Natur, da sie oft Kunst und Mache verwechselte und jetzt stehen wir noch immer im Zeichen der Technik. In dieser allein liegt ein starker Zug zum Virtuosenhaften, zum Kunstreitertum, weil es gar so nahe liegt, zu verblüffen, zu imponieren, statt zur stillen Genußfreude anzuregen. Die ganze Geschichte der Malerei weist in all ihren Epochen solche Proben der Kunstfertigkeit auf und unsere Zeit führt sie in Hülle und Fülle vor. Man braucht dabei nicht nur an die Klein- und Detailmaler zu denken, die breiten, kecken Pinselfexer mit ihrem sogenannten kühnen Wagemut gehören ebenfalls hieher. Das Schlimmste jedoch

ist, wie schon angedeutet, daß jetzt die Kunst der Spekulation freigegeben wurde, daß außerdem durch die fabrikmäßige Produktionsweise, welche das künstlerische Schaffen in den Dienst der Industrie hineingezwängt hat und nur Kapital herauszuschlagen sucht, dem Publikum die Kunst noch mehr entfremdet wird. Schon die ganze Käuflichkeit der Kunst hat sie, es ist ein hartes Wort, prostituiert; denn es gehört nur Geld dazu, um die leichtbeweglichen, nicht mehr an einen bestimmten Platz gebundenen Werke erwerben zu können. Sie werden dann auch dem Werte entsprechend möglichst gut verschlossen gehalten, wie Banknoten und Wertpapiere, um für ganz kurze Zeit an der Oeffentlichkeit zu erscheinen und dann rasch in dichtgedrängten Auktionslokalen den Besitzer zu wechseln. Was ginge verloren, wenn diese überall versteckten Kunstschätze mit einem Schlage vernichtet würden? Nichts, gar nichts, da der Allgemeinheit, eingeschlossen die Besitzer, wenn nicht Kunstgenuß, sondern Gewinnsucht zum Sammeln veranlaßte, diese Kunst unserer Epoche, entgegen den früheren Zeiten, nicht zugute kommt. Wie viel Geld an Kunstwerken binnen kurzer Zeit auf diese Weise von Händlern und sogenannten Kunstliebhabern verdient wird, beweisen die Auktionen in allen großen Kunstzentren. Es gleichen diese Veranstaltungen auf ein Haar dem Börsenspiel und wenn einmal von letzterem gesagt wurde: „Fast jeder durch das Spiel erreichte Erwerb ist unsittlich, der durch das Börsenspiel errungene ist es in jedem Fall," so ist der an den Kunstwerken erlangte Gewinn es noch weit mehr. Empörenderes kann es nicht geben als den Gedanken, daß die besten Künstler nach einem dornen- und sorgenvollen Leben im Elend sterben und habgierige Geschäftsmenschen durch deren Werke immense Reichtümer sammeln konnten. — Ein ganz anderes Bild entrollt sich, wenn aber, wie ehedem, Jan van Eyck oder Velasquez im Dienste der Fürsten standen, oder wenn der Staat, die Kirche, die Gemeinde die Käufer, bezw. die Besteller der Kunstwerke waren; es handelte sich dann für beide Teile um eine Ehrensache, ebenso um eine würdige, dauernde Stätte für das Werk und der Preis für dasselbe kam mehr einer Entschädigung gleich als der einer Bezahlung im eigentlichen Sinne. Wir sehen aber in dem Chaos von Kunsterscheinungen, die unsere Tage immer noch produzieren, manch tüchtigen Künstler auf sich selbst angewiesen und sich selbst einen Zweck der Kunst suchen; wenn aber niemand da ist, der ihn dem Volke näher bringt, dann steht er allein und wehe dem Künstler, der nach langem Ringen und Streben einsehen muß, daß er mit seinen Werken toten

Steinen gepredigt hat. Denn die Sehnsucht des Privatmannes nach Kunst der „Kunst“ wegen, ist äußerst selten geworden, die ganze Lebenshaltung drängt durch unsere heutigen Verhältnisse bedingt nach außen hin. Als der Direktor der schönen Künste in Paris, Henri Marcel, am Schlusse des letzten Semesters (1904) an die Schüler und Schülerinnen der Anstalt eine Ansprache hielt, hatte er vollkommen recht, als er ihnen ernstlich riet, auf der kunstgewerblichen Bahn auszuharren und sich nicht auf die der „reinen Kunst“ hinüberlocken zu lassen. „Die reine Kunst,“ sagte er, „weist viel mehr Jünger als Meister auf und einen Erfolg unter hundert Versuchen. Man darf sich nicht verhehlen, daß es jetzt viel mehr Maler, Bildhauer, Gravierer gibt als mit der Zahl der Kunstliebhaber, welche kaufen, vereinbar ist und dieses Mißverhältnis ist noch im steigen begriffen. Das Gewicht, das in den neuen Schulprogrammen auf die körperliche Erziehung gelegt wird, die stetig zunehmende Liebhaberei für Sport und namentlich für den kostspieligsten, den Automobilismus, der alle überflüssigen Geldmittel vieler Reichen verschlingt, haben die Kundschaft der reinen Kunst in empfindlicher Weise verringert.“ —

Und doch tut der Staat etwas für die Kunst; alljährlich werden auf den Ausstellungen Ankäufe gemacht, aber auch hiermit ist die Kunst nicht gerettet, denn was da manchmal zusammengekauft wird, richtet sich noch lange nicht immer nach positiv künstlerischen Gesichtspunkten. Auch dürfte es sich nicht darum handeln, die Künstler zu unterstützen, sondern die wirklichen Talente zu fördern, auch nicht um kleine, nette Bildchen, sondern um Dokumente, Marksteine der Kunst unserer Zeit. — Ferner ist das Einmagazinieren von Kunstwerken an und für sich schon brutal und die staatlichen Gelder würden viel besser und zweckentsprechender angelegt sein, wenn im Wettbewerb der Künstler untereinander für die Ausschmückung öffentlicher Gebäude sowohl im monumentalen Charakter, als auch durch die Landschaft, das Genre, Stilleben rc. gesorgt würde. Platz und Raum gibt es allenthalben dafür, vom Fürstenpalast bis auf die Kaserne, die Schule und das Krankenhaus. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die bis an die Decke geschmückten Säle unserer Galerien recht wenig Kulturwert besitzen. Ist es denn möglich, einen nachhaltigen Eindruck bei der Durchmessung dieser Riesenräume zu empfangen, in denen die Gemälde in qualvoller Enge oft neben- und übereinanderhängen? Eine grenzenlose Empfindung der Verworrenheit, der Unsicherheit ist neben der Müdig-



Hans Hemmesdorfer: Der sterbende Märtyrer.

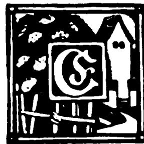
keit die Folge von solchem Kunstgenuß. Das gilt von den modernen Sammlungen und auch von denen alter Werke und bei letzteren kommen die besten der alten Meister, die einstens für Kirchen, Paläste, Rathäuser, für einen ganz bestimmten Platz und Zweck geschaffen wurden und nun von ihrem Bestimmungsort weggerissen worden sind, um ihre Wirkung. So sind die großen Sammlungen unserer Tage eigentlich nur Stapelplätze für Bilder und Kunstwerke, da sie denselben, was in vergangenen Epochen selbstverständlich war, nicht die Umgebung schaffen können, die sie verlangen. Für die modernen Bilder in den Ausstellungen, die den Museen nachgebildet wurden, gilt dasselbe.

Da nun auch mit Galerien dem Volke, so wie sie heute bestehen, keine besondere Kunsterziehung geboten wird, da vor allen Dingen die Klarheit der Anordnung, namentlich aber die Vorbildung zum Genusse für eine solche „Kunstbibliothek" nicht vorhanden ist, so wäre die Schule in erster Linie der Ort, Sinn für Kunst zu wecken. Wie sind aber unsere Bildungsanstalten bestellt? Es wird viel Zeit und Mühe auf das Erlernen der verschiedensten Dinge verwendet, Charaktere und Individualitäten werden aber unter der Last der Viellernerei unterdrückt. Der Schüler lernt wohl, daß Beethoven, Haydn, Mozart z. B. große Meister waren, für welche man als Gebildeter eintreten muß, auch daß natürlich ganz insbesonders Raffael Bedeutendes geleistet hat; aber von einem Eindringen in den Geist und das Wesen der Werke ist nicht einmal bei diesen die Rede! Es kommt in den Schulen eben darauf an, in erster Linie sachlich geschulte Gebildete zu züchten, und absolut nebensächlich betrachtet man es, warmfühlende Menschen zu erziehen. Und weil diese Bildung meilenweit von der Empfindungswelt entfernt ist, in welcher der Künstler lebt, wird er, der vor allem Empfindungs- und dann erst Verstandesmensch sein muß, nicht verstanden. Infolgedessen steht er, je größer, desto fremder, einsamer, inmitten der menschlichen Gesellschaft. Jeder, der noch zur Erlangung eines Kunstverständnisses kommen wollte, mußte sich den Weg selbst bahnen. Da aber solches im späteren Leben, im alltäglichen Berufe zu unbequem, anstrengend und zeitraubend ist, bleibt die große Menge der Kunst fern.

Aufgabe des Staates ist es, durch die Erziehung in den Schulen wenigstens denen, die guten Willens sind, den Weg zu zeigen, der Kunst und ihrem Verständnis entgegenzukommen. Nur

auf diese Weise ist es möglich, die Gleichgültigkeit des großen Publikums gegen die bildende Kunst in etwas aufzuheben und mehr Liebe für sie zu erwecken.[1]) Franz Wolter.

Franz von Lenbach

s war ein herrlicher Maientag (1904), ein Sonntag, der zweite des Monats, als die ganze gebildete Welt Münchens, ja das ganze Volk, die irdische Hülle des großen Künstlers unter Hügeln von Lorbeeren und bunten, duftenden Kindern Floras zu Grabe trug. Weithin zogen am Himmel die von hohen Dreifüßen getragenen Opferpfannen die lodernden Flammen. München begrub seinen größten Künstler, eine jener starken Persönlichkeiten, die alle hundert Jahre vielleicht einmal die Erde trägt. Es war ein erhabenes, grandioses und tieftrauriges Schauspiel zugleich. Trotz aller Traurigkeit, die den Kunstfreund erfaßte, blieb ein Trost, den man gerade an jener Gruft vollauf empfand, der Trost, daß der allgewaltige Herrscher Tod, indem er das Leben des Unsterblichen auslöschte, uns den Inhalt seines Lebens hinterlassen hat und uns überlassen mußte, denn die echte Größe, die wahrhaft lebendigen Taten kann er nicht töten. Wenigen Künstlern war es vergönnt, ihr Ziel zu erreichen wie Lenbach. Was hätten wir noch von Leibl (1846—1900) und gar von Segantini (1858—1899) erwarten dürfen! Was Lenbach geschaffen hat, war nicht mehr zu überbieten; er war vollendet. Seine Hinterlassenschaft: seine Natur, sein Charakter, seine Weltanschauung, wird zu dem wenigen des Unvergänglichen gehören, weil er das war, worauf alles in der Kunst ankommt — eine große starke Persönlichkeit, die, sich immer selbst treu bleibend, aus dem Vollen heraus schuf und dabei von völlig richtiger Natur blieb. Die ganze Entwicklung Lenbachs zu schildern, wird wohl an dieser Stelle müßig sein, da über ihn eine reichhaltige Literatur in allen möglichen Formen existiert, vielmehr dürfte es interessanter sein, seine Kunst in Betracht zu ziehen, ihn selber zu hören, wie er über die Kunst im allgemeinen und über die seine im besonderen sprach und dann hier und da einen Blick in die Werkstatt seines Schaffens tun,

[1]) Vgl. dazu den interessanten Aufsatz: Die mittlere Linie. Zur heutigen deutschen Kunstlage von Momme Nissen. Kunstwart XVIII (1904/05), 597—612; 661—679. D. H.

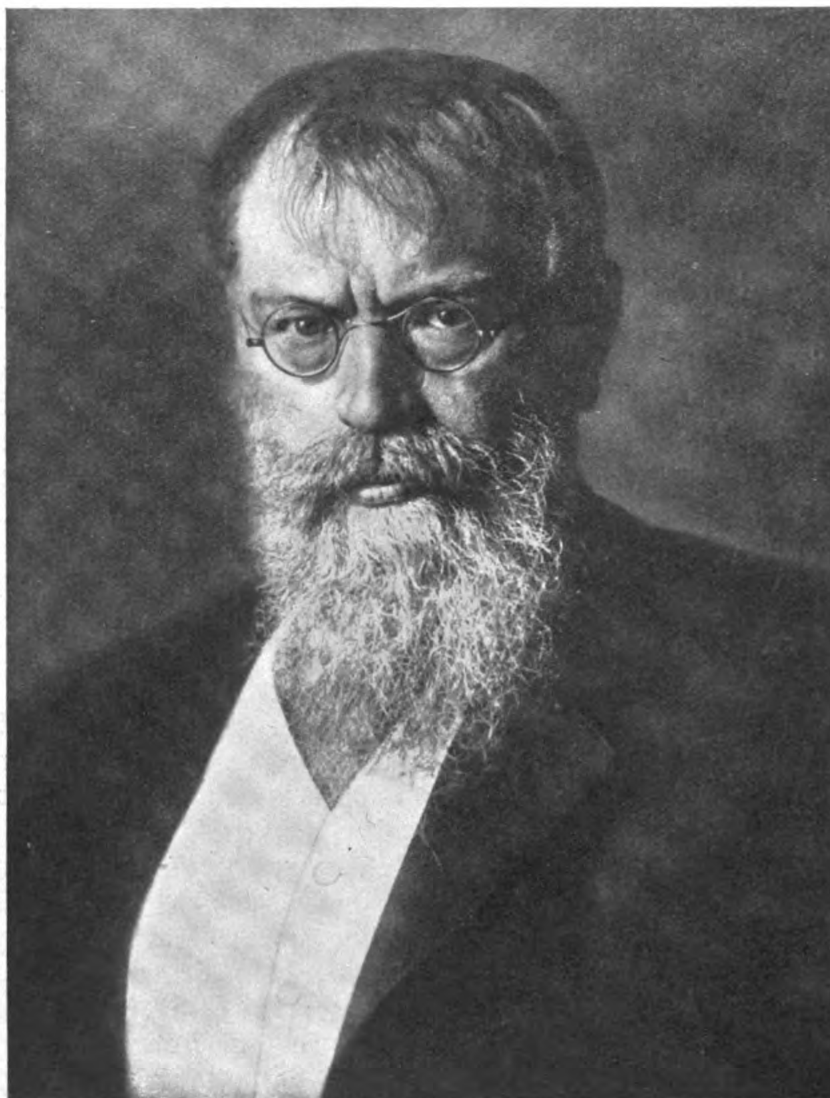
um zu sehen, wie der Meister geschaffen. Gerade hierdurch werden uns die Absichten eines Künstlers näher gebracht, und wenn dazu noch Aeußerungen über die Kunst gegeben sind, so trägt das alles den Charakter eines Dokumentes, durch welches wir befähigt werden, die Entstehung und die Vollendung eines Kunstwerkes besser zu begreifen. — Wenn man vor allem die Bildniskunst Lenbachs ins Auge faßt, so müssen wir uns vorhalten, wie vor dem Auftreten des Meisters das Porträtfach gehandhabt wurde. Die ganze Kunst seiner Vorgänger, der Stieler und Winterhalter, war in Konvention und glatte Süßlichkeit verwandelt und heute noch sehen wir, wie die Menge, auch die vornehme, besitzende Klasse, doch nur etwas haben will, nach ihren, nicht des Künstlers Geschmack. Man glaube nur nicht, daß alle, die sich bei Lenbach malen ließen, dies seiner Kunst wegen getan haben, nein, um einen Lenbach zu besitzen, der so und so viele tausend Mark gekostet hat, und je ähnlicher Lenbach diese Menschen geschildert, desto schlechter haben die Besteller der Werke dieselben im stillen Familienkreise gefunden. Wer sich eine Gewißheit über das Verhältnis des heutigen Publikums zur Kunst verschaffen will, der gehe auf eine der großen Kunstausstellungen und betrachte die Bildnisse. Durchweg steht das, was gemalt wird, auf einem recht tiefen Niveau, und mit der Photographie hat das meiste verzweifelte Aehnlichkeit. Photographische Leistungen sind aber langweilig, namentlich wenn sie in Malerei übersetzt, verschönert „verbösert" werden. Gerade das, was ein Bildnis interessant macht, es zum Kunstwerke stempelt: daß ein Künstler von hohem Geist, starker Eigenart und tüchtigem Können uns, seinen Mitmenschen, geistreich vorführt, mit dem Pinsel sozusagen eine künstlerische Kritik hinschreibt, gerade das ist äußerst selten, ja es wird nicht gewünscht, damit nur nicht des Meisters Leistung mehr Interesse erwecke wie die werte dargestellte Person. Lenbach war in diesem Punkte just gegenteiliger Ansicht, er war der einzige im 19. und 20. Jahrhundert, der selbst Kaisern und Königinnen gegenüber den Mut besaß, seine kunstkritisch gemalten Anschauungen zu geben. Bei ihm waren auch die höchsten Herrschaften Menschen, die keiner Krone, keines Hermelinmantels benötigten, ihm waren die rein menschlichen Eigenschaften, welche sich im Kopf ausprägten, der Charakter das höchste. Der angeborene Adel, die Vornehmheit des Geschlechtes, das allein schon den Edlen kennzeichnet, galt für Lenbach alles; er haßte auch jedes ihm überflüssig dünkende Beiwerk, auch Ordensauszeichnungen waren ihm lästig, welche vielleicht mehr Aufmerksamkeit hätten erregen können, als der

dargestellte Mensch. Selbst den modernen Herrenkleidungsstücken stand er als Feind gegenüber. „Wie kann eine Zeit, die solch scheußliche Moden hat, eine große Kunst haben", rief er einmal aus. Am liebsten hätte er nichts anderes malen wollen als nur das Antlitz, und in diesem als wichtigste Organe die Augen und den Mund. — „Denken Sie sich, ich sollte den Fürsten X. von Rußland malen", sprach Lenbach zu mir, „der kommt ins Aterlier in einem weißgrauen Reisekostüm, einfach scheußlich — nein, das konnte ich nicht. Da nahm ich lieber wieder diesen schwarzen Mantel mit der Halskrause und hüllte ihn darin ein — das stand entschieden besser." — „Auch den Kaiser hätte ich malen sollen, mit der Krone auf dem Haupte und im Hermelin; dreimal habe ich die Anfrage deswegen bekommen, ich habe aber abgelehnt — ich weiß, das war grob." — „Wenn ich heute wollte, so würde der Kaiser, der von alter Kunst hochbegeistert ist, mir mit Freuden stehen." — „Auch der Papst (Leo XIII.) war nicht mit meinem Bilde zufrieden, wie Sie es ja wissen." Das seinerzeit entstandene Bildnis, jetzt ein wertvoller Besitz der Münchener neuen Pinakothek, erregte tatsächlich bei dem höchsten Kirchenfürsten keinen Beifall, vielmehr drückte der heilige Vater unverhohlen seine Meinung aus, indem er unter die Photographie nach diesem Gemälde schrieb: „Numquid est vera Leonis imago? Leo XIII. P. M." Lenbach aber sagte zu mir, etwas ironisch lächelnd: „Des Papstes Meinung war nämlich, ein Papst müsse jugendlich, stehend und segnend dargestellt sein." — Gerade das, was das Oberhaupt der katholischen Kirche nicht sah, war das beste am Gemälde, denn darin liegt das eigentliche Wesen der Kunst, daß ein Künstler aus den unzähligen Eigenschaften der Natur eine ganz bestimmte, nur seiner Natur entsprechende hervorhebt, sie mit seiner Empfindung durchdringt und sie, losgelöst von allen anderen, verkörpert, wodurch das geschaffene Werk ganz unabhängig von der Darstellung an sich, als solches allein interessiert. So war die Kunstanschauung im Mittelalter und auch in der Renaissancezeit. Man denke nur an die Bildnisse der vornehmen Patriziergeschlechter, der hoheitsvollen Gestalten der Fürsten, Päpste des 15. und 16. Jahrhunderts, Männer, die nicht aus Eitelkeit allein ihre Bildnisse bestellten, sondern die wußten, daß Kunst Kunst ist, gleichviel, ob Historie oder Kultusbild. Denn das Bildnis ist, wenn man überhaupt von einer besonderen Art in der Malerei einmal reden will, dem Höchsten in der Malerei ebenbürtig, was überhaupt geleistet werden kann, sei es Historie, Genre oder Landschaft. Ja, die Porträtmalerei ist diejenige Kunst, welche jede andere

in sich schließt, und selbst der Künstler, der sich der religiösen Kunst widmet, wird von ihr ausgehen müssen, um seinen Gestalten Leben und den Hauch des Göttlichen zu verleihen, da er nun einmal zur Verkörperung der religiösen Idee das Menschenantlitz als Träger der Seele zu nehmen gezwungen ist, wenn er nicht bei erstarrten Symbolen stehen bleiben will. Die wunderbaren Köpfe auf dem einzigartigen Genter Altarwerk van Eyds, die hehren Heiligengestalten Memmlings, Rogiers, Dürers, Holbeins — um nur die Meister deutschen Charakters zu nennen —, sind in ihren Grundzügen Porträts. Die alten Meister hatten eben gesunden Realitätssinn in ihrem Blute, als daß sie gewagt hätten, ein Bild der Gottheit zu schaffen, das nicht auf rein menschlichen Eigenschaften gegründet wäre. Wie Schick in seinem Tagebuch von Böcklin erzählt, erhielt er einst eine Korrektur über eine Mutter und Kind. Nach Beendigung derselben ist Schick höchlichst erstaunt und ruft aus: „Nun ist's ja keine gewöhnliche Mutter mehr, sondern eine Madonna!" — „Dies sei ganz natürlich", sagt Böcklein, „denn wenn ein Maler, um einen Gegenstand zur Geltung zu bringen, seine edelsten Mittel verausgabt, so muß der Gegenstand in edelster Form erscheinen; eine Mutter mit Kind zur Mutter Gottes werden." Und so bei Lenbach. Er hat eine Reihe Gestalten von Mutter und Kind in derselben Anschauung gemalt, und ohne sagen zu wollen, hier unbedingt Madonnenbilder sehen zu müssen, darf man kühnlich behaupten, daß Lenbach das rührende innige Verhältnis von Mutter und Kind, weit über die Alltäglichkeit hinaus, zu etwas Hohem, Erhabenem geführt hat. Auf den künstlerischen Gehalt kommt alles an, und der ist es, was insbesonders seinen Bildnissen den hohen sittlichen Wert verleiht. Wer die hervorragendsten Leistungen des Meisters, etwa das Bildnis des alten Kaisers in Leipzig oder dasjenige Bismarcks in Friedrichsruh, künstlerisch zu sehen gelernt hat, der zieht aus einem solchen Denkmal der Kunst einen weit höheren sittlichen Gewinn als aus hundert und aberhundert Darstellungen religiösen oder historischen Inhalts, welche die Kunstfabrikanten liefern. Denn wie schon angedeutet, beruht die veredelnde Kraft, die sittliche Größe, die so gut dem Bildnis wie jeder anderen Malerei zugehörenden Sparte im gleichen Maße ersprießen kann, nicht im Erzählenden, nicht im stofflichen Inhalt, sondern in der rein subjektiven, wahrhaftigen Gestaltungskraft. Der ist ein wirklicher Kunstverständiger, der in der Galerie Doria zu Rom das wundervolle Papstporträt Innocenz X. von Velasquez bewundert und ringsumher alles ver-

gessen kann, bei dem aber auch desselben Meisters Hofnarr Philipps IV. in der Galerie des Prado in Madrid eine tiefe seelische Erschütterung hervorruft. Und sicherlich haben diese beiden Menschen an sich, jener mißgestaltete Zwerg mit der imponierenden Gestalt Innocenz', nichts gemeinsam, insoferne nur, als man ersteren, um das kunstkritisch wert- und bedeutungslose Wort einmal anzuwenden, direkt häßlich nennen könnte. In der Kunst gibt es aber — und das wird von vielen, und darunter gehören auch Künstler, nicht verstanden — weder Häßliches noch Schönes, sondern nur Kunst in höherem oder geringerem Grade. An sich gibt es auch in der Natur weder Häßliches noch Schönes, unser menschliches Empfinden macht es entweder zu dem einen oder zu dem anderen. Kunst ist eben auch ein Ganzes, ein Gebilde, eine eigene organische Welt für sich. Ob in dieser Welt nun Franz Hals seine Hille Bobbe als alte Hexe mit verzerrtem Maul und unzähligen Runzeln malt, oder Raphael seine Fornarina im glattesten Unschuldsreize, oder endlich Lenbach „Das große Ungeheuer", wie er Bismarck nannte, mit den blitzenden Augen — das gilt für den künstlerischen Wert der Malerei ganz gleich. Natur in das Kunstwerk hineintragen, oder die Kunst, im Dürerschen Sinne, aus der Natur „herausreißen" — es kommt beides auf dasselbe hinaus. Vernichter von Natur oder Vergewaltiger von Natur — das sind die großen Künstler. Und Lenbach gehörte zu diesen. Er, der Könige und Fürsten, die höchsten Spitzen der Geistes- und Geburtsaristokratie, die vornehmsten und schönsten Frauen in seinem Atelier mit Würde, konventioneller Verbindlichkeit empfing, enthüllte, wenn sein Temperament zum Durchbruch kam, seine echte, wahre Natur, die nicht einmal seine bäuerliche Herkunft verleugnete, in der ein Rest jener urwüchsigen Kraft steckte, von der im Mittelalter die Holzschnitzer und Steinmetze der Kathedralen ein gut Teil besaßen, wenn sie an geeigneten Stellen, an Sockeln und Pfeilern und Wasserspeiern, in köstlichen Formen ihren Humor ausleben ließen. Gar mancher hochgestellte Minister hat diese Lenbachsche Eigenart am eigenen Leib erfahren müssen, und so groß Lenbachs fast scheue Verehrung vor Bismarck war, in dem er den Riesengeist bewunderte, so verächtlich stand er den kleinlichen Geistern, selbst wenn sie gesellschaftlich hoch geschätzt waren, gegenüber. Mit der gleichgültigsten Miene konnte er einem Minister ins Gesicht hinein sagen, daß er von Kunst nichts verstehe und in seinen Unterrredungen mit königlichen Hoheiten mag es manchmal den Hofleuten ängstlich und peinlich zumute gewesen sein. Ebenso waren seine Urteile über höchste Per-

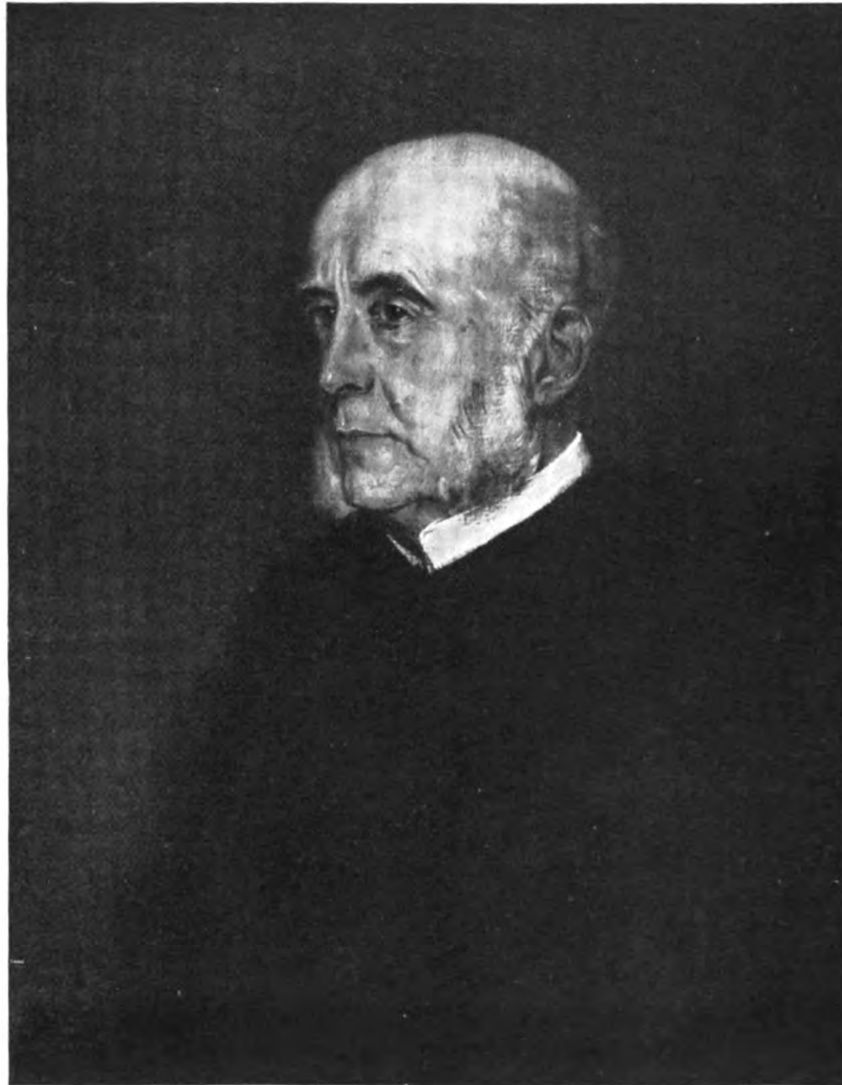
sönlichkeiten von einer köstlichen Derbheit, und wenn seine kritischen Bemerkungen ins zoologische Gebiet hinübersprangen, war es ihm vollkommen gleichgültig, ob solche scharfe Worte weitergetragen wurden oder nicht. Was lag denn Lenbach an einer Verschnupftheit höheren Ortes. Er wußte ganz genau, daß, wer zu den Berühmtheiten seiner Zeit gehören wollte, sich ja doch von ihm malen lassen mußte. Und merkwürdig, was die ganze gebildete Gesellschaft an Lenbach unbewußt bewunderte, war eine Dosis jenes Barbarentums, das den Knochen der Völkerstämme Halt verleiht, die sich Geltung zu verschaffen wissen und von denen das einzelne Individuum ein Glied ist. Aber auch der fleischfrohe Rubens und der grobschnittige Franz Hals besaßen von jenem Barbarentum ein gut Teil und dennoch besteht zwischen diesen und Lenbach ein großer Unterschied. Trotz aller scheinbaren Anklänge an die alten Meister war er durchaus eine selbständige Künstlernatur. Den alten Meistern ging das reine Malerische auf Kosten der Charakterisierung voraus, sie standen ihren Mitmenschen mehr objektiv gegenüber. Lenbach aber, und das ist das Entscheidende, zwang völlig subjektiv die Mitmenschen, mit seinen Augen zu sehen. Und seltsam, wie alles logisch ineinander greift. Wie es in der Literatur unserer Zeit fast zur Notwendigkeit wurde, in psychologischer Vertiefung weiterzuschreiten, so löste Lenbach die Aufgaben in der Malerei, das Innerste der menschlichen Charaktere aufzudecken, das Seelenleben der berühmten Geisteshelden zu verfolgen und festzubannen, jedes plötzliche Aufzucken aus den Mienen zu deuten, jeden Gedanken bis zu den letzten Quellen zu verfolgen, gleichsam sein Objekt zu sezieren und mit Tageshelle zu beleuchten. Dann gab er mehr, als in der Natur in Wirklichkeit vorhanden war, er gab gesteigerte, rein subjektiv gewollte, beabsichtigte, innerlich geschaute Natur. Trotzdem waren seine Bilder von modernem Geiste belebt und gewissermaßen zugleich objektiv ähnlich. Denn das feine Bukett, der unbeschreibliche Duft, der leise Hauch des modernen Lebens, all die Eigenschaften, durch unsere Kultur bedingt, die nun einmal den Zeitgenossen anhaften, kamen vielleicht ganz ungewollt hinein. Man mußte einmal den Meister in seinem Schaffen beobachtet haben, um kennen zu lernen, wie er völlig in dem „Thema", wie Lenbach seine Porträts nannte, aufging. Hatte er ein Gegenüber, das ihn interessierte, dann saugte sich sein Blick förmlich fest. Immer mehr neigte er dann den etwas vornübergebeugten Kopf mit den bekannten kreisrunden Brillengläsern vor, und indem er mit dem Pinsel zeichnete und malte zugleich, fügte



Franz von Lenbach. 1836—1904.

er Ton neben Ton sicher, zielbewußt. Bevor er noch die Farbe mit dem Pinsel von der Palette hob, überlegte und berechnete er schon die Wirkung und steigerte diese von Zug zu Zug, keinen Strich umsonst machend, seines Zieles ganz sicher.

Wie kannte er auch die Grenzen seiner Begabung! Ueber diese war er sich ganz genau bewußt und überschritt sie nie oder nur höchst selten. Aber innerhalb der sich selbst gesteckten Grenzen kannte Len=



Franz von Lenbach: Lord Craneborne. Im Besitze des Herrn Franz Wolter.

bach jedes Teilchen, jedes Fleckchen und regierte da wie ein Fürst und Herrscher von Gottes Gnaden. Bei all diesen eigentlich Tief-forschungen der Seele verlor er nie eines der wichtigsten Faktoren der Malerei aus dem Auge, die dekorative, schmückende Wirkung. Mit dieser verband er dann den ihm eigenartig zugehörenden künstlerischen Geschmack, daß er den Menschen, den Mann von geistiger Bedeutung in dem Moment der vollkommenen Ruhe oder nur einer ganz leicht angegebenen Bewegung schildert. Als Gegensatz hinzu hob er die stille feierliche Ruhe dadurch auf, daß er das ganze seelische Leben, die volle menschliche, gewaltig pulsierende Leidenschaft durch die im wechselvollen Spiele durchzitternden Gesichtsmuskeln, in den bebenden Lippen, in dem momentan blitzartig aufleuchtenden Auge bis zum dramatischen hervorbrechen läßt. So manches Bismarck-Porträt gibt hiervon Kunde. Aber auch das hier wiedergegebene Bildnis des Lord C., das Lenbach als eine seiner besten Leistungen erklärte, läßt diese feine Seelenschilderung erkennen und all die Vorzüge, welche seine hohe Kunst ausmachen, bis auf die eminente Technik. Der Mann mit dem bleichen, etwas zur Seite gewendeten Antlitz und den ernsten, braunen, sinnenden Augen, ist ein Edelmensch, ein Vornehmer, ein Auserwählter seines Geschlechtes. Ganz ungezwungen, einfach, schlicht ist die Bewegung, der Ausdruck des Gesichtes zurückhaltend und spricht von einem feingebildeten, überlegenen Geist. Der sich von dem bräunlichschwarzen Hintergrund helleuchtend abhebende Kopf taucht trotz der präzisen, scharfen Ausprägung des Schädels weich in das Dunkel zurück. Jedes Detail, jedes Fältchen an der mächtigen Stirne, all die feinen Muskeln, die Mund und Nase umspielen, sind sorgfältig durchmodelliert, und trotz der Summe der Detailarbeit macht die Erscheinung einen großen, fast monumentalen Eindruck. Diese charakteristische Eigenschaft geht bei den Frauenbildnissen Lenbachs verloren und das ist nicht bedauerlich, setzt doch der Meister dafür etwas anderes ein, was dem weiblichen Wesen viel eher entspricht, statt Würde und Hoheit — die Grazie. Hier interessierte den Meister selbst das Kostüm, konnte er doch mit diesem mehr Gewicht auf die rein malerische Erscheinung legen und dafür das ersetzen, was er in geistiger Beziehung nicht fand, oder was er als Mann in dem Wesen der Frau verstand. Da studierte er die raffiniertesten Toilettenkünste, dann aber vor allem deren Trägerinnen im brennendsten und berauschendsten Blicke der reifen Schönheit wie im unschuldvollsten Jugendreize, und hob mit den feinsten Mitteln seiner Kunst den lieblichen Duft des Zarten und Holdseligen

in diskreter Weise hervor. Im Gegensatz zu den männlichen Bildnissen gab er seinen Frauengestalten gern Bewegung, die sich in einem wohl abgewogenen Linienrhythmus, in einem leichten Heben und Senken des Kopfes ausdrückte. Das beste, was er aber in dem seiner nie ganz zu ergründenden Sprache von Entsagung, Verheißung, Antlitze wiedergab, war das leuchtende, feuchtschimmernde Auge in Lust und Schmerz. Durch das blitzartige Auffassen, durch das fabelhaft schnelle „Malenkönnen", wie dies keiner vor ihm erreicht, erschienen denn all jene Spuren innerlichen Lebens fast instinktiv auf der Leinwand. Das leicht zitternde Lächeln um die Mundwinkel, dies kaum merkliche Vibrieren der Haut, wenn in träumerischer Erotik, in rein menschlicher Sehnsucht und heißer Leidenschaft die Kreismuskeln des Auges an Spannung verloren, die Lider sich senkten und die feinen Linien um Kinn und Mund zuckten.

In solchen Frauenbildnissen, die vielfach unter seinen Händen entstanden, hat man Lenbach oft den Vorwurf gemacht, daß er mehr gezeigt und ausgedrückt habe als passend gewesen. Man vergaß aber, daß der Meister auch da nur von einer erfrischenden Wahrhaftigkeit und Zwanglosigkeit war. Als ich einmal in Lenbachs Atelier war und eine Dame erschien, die dem Meister sitzen sollte, fiel urplötzlich auf, daß Lenbach nur der gewissenhafteste Schilderer des Lebens genannt werden mußte. War die sehr vornehme Dame in der Unterhaltung von unbefangener Natürlichkeit, so trat in dem ganzen Ausdruck ein vollständiger Umschwung ein, als die junge Frau die vom Meister angeordnete Stellung einnahm. Sie wußte nun, daß sie gemalt werden sollte, und in dem intensiven Wollen, jetzt dem Mann, der vor ihr stand, „am schönsten" zu erscheinen, fiel alle Hemmung, die sonst dem gesellschaftlichen Verkehr das konventionell Frostige und Kühle verleiht. Was da jeder feinere Beobachter sah, und Lenbach viel besser als Psychologe sehen mußte, war Natur, ein freigewordener Teil, ein Stück echter Naturkraft, das wir mit Leidenschaft und allen anderen verwandten Empfindungen bezeichnen. So hat Lenbach, indem er zugleich den Meistern der Vergangenheit in technischer Hinsicht ähnlich zu werden bestrebt war, in seiner persönlichen Anschauungsweise die Ausdrucksmittel erweitert, indem er selbst kühn und unerschrocken der Natur gegenübertrat.

Er ist ein Mehrer, ein ganz bedeutender Mehrer der Kunst geworden, trotzdem viele Vertreter der modernen Kunst dies bestritten haben. Kein einziger der zeitgenössischen Künstler hätte die Fähigkeit gehabt, uns die Männer der großen Zeit so zu überliefern, wie



Franz von Lenbach: Fürstin Löwenstein. Im Besitze des Herrn Franz Wolter.

es Lenbach getan. Was tut's, wenn auch wirklich Lenbach die alten Meister in ihrer Vollendung vor Augen hatte? Die Natur konnte ihm nichts mehr bieten, die beherrschte er ohnehin, aber die alten Meister gaben ihm stets darüber Aufschluß, was geistreich und geschmackvoll ist und bleiben wird. Mit keinem Geringeren als dem Heros Rubens hatte Lenbach das künstlerische Gefühl gemeinsam, daß auch von den Vorfahren Quellen echter Kunst herzuleiten möglich ist. Rubens, der als gereifte Persönlichkeit selbständig schaffen konnte wie wenige, kopierte noch als älterer Künstler ein Bild des Titian um das andere. Mit kräftigen Worten wußte auch Lenbach diese seine Studien nach den Alten als das Normale zu rechtfertigen: „Das törichste ist", so sagte er einmal, „daß erste beste Anfänger heute es für das einzig Richtige halten, direkt vor die Natur zu gehen und sich von den längst überwundenen Standpunkten seiner Vorgänger möglichst freizumachen. Wer keck genug ist, ohne Wahl und Geschmack sein Selbstgeschautes, wenn auch in abschreckender Weise, auf die Leinwand zu bringen, der bildet sich ein, er habe die Kunst erfunden. Auf keinem anderen Gebiete, als nur dem künstlerischen, wäre es denkbar, daß der junge Nachwuchs die Erfahrungen der Generationen, die Tradition der Alten ohne weiteres verachteten und selbst die Sprache verachteten, die, wie in der Maltechnik, die Grundelemente des Handwerks sind. Sich gründliche und tüchtige Kenntnis des Malverfahrens zu verschaffen, gilt den Modernen auch als veraltet. Man betrachte aber nur die Alten, gerade die geistreichsten und die künstlerisch begabtesten Meister unter ihnen waren stets auf die Verbesserung ihrer Technik bedacht, trotzdem sie schon in ihrer Jugendzeit in dem Wasser geboren, darin sie tüchtig schwimmen sollten. Während heutzutage sich jeder das Wasser, das sein Lebenselement werden soll, erst mühsam selbst herbeischleppen muß." —

Und wirklich mühsam mußte sich Lenbach seine Technik erringen, denn als er seine malerischen Studien begann, war das Malen an sich auf den niedersten Standpunkt angelangt. Einen großen Teil seines Lebens hat er damit zugebracht, immer wieder rein technische Vorteile zu erringen und insbesonders den alten Meistern die Geheimnisse ihrer Werkstatt abzulauschen. Bis fast zu seinem Lebensende interessierten ihn Probleme rein technischer Natur, und wenn ein anderer etwas Neues von den Alten entdeckte oder gefunden zu haben glaubte, so nahm der Vielbeschäftigte sich immer noch Zeit, neue Experimente zu verfolgen. Freilich, alle Kenntnis von Farben, Oelen und sonstigen Bindemitteln, alle Vorteile, die z. B. Titian

beim Malen angewandt, würden einem Maler, der keinen Geist ähnlich Titians besäße, nichts nützen. Da hat Böcklin recht, wenn er ausruft: „Technik kann jeder Schafskopf haben, kann jeder lernen.“ Immerhin hielt ich es für wichtig, Lenbachs technisches Verfahren kennen zu lernen und ihn selber über jene Dinge sprechen zu hören. Es war dies letztere um so interessanter, als er auch gerne seine praktischen Versuche, die er in seinem Leben gemacht, entweder auf den vorhandenen Tafeln zeigte oder gleich mit Pinsel und Farbe seine Anschauung illustrierte. Was den Meister am stärksten in seiner Künstlerlaufbahn beschäftigte, war die Temperatechnik. Er war schon, wie er sagte, in Augsburg darauf gekommen: „daß die Leuchtkraft der Farben der alten Meister einer Farbe zuzuschreiben sei, die möglichst frei von öligen Bestandteilen sein müsse.“ — „Die niederträchtigste Eigenschaft der Oelfarbe, die materielle Schwere, das Anstrichmäßige“, sagte Lenbach, „hat die Tempera nicht.“ — „Aber gerade bei der Temperamalerei kommt es auf eine sichere, genaue Zeichnung an; je präziser sie vorher gemacht ist, je leichter wird man alsdann mit der Malerei fertig. Die Alten haben dies auch so gemacht, man kann oft, wie bei Dürer, die Zeichnung in der liebevollsten Durchführung unter der Malerei noch erkennen.“ Er zeigte dies an einigen seiner alten „Versuchstafeln“. Wir besprachen nun all die Einzelheiten, die hier gleich einem bunten Teppich vor uns lagen, Landschaften, Porträts, Blumen, Studien nach den alten Meistern ꝛc., wie es eben der Zufall und künstlerische Laune zusammengefügt hatten. „Gerade diesen Lüster, diesen Schmelz, habe ich“, sprach Lenbach, „durch Aquarell oder Tempera erreicht. Am Ende ist beides dasselbe, denn wir wissen ja heute gar nicht mehr, was eigentlich Tempera ist und den vielen Fabrikaten ist auch nicht immer zu trauen. Vor allen Dingen muß der Maler wissen, was in der Farbe für Bindemittel enthalten sind.“ Nachdem ich auf Lenbachs Wunsch meine Ergebnisse mit einer selbst verfertigten Tempera und trockenen Farbe gezeigt hatte, die ihm sehr gefielen, ergriff nun seinerseits der Meister schnell eine mit hellgrauer Kreide präparierte Pappe, zog mit einem harten Zeichenstift in wenigen, aber präzisen Zügen einen Bismarckkopf hin. Dann ergriff er einen größeren Borstpinsel und strich mit einer graubraunen Temperafarbe leicht über die ganze Zeichnung hin, diese eben durchscheinen lassend; dann eilte er in seine in der Ecke des Ateliers befindliche Materialienkammer, erschien mit einer frischen Palette von Temperafarben und malte nun in den noch nassen Grund unvermittelt, mit fast ungebrochenen Tönen hinein, immer den Unter-

grund benützend. Als ich ihn frug, ob bei dieser hellen Untermalung er absichtlich so zu Werke gehe, sagte er: „Ganz berechnend, denn bei helleren Tönen der Untermalung kann ich ja leichter später die Farbe steigern und größere Effekte erzielen, auf einer stumpfen Unterlage geht das viel schlechter." — Bald sah die begonnene Malerei aus wie ein breit hingesetztes Mosaik. „So glaube ich", fuhr Lenbach fort, „wird auch Titian in der ersten Anlage vorgegangen sein." Als nun diese Skizze bald einschlug und anscheinend aufgetrocknet war, überzog der Meister mit einem Oelfirnis, der etwas Copaiva enthielt, die ganze Malfläche und zog mit Mussini-Oelfarben, die geringst mögliche Menge anwendend, lasierend, hier die Farbflecke zusammen, dort höhte er wieder mit etwas Farbe stärker, tupfte bisweilen mit dem Daumen oder dem Zeigefinger in die nasse Farbe und zog so den Fleischton ganz zart an einzelnen Stellen in den Hintergrund hinein. Dieses ganze Verfahren ging so schnell vonstatten, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit eine vortreffliche Skizze fertig und der ganze Weg ihrer Entstehung klar gezeigt wurde. Nun war diese eine Malweise, die Lenbach angewendet hatte, die ich sowohl vom rein maltechnischen, als chemischen Standpunkte aus für eine ganz ausgezeichnete halte, nicht immer dieselbe. Oft fand der Meister ganz andere Mittel und Wege, seinem Thema entsprechend und wie die Umstände es gerade verlangten, das auszudrücken, was er wollte; denn er hatte so viel von den Techniken der alten Meister gelernt, einem jeden Großen etwas abgelauscht, daß er nicht immer nach einem einzigen Rezepte malen, sondern unter vielen Mitteln wählen durfte. Ja, ich erinnere mich noch sehr gut, wie er einmal auf einem mit Oelfarbe vollendeten Bild wieder mit Tempera malte und dabei sagte: „Von Titian glaube ich, insofern ich seine Werke kenne, daß er zuerst seine Bilder in Tempera untermalt, dann mit Oelfarbe übermalt hat, dann wieder firniste und in dem nassen Firnis mit Temperafarbe sie fertigstellte. Mit Tempera allein lassen sich solche Wirkungen, wie sie Titian erzielte, nicht erreichen, mit reiner Oelfarbe noch weniger, denn diese hat an und für sich etwas zu Trockenes, Materielles." — „Hier, diese Tafel", sagte Lenbach, „habe ich", und dabei deutete er auf das Bildnis des Lord C., „einfach mit Ei und Farbe, etwas Firnis und Essig gemalt, dann mit Harzfirnisfarbe lasiert. Harzfirnis ist ausgezeichnet, das Harz macht die Glasur, das Leuchtende. Ich halte das Bild für eins der besten, das ich gemalt, ohne mich zu rühmen, dürfte es mit dem Porträt Carl V. von Titian in der

alten Pinakothek (München) den Vergleich aushalten. -- Dann plötzlich auf ein anderes Thema überspringend, wie es in seiner Art lag, sagte er: „Bei vielen alten Gemälden, bei Rembrandt und Franz Hals kann man namentlich in den pastlosen Stellen ja deutlich erkennen, daß auch sie Harz der Farbe zugesetzt haben. Es kommt aber in der ganzen Malerei auf den hellen Grund an und dessen geschickte Benützung. Mit diesem und der Temperafarbe kann man selbst den brillantesten Schmetterlingsflügel malen, man unterlegt entweder mit der Farbe recht hell, und das ist das bequemste und natürlichste, oder wenn man Witze machen will, benützt man Gold, Silber, Staniol 2c. und malt leicht darüber. Am besten ist freilich, wenn man, wie viele Bilder von Rubens es aufweisen, prima ein Werk vollenden kann. Eine Malerei, die, wenn auch in Oelfarbe allein, prima vollendet wird, ist haltbar, auch wenn das Material nicht gerade besonders gut ist. Außerdem dunkelt ein prima vollendetes Bild nicht nach, ich habe das öfters erfahren. Aber heutzutage kann man nur selten ein Werk auf einem Sitz vollenden." — „Wenn ich nur immer die Menschen so durchführen könnte im Gemälde, wie ich wollte, — aber man kann dieses Geschlecht von heute nicht lange zum Sitzen quälen; dann ist erst recht nichts aus ihnen zu machen." — Ein anderes Mal ließ Lenbach seinen Zorn über die moderne Malweise aus: „Heute ist die Maltechnik ganz zerfahren, da wird einfach ohne Kenntnis von Material und Farbgrund durch- und übereinander gepatzt, ganz sinnlos. Bei den Alten hatten selbst diejenigen, welche handwerksmäßig ihren Beruf ausübten, so viel Tradition in ihren Knochen, daß ihre Werke durch die Technik allein schon künstlerischen Gehalt bekamen. Wenn ich Akademien einzurichten hätte, dann müßten große Gebäudekomplexe gebaut werden, in welchen Werkstätten zur Präparierung von Oel-, Kaseïn-, Temperfarben usw. hergestellt werden sollten, und Leute Anstellung fänden, die noch etwas von maltechnischer Tradition kennen, um die Grundelemente der technischen Seite der Malerei zu lehren; denn man darf nicht verkennen, daß das Handwerkliche in der Kunst einen ganz wesentlichen Teil der Kunst selbst bedeutet. Auf diese Art würde einmal der Zerfahrenheit, Wildheit und dem Mißbrauch der Technik gesteuert werden."

Aus diesem Studium, das Lenbach selbst so praktisch durchgeführt, entsprang denn auch seine Kenntnis der alten Kunst, und wie er sich mit den edelsten Gegenständen dieser alten Kunst umgab, mit Kostbarkeiten aller Art, so schuf er auch im Sinne seiner von

ihm so hochgeschätzten Zeit der Renaissance den Rahmen in der Form seiner Villa an der Luisenstraße. Hier konnte er auch die weitere Gabe, sein Talent für künstlerisch dekorative Schmückung verwerten, und wie er sich alter Motive in Form und Farbe bediente, zeigte, trotz aller Anlehnung, große Eigenart. Denn zur Erzielung künstlerischer Harmonien ghört ein feinempfindendes Auge, das imstande ist, einen Innenraum künstlerisch zu beherrschen, sowohl in allen Einzelheiten, als in der Gesamtstimmung. Diese Augen, dies Gefühl besaß Lenbach im höchsten Grade; man mußte nur einmal einen Einblick in des Meisters Atelier und Haus getan haben und man bewunderte ihn. Worauf es aber Lenbach ankam, als er solches schuf, war nichts anderes als die Veredelung und harmonische Ausgestaltung mit den Mitteln der Farbe und der Form, die durch diese beiden Faktoren das Zimmer, den Innenraum überhaupt, in der Dekoration nicht als etwas anderes erscheinen lassen will, als das, was es ist. Hier kam allerdings dem Meister seine genaue Kenntnis der Renaissance, der er sich als schmückendes Motiv bediente, günstig zustatten, aber es bleibt bewunderungswert, wie der Künstler alles das, was nur zum Schmucke dient und dienen soll, dem großen Ganzen unterordnete, sodaß es sich wie selbstverständlich einfügt. Ein jeder schmückende Gegenstand hat seine Bestimmung und gilt als Einzelnes für sich wenig, wenn er nicht in den Raum hineinpaßt. Eine große Wirkung geht durch sämtliche Gelasse seiner herrlichen Villa an der Luisenstraße, und wie hier im eigenen Hause, so suchte Lenbach auch das Künstlerhaus, diesen vielumstrittenen Bau, nach großen Gesichtspunkten zu schmücken, und es war sehr interessant zu beobachten, wie der Meister sich seiner besten Sachen und Werke entäußerte, alles erdenklich Schöne aus seinem Besitz hergab und es im Künstlerhause verwendete, wenn es dort einen günstigen Platz fand. Ja, er verschonte selbst nicht die kostbaren Vasen, die einst seine Gattin als Hochzeitsgeschenk von Bekannten und Freunden des elterlichen Hauses erhielt, weil sie dort an einer Stelle prächtiger zur Wirkung kamen und dann damit auch der kunstfreundliche Gast eine Freude an dem Anblicke haben sollte. Denn für Lenbach war Kunst, und dies sollte sie für jeden Menschen sein; Allgemeingut. Wer ihn kannte, der weiß auch, wie gerne er nicht nur allein seine Kunst anderen zugänglich machte, sondern sich herzlich freuen konnte, wenn Schöpfungen edelster Art auch von anderen mitgenossen wurden. Anerkennungen und Auszeichnungen der verschiedensten Art sind dem Meister in reichem Maße zuteil geworden. Verdient waren diese

Ehrungen unbedingt, und wenn sie nur allein seiner ehrlichen, wahrhaftigen Kunst gegolten hätten, die, wenn auch mitunter rücksichtslos, alles das sagt und aufdeckt, was sie sagen mußte. Wie er sich einen der Renaissance nachgeahmten Palast erbaute und sich selbst mit allen möglichen künstlerischen Zeugen jener großen Zeit umgab, so hat er eigentlich auch immer das Leben eines Renaissancekünstlers gelebt.

Ein Meister der Geselligkeit, hat er es stets verstanden, jeder gesellschaftlichen Veranstaltung einen Stil zu geben, den man anderwärts vergebens suchte. Als Bismarck von der Terrasse seines Hauses den Fackelzug der Münchener Studentenschaft entgegennahm, war das etwas ganz Selbstverständliches. Die Freundschaft mit dem Bismarckschen Hause gab überhaupt seinen Werken eine Bedeutung, die über den Rahmen des Kunstschaffens weit hinausging. Lenbach hat sich immer, auch wenn er nicht malte, als Vertreter der Bismarckschen Idee gefühlt. Ein Meister der Rede, dem ein schlagkräftiges Wort stets zu Gebote stand, hat er wiederholt seinen großen Freund gefeiert, und ihm vielleicht am allermeisten ist es zu danken, daß bis auf den heutigen Tag in der gebildeten Bevölkerung der bayerischen Hauptstadt eine so glühende Bismarckverehrung herrscht, die stark genug ist, alle partikularistischen Strömungen, mögen sie sich zeigen wo sie wollen, zu überwinden. Seiner Energie war es auch größtenteils zuzuschreiben, daß sich jetzt am Starnberger See Th. Fischers Bismarckdenkmal erhebt, das wohl an Größe von anderen übertroffen, doch von keinem an feiner, künstlerischer, inniger Empfindung erreicht wird.

Man muß schon heute das Kunstschaffen Lenbachs vom Standpunkte der Kunstgeschichte aus betrachten und darum in ihm nicht bloß den großen bedeutenden Künstler, den Erweiterer der Bildniskunst ins psychologische Gebiet sehen, das vor ihm kein anderer so durchforschte, sondern man muß auch in ihm den Mann, die ausgezeichnete Persönlichkeit bewundern und lieben mit ihrer umfassenden Kenntnis des ganzen weiten malerischen Gebietes, was vor uns liegt, und er beherrschte mit einer unvergleichbaren Arbeitskraft eine prächtige, echt deutsche Erscheinung; ein Charakter von seltener Willensstärke, Größe und Taktgefühl. Welch' feines Empfinden er für die Wirkung der Kunst in ihrer Gesamtheit hatte, bewiesen einst seine Worte, die ich mir, weil impulsiv hervorgestoßen, sofort niederschrieb: „Die meisten Menschen verstehen von Kunst ja doch nichts, die Kunst war auch zu allen Zeiten nur für wenige. Als Erziehungsmittel für das Volk

halte ich sie nicht einmal geeignet. Wenn das der Fall wäre, müßten zu der Zeit der wundervollsten Kunstblüte der Griechen die besten und edelsten Sitten geherrscht haben. Griechenland war aber damals zum größten Teil von Barbaren bewohnt." — „Zu der Zeit, als van Eyck und Memmling die wundervollsten, von tiefer Innigkeit und Religiösität beseelten Werke schufen, hat man ganz unschuldige Mädchen und Frauen als Hexen verbrannt." — Gerade über jene altdeutschen Künstler, zu denen diese Niederländer als Stammverwandte ja auch gehören, hat er sich sonst selten ausgesprochen; ich hatte einmal das Empfinden, daß Lenbach bedauert hat, diese nicht eher studiert zu haben als die Italiener, denn er sagte: „An die Kunst jener altdeutschen Meister sollte die heutige wieder anknüpfen, sie liegt uns im Wesen doch näher als die italienische", und dann fortfahrend: „Was ist dieser Rogier van der Weyden für ein hervorragender Meister, der ist einer der besten! Leider habe ich mich nie an diesen herangewagt zu kopieren; ich glaube, daß ich solche Meister in ihrer Feinheit hätte nicht kopieren können. Welche Innigkeit und Gläubigkeit, welche Wahrhaftigkeit steckt da gerade in dem Rogier. Seine Madonnen weinen wirklich ohne falsche Aeußerlichkeit, wenn sie am Kreuze stehen oder wenn vor ihnen der Leichnam Christi hingelegt wird. Wie wirkt so ein Gemälde feierlich, architektonisch ernst, das ist wirkliche, echte religiöse Kunst im Gegensatz zu Michel-Angelo, der wohl ein interessanter Gigant war, der aber, anstatt zu erfreuen und zur erhabenen feierlichen Ruhe zu führen, seine Welt mit gewalttätigen, fratzenhaften, erschreckenden Gebilden erfüllte. Sein Jüngstes Gericht ist ja ganz heidnisch und die übermenschlichen Gestalten erregen mehr Entsetzen als Freude. Obgleich Michel-Angelo der Antike näher stand, so steckt in den altdeutschen Meistern, wenngleich ganz unbewußt, mehr Antike als in diesem Gigant. Wie das hineingekommen ist, weiß ich nicht, vielleicht doch durch Tradition, immerhin ist im Wesentlichen, in der Ruhe und Vornehmheit so ein Memmling mit einem griechischen Werk gleichzustellen. — Ueberhaupt, um wieder von Michel-Angelo zu reden, ist die Bemalung des Deckengewölbes in der Sixtinischen Kapelle mit solchen Riesengestalten, die mit unendlicher Wucht herunterzustürzen drohen, nicht gerade geschmackvoll, da hat die Betonung des Gewölbes durch Rippen im architektonischen, logischen Aufbau eines gotischen Domes viel mehr Berechtigung." —

Ueber Titian, seinem Abgott, hat er sich oft und sehr bezeichnend ausgesprochen, als: „den wundervollsten Zauberer von Märchen-

bildern in Form und Farbe und göttlicher Ruhe", ebenso über Rubens, Rembrandt, Velasquez und Franz Hals. Ich möchte nur noch etwas zitieren, was ich für besonders wichtig halte. Einmal, bei Besprechung seiner Bildnisse, sagte er: „Es ist merkwürdig, wie die Künstler zu allen Zeiten es immer versucht haben, die Vorzüge des einen alten Meisters mit denen anderer zu vereinigen. Das ist aber gar nicht möglich, eines hebt das andere auf. Entweder man betont die Form und dann geht etwas an der Malerei verloren, oder man betont das Malerische und dann verliert die Form. Einen Maler hat es wohl gegeben, der viele Vorzüge in sich vereinigte, aber den Maler kennt man leider nicht. In Florenz in den Uffizien ist das Porträt einer Frau. Das ist ganz vorzüglich; es hat etwas von Titian, von Rembrandt, von Rubens und sogar von Franz Hals. Von diesem sicher ganz hervorragenden Meister kennt man sonst keine Werke." — Daß unserem Lenbach dieser große Unbekannte einmal als Vorbild vorgeschwebt haben mag, ist gewiß, aber er selbst erreichte doch viel mehr. Er zog mit seinem scharfen Verstande auch für die Malerei seine logischen Schlußfolgerungen und blieb trotz aller Anregung durch die alten Meister, trotzdem er die Natur durch das Medium der Kunst sah, sich selber treu. Und das ist's, was seine Erscheinung uns so wertvoll macht: sein Charakter von seltener Willensstärke, Größe, Wahrhaftigkeit und feinstem Taktgefühl.

Franz Wolter.

Zur Geschichte der deutschen Trachten



Wie die alten Deutschen zur Zeit des Julius Caesar, des Tacitus sich gekleidet haben, wissen wir nicht. Alle die Darstellungen der Künstler älterer und neuerer Zeit beruhen einfach auf Phantasien; es kann sein, daß sie wirklich so ausschauten, aber wahrscheinlich ist es keineswegs. Und die vielleicht getreuen Schilderungen, die wir in den Reliefs der Trajanssäule zu Rom und den Skulpturen des Siegesdenkmales von Adam Klissi vorfinden, geben doch nur sehr dürftige Auskunft, abgesehen davon, daß sie auch nur die Erscheinung eines germanischen Volkes uns vorführen; jedenfalls haben die verschiedenen Stämme auch eigenartige Trachten gehabt, doch wie dieselben sich voneinander unterschieden, das wissen wir nicht, werden es auch voraussichtlich nie erfahren.

Und dasselbe gilt von den Kostümen vor Karl d. Gr., ja rich-

tiger vielleicht bis ins zwölfte Jahrhundert. Die gelegentlich vorkommenden Beschreibungen von Kleidern sind so wenig geeignet, uns eine klare Vorstellung zu vermitteln, und Abbildungen fehlen uns gänzlich. Die Darstellung Karls des Großen im Baptisterium des Laterans zu Rom ist ja von höchster Wichtigkeit, da das Mosaik der Zeit des Dargestellten annähernd angehört. Sie zeigt vor allem, daß Karl ganz anders aussah, als die modernen, auf Dürers Gemälde zurückgehenden Bilder ihn vorführen. Doch auch dies Bild gibt uns nur eine Vorstellung der offiziellen Tracht, vielleicht des römischen Patricius; aber wie sich Karl in seinem Reiche unter seinen Landsleuten gekleidet, darüber bietet uns das Mosaik keinerlei Belehrung.

Skulpturen, Wand- und Tafelgemälde, die brauchbare Anhaltspunkte uns gewähren könnten, fehlen gänzlich. Was wir besitzen, gibt nur eine mehr oder minder gute Wiederholung von Vorbildern, die meist auf sehr alte Zeiten zurückgehen. Das gilt besonders von allen Darstellungen der biblischen und neutestamentlichen Geschichte.

Die überwiegend meisten dieser Gemälde sind uns in den Handschriftenmalereien, Miniaturen, erhalten. Diese Miniaturen hat man bisher unbedenklich für die Geschichte des Kostümes benutzt, und doch ist es immer fraglich, ob die Bilderhandschrift auch wirklich an der Stelle entstanden ist, an der sie endlich aufgefunden wurde. Sie kann ja auch aus einem andren Lande durch Kauf, durch Handel, als Geschenk in die Bibliothek gelangt sein. Abgesehen von diesen schwerwiegenden Bedenken, macht die Bestimmung der Entstehungszeit der Bilderhandschrift neue Schwierigkeit. Der Charakter der Schriftzüge gibt keinen zuverlässigen Anhaltspunkt, denn häufig sind die Bilder erst später in die Handschrift eingemalt worden. Allein gesetzt, man habe Entstehungsart und Entstehungszeit mit voller Sicherheit ermittelt, so ist damit allein noch wenig gewonnen: für alle religiösen Darstellungen werden Vorlagen benutzt, die auf alte Zeiten zurückgehen; was sie uns bieten, ist nicht ein Abbild der Entstehungszeit, sondern einer älteren Periode, vielleicht auch eines ganz anderen Landes. Nur in Nebenfiguren, die der Maler, sein Vorbild bereichernd, etwa selbständig erfand, kann man Anklänge an das Zeitkostüm allenfalls entdecken. Die meisten der erhaltenen Miniaturen sind deshalb für die Kostümgeschichte ohne Bedeutung. Wichtiger sind die Schmucksachen, die in den Gräbern sich vorgefunden haben, Fibeln, Schnallen, Spangen usw. Aber viel ist auch mit ihnen nicht anzufangen, solange wir nicht den Kleider-

schnitt der Zeit uns vorstellen können. Vielleicht bieten die Gestalten des Abel und Kain auf den Hildesheimer Bronzetüren Darstellungen der norddeutschen Bauerntracht; die Reliefs der Augsburger Bronzetür sind jedoch nicht zu verwenden, da sie nach griechischen oder römischen Vorlagen gearbeitet zu sein scheinen. Dagegen zeigt uns das Steinrelief der Externsteine, Anfang des 12. Jahrhunderts, schon in den Frauengestalten das moderne Damenkostüm der Zeit, die langen, hängenden Prunkärmel usw.

Seit dem 11. Jahrhundert tritt bei den Bildwerken mehr und mehr der Einfluß der Tradition jener alten Vorbilder zurück: die Künstler bestreben sich auch, die heilige Geschichte im Gewande ihrer eigenen Zeit zu schildern; selbst Profandarstellungen, die in den vergangenen Jahrhunderten völlig fehlten — wenigstens sind uns keine Proben derselben erhalten — werden jetzt häufiger. Die Wand- und Handschriften-Gemälde bringen nicht ausschließlich Szenen der hl. Schrift zur Darstellung, es werden auch weltliche Stoffe vorgeführt, die modernen Dichter mit Miniaturen illustriert: Rolandslied (Heidelberg), Heinrich v. Veldekes Eneit (Berlin), Wolframs Parzival und der Tristan (München) usw.

Zu beachten sind auch die Grabsteine, die seit jener Zeit häufig mit einem Bild des Verstorbenen geschmückt werden. Nur muß man immer im Auge behalten, daß solche Grabmäler oft lange, ja bis hundert Jahre nach dem Tode der Bestatteten errichtet worden sind. So rührt z. B. das so wichtige Denkmal des Wiprecht von Groitsch († 1124) in Pegau erst aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts her, kann also nicht als ein Beispiel der Tracht des 12., sondern des beginnenden 13. Jahrhunderts angesehen werden.

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts kann man die Entwicklung der Männer- und Frauenmoden mit ziemlicher Sicherheit verfolgen.

Die Männer tragen an den Beinen Binden (Fasciae), die allmählich durch die Hosen ersetzt werden. Die Hose ist ein aus Stoff genähtes, strumpfartiges Beinkleid, für jeden Fuß eins; deshalb ist zur völligen Bekleidung immer ein Paar Hosen erforderlich. Die Hose reicht von der Fußspitze bis zum halben Oberschenkel und wird mit Riemen an dem Leibgurt angebunden. Den Unterleib und die Oberschenkel bekleidete man mit dem Bruch, der etwa unserer Schwimmhose glich. Der Leib war zunächst mit dem Hemd geschützt, das aber zur Nacht ausgezogen wurde; darauf kam je nach Bedarf ein warmes Wams und dann der Rock, der bis zu den Knien reichte,



Hans Baldung Grien (1480—1545): **Markgraf Bernhard III. von Baden-Baden.**
(† 1536). **München, alte Pinakothek No.** 287.

um die Hüften gegürtet wurde, bald mit Borten am Halsausschnitt, an den Handgelenken, am unteren Saume besetzt, bald mit Pelz verbrämt war. Die Modeschwankungen kann man wahrnehmen, aber im einzelnen nicht feststellen. Ueber dem Rock trugen vornehme Leute — Männer wie Frauen — immer den Mantel, den sie nur im Hause oder bei Bekannten ablegten. Das Haupt bedeckt in der Jugend ein Blumenkranz, später verschiedenartige Hauben, Mützen, Hüte (Pfauenhut, Strohhut usw.).

Die Frauen sind ganz ähnlich gekleidet; im Falle der Not kann eine Frau auch einen Männerrock anlegen. Der Rock ist bei ihnen länger, reicht bis zu den Füßen herab, wird gegürtet und um die Brust. von eitlen Frauen durch an den beiden Seiten angebrachte Schnürlöcher fest an den Oberkörper angepreßt. Junge Mädchen tragen das Haar offen, mit Kränzen geschmückt; verheiratete Frauen aber stecken das Haar auf, bedecken es mit den mannigfachsten Hauben.

Das ist die Modetracht, die bei den Kulturnationen des 12. und 13. Jahrhunderts ziemlich dieselbe war. Daß aber doch Unterschiede bei den Kleidungen der Völker sich bemerkbar machten, daß die Franzosen z. B. einen Deutschen an seiner Tracht erkannten, ist sicher. Aber einstweilen lassen sich diese feinen Unterscheidungen nicht mehr feststellen.

Wenn nun Könige, Fürsten, allenfalls auch der Adel, von dieser Modetracht Gebrauch machten, so dürften sie kaum vom Bürgerstande in gleicher Weise benutzt worden sein. Auch die Vornehmen legten ja die modische Kleidung nur bei festlichen Gelegenheiten an, gingen für gewöhnlich sehr schlicht gekleidet; aber selbst dann haben sie sich in ihrer äußeren Erscheinung sicher von den Kaufleuten, Handwerkern usw. unterschieden.

Die Veränderungen der Modetracht im Laufe des 13. Jahrhunderts nachzuweisen, sind wir außerstande. Gewiß sind solche vorhanden gewesen, doch reichen weder die zahlreichen Beschreibungen der Dichter, noch die Denkmäler, Skulpturen, Gemälde, Miniaturen aus, sie bestimmt festzustellen. Noch Anfang des 14. Jahrhunderts, als die Miniaturen der berühmten Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift entstanden, ist im allgemeinen die im 13. Jahrhundert gebräuchliche Modetracht dargestellt worden.

Nun kommt aber etwa im dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts eine neue Mode auf: die Röcke der Männer werden eng, vor allem aber so kurz, daß sie die Oberhose, den Bruch, kaum verdecken. Daher die Klage über die unzüchtige Tracht. Um 1400 werden die

Röcke wieder etwas länger, mit weiten Aermeln ausgestattet, die Säume durch Ausschneiden gezaddelt, bis gegen Ende des Jahrhunderts, als wieder für junge Leute die ganz kurzen Jacken Mode wurden, man sich entschloß, die Oberhose, den Bruch, so zu gestalten, daß er ohne Verletzung der Sittsamkeit offen getragen werden konnte; die alte Hose wird zum Strumpf, der bis über die Knieen reicht, der Bruch zur Culotte, die bis ins 17. Jahrhundert mit einem Latz versehen wird. Schon im 13. Jahrhundert hatte man den Rock gern aus verschiedenfarbenen Tuchstücken zusammengesetzt: auf der Vorderseite war der Rock z. B. links rot, rechts grün; die Rückseite war dann grün und rot. Diese von den Franzosen mi-parti genannte Mode geriet aber im Laufe der Zeit wieder in Vergessenheit, bis sie gegen Ende des 15. Jahrhunderts noch einmal modern wurde: jetzt setzte man den ganzen Anzug aus verschiedenfarbigen Stoffstücken zusammen. Der deutsche Hanswurst hat diese ehedem hochelegante Modetracht beibehalten, wie er die Schellen an Kappe und am Kleidersaum, selbst an den Schuhen hat, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auch zur Kleidung der höchsten Gesellschaftsschichten gehört haben.

Zu derselben Zeit, in der die Trennung von Hose und Strumpf bei den Männern stattfand, haben die Frauen das Leibchen des Kleides vom Rocke gesondert. Mit diesen Errungenschaften beginnt die Entwicklung der modernen Tracht seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts.

Für die Zeit aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geben uns die Stiche des Goldschmieds Israel van Meckenem (1440—1503) die beste Belehrung. Welche Mannigfaltigkeit der Trachten, die doch einzig und allein Westfalen entnommen sind! Für Nürnberg und Franken sind wichtig die Porträts und vor allem die von Michael Wolgemut (1434—1519) entworfenen Holzschnittfolgen. Diesem Meister folgt dann Albrecht Dürer, dessen Porträts und Stiche zu beachten sind. Ganz anders sehen die Trachten aus, die in Sachsen gebräuchlich waren und die wir hauptsächlich durch Lukas Cranach d. Aelteren kennen lernen, und wiederum sind durchaus verschieden die Kleiderformen, wie sie uns Hans Holbein d. J. in seinen Baseler Handzeichnungen vorführt. Jedes Land, ja jede Gegend hat, das ist für das 15. und 16. Jahrhundert sicher, seine eigene Tracht, und es ist grundfalsch, anzunehmen, daß z. B. die Baseler Mode auch in Norddeutschland befolgt worden ist.

Jedoch nicht allein gibt es in Deutschland eine große Mannig-



Hans Leonhard Schäufelein (aus Nürnberg ca. 1480—1540, Stadtmaler von Nördlingen): Die hl. Elisabeth. Nördlingen, städtische Sammlung.



Hans Leonhard Schäufelein: Die hl. Barbara. Nördlingen, städtische Sammlung.

faltigkeit der Trachten — der Patrizier kleidet sich und seine Frauen anders als der Handwerksmann usw., später unterscheiden sich die katholischen Bürger von den protestantischen —, man legte auch bei einzelnen

Anlässen besonders geschnittene Kleider an. Die Albertina in Wien besitzt vier Aquarellbilder von der Hand Albrecht Dürers (1500). Die Frau im Hause ist da anders gekleidet, als die zur Kirche oder zum Tanze geht. Dasselbe gilt von den Männern, wenn auch nicht im gleichen Grade. Jedoch gibt es für beide Geschlechter besondere Trauerkleidung; auf den Votivbildern und den Grabsteinen tragen die Frauen gewöhnlich die übliche Kirchentracht, hin und wieder auch die Trauer-Anzüge.

Eine vorzügliche Quelle zur Geschichte der deutschen Kostüme bieten die Holzschnitte, mit denen im Auftrage Kaiser Maximilians der Weißkunig ausgestattet worden ist. Der Kaiser hat persönlich die Entwürfe geprüft und immer darauf geachtet, daß vor allem die Trachten richtig wiedergegeben wurden.

Während die Kleider der Vornehmen, der Bürger, der kleinen Leute überaus mannigfach im 16. Jahrhundert geschnitten waren, scheinen die Bauern noch eine sehr schlichte und unscheinbare Tracht gebraucht zu haben. Die Bilder der Kalendarien, die Kupferstiche Martin Schongauers, Albrecht Dürers zeigen noch keine Spur von den originellen Formen, welche die Bauerntrachten späterer Zeit auszeichnen. Diese Volkskostüme sind, wie es scheint, ziemlich jungen Ursprungs, keineswegs eigenartig, sondern meist nur die Form längst verlassener Modetracht hartnädig festhaltend.

Seit den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts legen die Leute, vor allem die Männer, einen hohen Wert auf die Schönheit ihres Anzuges, vermerken in ihren Lebensbeschreibungen, wann sie neue Kleider angeschafft, wie dieselben aussahen. Diese Vorliebe für schöne Tracht veranlaßt dann auch die Ausschreitungen der Mode, denen die Kleiderordnungen vergeblich entgegenzuwirken streben. Es wäre sehr verdienstlich und für die Kostümgeschichte überaus ersprießlich, wollte einer eine brauchbare Sammlung der Kleiderordnungen veranstalten.

Für Westfalen ist zu achten auf die gestochenen und gemalten Porträts des Heinrich Aldegrever aus Paderborn (1502—55); später bieten die von den Künstlern tom Ring (Ludger d. Ae. 1496—1547 in Münster, Ludger d. J. 1521—1583 ebenda, Hermann 1521 (?) bis 1597) herrührenden Bildnisse vielfache Belehrung. In Köln malt Bartholomäus Bruyn (1493 bis u. 1556) zahlreiche Porträts von Männern und Frauen, dann der aus Löwen gebürtige Gortzius Geldorp († in Köln 1616/18), und so hat jedes Land seine eigentümlichen Bildnismaler, z. B. die

Schweiz den Hans Asper in Zürich (1499—1571), Tobias Stimmer in Schaffhausen (1539—1583/87); in Regensburg ist Hans Ostendorfer tätig. Man darf nicht so leichthin von einer Tracht des 16. Jahrhunderts reden, sondern muß den lokalen Verschiedenheiten immer Rechnung tragen.

Das Interesse für die Formen der Tracht gibt sich im 16. Jahrhundert auch dadurch kund, daß besonders eitle Leute sich, so oft sie einen neuen Anzug erhalten, in ihm malen lassen. So bietet das Trachtenbuch des Augsburgers Matthäus Schwartz und seines Sohnes Veit im Museum zu Braunschweig eine fortlaufende Darstellung der Augsburger Moden; ein ähnliches deutsches Bilderbuch soll in der Bibliothèque nationale in Paris bewahrt werden. Für die Nürnberger Männertrachten vom Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts sind die mit Bildern geschmückten Schembartbücher sehr wertvoll.

Die wichtigsten Publikationen von Kostümbildern verdanken wir dem Schweizer Jost Amann (geb. in Zürich 1539, gest. in Nürnberg 1591): das große Trachtenbuch, das Hans Weigel in Nürnberg 1577 herausgab, und das Theatrum Muliebre (1586). Zahllose andere, nach seinen Zeichnungen gefertigte Holzschnitte sind für die Geschichte der Nürnberger Tracht von Bedeutung. Ueber die Kleidung der Straßburger und Baseler sind besondere kleine Bilderbücher veröffentlicht worden . Abraham de Bruyn gibt 1581 in Antwerpen seine Costumes civils et militaires heraus, Georg Braun und Hogenberg fügen ihren Städteansichten Civitates orbis terrarum . . . (Köln 1592) auch Abbildungen der interessantesten Trachten bei.

Die Hoftracht, die des Adels ist international, die der Städter und bald auch die der Bauern je nach dem Landstrich durchaus verschieden.

Ueber die zum Wams zusammengeschrumpften Oberkleider hatten ältere Herren immer längere Ueberröcke getragen; in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die pelzbesetzte Schaube, dann später die Samaria (daraus haben die Tschechen ihre nationale Tschamara gemacht).

Aus diesem Oberkleide entwickelt sich dann um das dritte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts unser Männerrock, der vielleicht seine Form zunächst der schwedischen Infanterie-Uniform entlehnt. Das Wams wird zur Weste; an die Stelle der verschiedenartigen Baretts tritt der Hut, mit Federn usw. geschmückt. Die Kniehose verliert den Latz. So ist die Grundlage der modernen Männertracht erreicht; ob

die Hose länger oder kürzer, ob sie gegen 1800 durch den Pantalon ersetzt wird, ob die Weste weit herabreicht, der Rock mit Aufschlägen, Tressen, Stickereien verziert ist, ob man den Hut an einer Seite aufkrempt oder ihn zum Dreispitz umgestaltet, ist im Grunde gleichgültig.

Die Frauen haben wohl schon im Mittelalter Unterröcke getragen; gegen den Beginn des 16. Jahrhunderts scheinen die weiten faltigen Kleiderröcke eine solche Unterlage geradezu erfordert zu haben. Um den Wuchs recht schlank erscheinen zu lassen, hatte man bereits im 13. Jahrhundert die Kleider mit Schnüren dicht an den Oberleib gepreßt, seit dem 15. Jahrhundert auch ein besonderes Schnürmieder getragen; aber erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts braucht man das mit Eisenschienen gesteifte Korsett, das seit jener Zeit seine Herrschaft behauptet hat. Zu gleicher Zeit wird, um die Hüften breiter erscheinen zu lassen, der Reifrock erfunden. Diese Mode kam aus Spanien, wo sie noch zur Zeit des Velasquez in Gebrauch war, wie des Meisters Porträts der Frauen und Mädchen der königlichen Familie zeigen; wenigstens wurde sie bei festlichen Gelegenheiten getragen.

Der Reifrock in seinen verschiedenen Formen bleibt, wenn auch zeitweilig einmal beiseite gesetzt, bis Ende des 18. Jahrhunderts im Gebrauch; allein er gehört einzig und allein zur Festtracht der Höfe und aller derer, die zu den Höfen gehören oder sich ihnen angehörig ansehen, also des Adels, der höheren Beamten usw. Und alltäglich wurde dieser unbequeme Anzug auch nicht angelegt. Die Bürger der Städte und besonders deren Frauen blieben bei ihren mannigfachen Kleidern und wurden von der Mode nur wenig berührt.

Vorübergehend wird seit Mitte des 17. Jahrhunderts bis Ende des 18. die Perücke in ihren verschiedenen, nach Stand und Würde geregelten Formen von den Männern getragen, von beiden Geschlechtern der Haarpuder verwendet.

Hatten wir im 16. Jahrhundert eine überraschend große Menge von Darstellungen der Modedracht zur Verfügung, so finden wir im 17. Jahrhundert nur verhältnismäßig wenige Bilder vor. Die wichtigste Quelle bietet uns noch immer des Prager Malers Wenzel Hollar (1607—1677) Aula Veneris, in der er die interessantesten Frauentrachten seiner Zeit in meisterhaften Radierungen darstellt. Ausgezeichnete Porträtmaler sind jedoch in Deutschland in jener Zeit nur überaus wenige zu finden; so muß man sich an die minder bedeutenden Bildnisse halten, die in Provinzial-Museen etwa noch zu finden sind. Haben dieselben auch geringen Kunstwert, so verdienen

sie doch, sobald sie für die Kostümgeschichte interessant erscheinen, immerhin Beachtung. Und dasselbe gilt von den zahlreichen Porträt-Kupferstichen. Man muß sie nur nach ihren Entstehungsorten gruppieren, dann wird man vielleicht zu einer Erkenntnis der noch im 18. Jahrhundert so verschiedenen städtischen Kleidungen gelangen. Besonders gut sind wir über die Trachten von Augsburg unterrichtet; dürftiger sind unsere Kenntnisse von der Kleidung der Nürnberger, Straßburger. Eine Gesamtübersicht bietet das von Abraham a Santa Clara herausgegebene Kupferwerk Christoph Weigels „Abbildung der . . . Haupt-Stände" (Regensburg 1698), in dem auch viele Stadt-Trachten abgebildet sind. Diese eigenartigen Kostüme sind im Laufe des 18. Jahrhunderts allmählich von den modischen Trachten verdrängt worden. Vereinzelt haben sie sich noch bis ins 19. erhalten, wie das Münchener Bürgerfrauen-Kostüm mit dem Riegelhäubchen usw. noch nach 1850 getragen wurde. Auch diese hübschen Trachten sind der Mode zum Opfer gefallen.

Was nun die Volks- oder Bauernkostüme anbelangt, so wird man deren Ausbildung schwerlich über das 16. Jahrhundert hinaus verfolgen können. Wir besitzen da Abbildungen friesischer Bauerntrachten, der Kleidung der schleswigischen Halligen. Aber für das 17. Jahrhundert fehlen die Bilder um so mehr. Die Abbildungen des Theatrum Europaeum geben sehr geringfügige Belehrung, und auch in denTrachtenbüchern ist der Bauernkostüme nur selten gedacht. Wahrscheinlich hat sich die bunte Mannigfaltigkeit derselben erst nach dem dreißigjährigen Kriege ausgebildet. Die Pelzmütze, die heute noch die Partenkirchener Bäuerinnen tragen, war einst eine weitverbreitete Damen-Kopfbedeckung, in Regensburg bis nach Frankfurt a. M. gebräuchlich. Für den hohen spitzen Tirolerhut haben die Damen am Hofe der Maria Antoinette das Vorbild geliefert; auch die Schnürmieder mit den Brustvorsteckern haben die Bauernfrauen den Modedamen entlehnt. Wie jung oft die Bauerntrachten sind, zeigen z. B. die des Kantons Bern. Sigmund Freudenberger (1745—1801) gibt uns in seinen kolorierten Radierungen ein ganz anderes Bild von einem Berner Bauernmädchen; sie erscheint in einer durchaus anderen Tracht, als die ist, die wir heutzutage im Gebrauch finden.

Jedenfalls ist die Bearbeitung der Kostümgeschichte nicht so leicht, als manche sich das vorgestellt haben und viele auch heut noch sich einbilden. Für den Garderobenmeister eines Theaters mag das bisher Erreichte allenfalls ausreichen, zur Not auch für einen Maler. Doch sollten diese Herren immer bedenken, daß die Leute der Vor-

zeit sich in ihrem besten Feiertagsgewande malen ließen, einem Kleide, das sie nur bei festlichen Gelegenheiten anlegten; das Alltags-, das Hauskleid sah viel schlichter, viel einfacher aus.

Eine wissenschaftlich genügende Darstellung der deutschen Trachtenkunde besitzen wir bis jetzt noch nicht.

Prof. Dr. Alwin Schultz.

Aus dem Schwarzwälder Volksleben



Unter den zahlreichen deutschen Mittelgebirgen übt wohl schwerlich ein zweites auf Touristen und Vergnügungsreisende eine solche Anziehungskraft und solchen Zauber aus, als unser heimischer tannenumrauschter Schwarzwald, der in seiner imposanten Ausdehnung fast die Hälfte des Badener Landes umfaßt.

Welch reiche und mannigfaltige Abwechslung bieten seine herrlichen Szenerien und welche Fülle an landschaftlichen Schönheiten seine blühenden Täler, Halden und Triften, abwechselnd mit gigantisch emporragenden Firnen und Kuppen und den malerisch gruppierten Dörfern und Gehöften, umweht von stillem Waldeszauber und einer reinen ozonreichen Luft. Kein Wunder, wenn die Reize und Vorzüge des Schwarzwaldes eine allseitig wachsende Würdigung und Bewunderung finden, immer neue interessante Gebirgspartien erschlossen und dem reisenden Publikum eröffnet und zugänglich gemacht werden und, dem stetig wachsenden Fremdenverkehre entsprechend, an allen hervorragenden Plätzen, Seen, Ruinen und Aussichtspunkten Jahr für Jahr neue klimatische oder Höhenluftkurorte entstehen, welche sich — nebenbei gesagt — auch sichtlich bester Frequenz erfreuen.

Und nun lade ich die geneigten Leser ein, uns auf einer Tour durch den Schwarzwald begleiten, um auf diese Weise die Sitten, Trachten und Bräuche des biedern Schwarzwäldervolkes in seiner naturwüchsigen Ungezwungenheit kennen lernen zu wollen.

I.

19 km von der badischen Amtsstadt Bühl und 13 km von Forbach im Murgtal entfernt, liegt teils auf traumverlorener Bergeshöh, teils in einzelnen Seitentälchen zerstreut, die Forstkolonie Hundsbach. Am hintern Teil des Bibertales, gegen den

steilen Nordabhang der Hornisgründe zu, breitet sich — von saftgrünen Bergmatten umsäumt — der Zinken Viehläger aus. Es sind zwar nur primitive Walderhäuslen, schier wie Schwalbennester an den Berghalden angeklebt, deren gewaltige Stroh- und Schindeldächer zum Teil aber fast bis auf den Boden herabreichen. In einem derselben haust der Sockenazi mit seinem Weib, der Bibiane, nebst beider Sohn — der Hanschristle. Weiter drüben, gegen die Kuhhalde zu, wohnt der Pechmichel, und der hat eine wunderschöne Tochter namens Emerenz. Die Emerenz hat unter den Wälderburschen sozusagen „'s Griß", denn sie ist ein sufers Mensch, kann spinnen und melken, und auf dem Feld — da hackt sie Rüben und Herdäpfel für zwei. Nur ein kleiner, zwar nicht viel in Betracht kommender Naturfehler beeinträchtigt in etwas ihre sonst bezaubernde Schönheit. Auf dem einen Auge ist nämlich die Emerenz scheel, das heißt, sie kann nach zwei Seiten zugleich gucken. Auch trägt sie am Sonntag als Abschluß ihres seidenen Mieders um den Hals ständig ein dickes Halstuch; warum? — darum! Sonst aber war sie reizend, brav, schaffig, kurz und gut — eine begehrenswerte Waldnymphe. Dieser Ansicht waren auch der Sockenazi und seine Bibiane, deren Aecker unmittelbar an die des Pechmichels angrenzten, und wenn ihr Hanschristle und die Emerenz ein Paar würden? Dann kämen beide Höfe in einen Besitz — derselben Meinung war auch der spekulative Hanschristle selbst, beäugelte mit wachsendem Interesse die Emerenz und suchte ihr bei jeder passenden Gelegenheit seine spezielle Aufmerksamkeit und Zuneigung zu beweisen. Und die Emerenz war auch nicht von Holz und ließ sich die Huldigungen des schmucken Nachbarsohnes gar wohl gefallen — ja sie empfand sogar ein gewisses Gefühl von Eitelkeit und Stolz, als sie von ihrer Freundin, des Schnapsjokels Christine beim Hanfbrechen erfuhr, daß des Sockenazis Hanschristle und des Zwegschtewasserseppe Kasper auf der Rüttetaler Kilwe ihretwegen sich weidlich durchgeprügelt hätten. Item: Die Sach kam ins Reine. Wie? Das werden die geneigten Leser aus dem weiteren Verlauf dieser Schilderung erfahren.

Der Sockenazi und sein G'schwei, der Pechmichel, aber waren schlaue Köpfe, und — da es doch einmal geheiratet werden sollte, so sollte es auch gleich eine rechte und echte Bauernhochzeit abgeben und der Hauptschmaus droben im Kurhaus Hundseck abgehalten werden. Warum? — Darum! Den fremden reichen Kurgästen ist solch ein Ereignis immer eine angenehme Abwechslung. Diese folgen

gerne der persönlichen Einladung des Brautpaares, nehmen an der ländlichen Festveranstaltung jeweils bereitwillig teil und lassen sich nebenbei auch nicht lumpen. Da gibt's in der Regel schwere Hochzeitsgeschenke — silberne Löffel —, welche man im Haushalt, wenn auch nicht gebrauchen, doch gelegentlich im Glasschrank zur Schaustellung und nötigenfalls nochmals versilbern konnte, und geschliffene Gläser, schöne Lichtstöck, mitunter auch Geld und sonstigen verschiedenen Hausrat. Also deswegen wurde Hanschristles und Emerenzens Hochzeit nicht in der Dorfwirtschaft, sondern droben im Kurhaus abgehalten. Wie's dabei zugeht? Nun, das werden wir ja sehen! Also auf ins Kurhaus Hundseck zur „Hochzitt"!

Wir müssen schon zeitig morgens aufbrechen, denn so um 1 Uhr geht der Schmaus droben los. So gegen ½9 Uhr müssen wir am Bühler Bahnhof reisefertig zur Stelle sein; denn dort steht um diese Zeit auch schon der Lokalzug ins Bühlertal unter Dampf, der uns nach ¾9 Uhr hinten auf der Station Obertal schon wieder auf festen Boden setzt. Fort geht's zu Fuße auf staubiger Straße längs des Talbaches zwischen unterschiedlichen Häusern und Häuslen hindurch, an Rütten, Wiesen und etlichen Sägmühlen vorüber, dem Kurhaus Schindelpeter zu. Da müssen wir freilich ankehren; denn das lange Laufen und viele Sprechen und Gucken verursacht heidenmäßigen Durst. Nach einem Marsch von 20 Minuten erreichen wir endlich den Waldsaum und stehen plötzlich vor einem ganz eigenartigen Naturwunder, nämlich der weithin berühmten Gertelbachschlucht. So etwas sieht man nicht alle Tage! O Schwarzwald, wie schön bist du!

Diese merkwürdige Gertelbachschlucht wurde im Jahre 1889 durch den Verschönerungsverein für Bühl und Umgebung dem Verkehre erschlossen. Sie nimmt ihren Anfang bei der „Gertelbachwirtschaft" und zieht sich in direkter Richtung gegen den Kurort Hundseck. Die Gertelbachschlucht präsentiert sich in ihrer ganzen Anlage und Entwicklung als ein Naturgebilde von gewissermaßen dramatischem Aufbau. In ihren ersten Anfängen, nachdem uns der grüne Wald in seinen verschwiegenen Schoß aufgenommen, zeigen sich dem Auge liebliche Bilder, und der beglückende Zauber einer dämmerstillen Waldeinsamkeit legt sich bestrickend um Herz und Sinn. Mit melodischem Wellenschlage eilen die kristallhellen Wasser der Gertelbach dahin und manch vielgeschätzte Forelle — welche oben in den Kurorten später die Tafel ziert — durchfurcht in neckischem Spiele das feuchte Element. Nach und nach wird die



Edmund Steppes: Fichtenwald.

Szene ernster, großartiger. Groteske Felsgruppen starren uns entgegen, ungeheure pittoresk gestaltete Steinwände, welche kühn dem Himmel zustreben. Flechten und Moose bekleiden die starren Felsschründe in üppiger Fülle mit freundlichem Grün, während das glanzvolle Gestirn des Tages in einzeln verlorenen Strahlen durch die Wipfel der Bäume flutet und in Gemeinschaft mit den silberblinkenden Wasserströmungen der Szenerie den Stempel ernster Erhabenheit und zugleich anziehender Schönheit aufdrückt. Hier — etwa in der Mitte der Talenge — bietet sich dem Beschauer eines der schönsten Großbilder der Schlucht. Der hochaufgetürmte Gertelbachfelsen tritt in unsern Gesichtskreis, mit seinen ruinenhaft gruppierten Formationen auf das Auge einen großartigen Eindruck ausübend. Ringsher aber rauscht und schäumt das silberhelle Wasser des Gertelbachs in Hunderten von gischtsprühenden Kaskaden über Felsen und Schründe durch den taufrischen Wald dem Tale zu. Ein wunderbar erhabenes Bild, für sich allein schon genügend, der Schlucht ihr charakteristisches Bild aufzudrücken. Aber die Formation nimmt ihre weitere Entwicklung. Fortgesetzt wechseln die Partien kulissenartig in neuen Verschiebungen. Der schwarze Wald begrüßt uns auf dem ganzen Wege mit geheimnisvollem Rauschen als vertrauter Freund, und so gelangen wir auf bequemen Stufen und über zahlreiche Brückchen aufwärts, bis wir endlich im Hintergrunde der Schlucht eine terrassenförmige, aus härtestem Urgestein aufgebaute Wand auftauchen sehen, welche der ganzen Anlage einen würdigen Abschluß verleiht. Beinahe senkrecht finden sich fünf Felsgalerien übereinander hingelegt. Ueber diese nehmen die Wasser des Gertelbachs ihren Absturz. Das bislang so scheue Kind des Waldes stürzt sich urplötzlich in jugendlichem Uebermut, mit gewaltigem Zischen und Brausen, kopfüber in die dunkle Tiefe, beim wuchtigen Anprall in Myriaden milchweißer Atome zersprühend.

Um das malerische Schauspiel in seiner ganzen Schönheit betrachten zu können, sind der Felswand Stufen und Brücken abgerungen, welch letztere in fünf Etagen übereinander liegen und überdies einen sehr schönen Blick ins Rheintal gewähren. Mit diesem Wasserfall hat die an malerischen Schönheiten so überaus reiche Gertelbachschlucht ihren Glanzpunkt — sowie auch ihr Ende erreicht, wiewohl auch der direkte Aufstieg zur Hundseck dem Touristen noch manch dankbares Naturbild darbietet. Vom Ausgang der Schlucht bis zur Hundseck ist etwa noch eine halbe Stunde. Wir kommen deshalb noch zeitig zur Hochzeit im Kurhaus an; ja wir dürfen sogar

noch eine gute Weile auf die Neuvermählten und deren Sippschaft warten. Denn solch ein Fest ist allweg mit Umständlichkeiten verknüpft und sind nach örtlicher Sitte und ortsüblichem Brauch so mancherlei Formalitäten zu erfüllen, daß man mitunter vor lauter Nebensächlichkeiten schier die Hauptsache übersieht. So erging es auch diesmal des Sockenazis Hanschristle. Erst wollte der Schuster mit den neuen Hochzeitsstiefeln nicht rechtzeitig eintreffen; dann wollte des Göttis Zylinderhut, den er drunten in Forbach bei einem guten Freund für diesen Tag geliehen hatte, absolut nicht passen. Nach Sitte und Brauch hat jeweils der Götti (Taufpate) als Trauzeuge zu funktionieren.

Schon mit Tagesgrauen hatte sich die liebe Schuljugend aus allen Zinken und Halden auf des Sockenazis Gehöft zur „Morgensuppe" eingefunden. Dabei werden Wein, Kaffee, Brot, Speck und Kuchen verabreicht. Das ist allweg ein Festtag für die Küh- und Viehbuben, kleine Wiewersvölklen und Taglöhnerskinder. Aber auch andere gehen hin. Wer nach eingenommenem Schmaus noch eine leere Falte im Magen vermutet, stattet noch dem Pechmichel eine Visite ab und holt dort das noch Fehlende nach. Ja, man sieht es auf manchen Höfen besonders gern, wenn recht viele Leute zur Morgensuppe kommen. Das bringe Segen in den neuen Ehestand. Diesen Brauch machen sich u. a. auch die Herren Fechtbrüder zu nutze und sollen sich zu einer solchen Morgensuppe mitunter schon gegen 50 Handwerksburschen eingefunden haben. Noch während derselben finden sich auch die Musikanten im Hochzeitshause ein und spielen den Hochzeitsgruß. Nach und nach treffen auch die Verwandten, Gevattern, Ehrengesellen, Brautjungfern ɪc. dort ein. Alle ohne Unterschied werden mit zierlichen Hochzeitssträußchen dekoriert, welche gewöhnlich die Naiern (Näherin), die sonst im Jahr „auf der Stör" im Hause arbeitet, den Gästen anheftet und dafür ein Trinkgeld entgegennimmt. Auf dem Hof der Braut besorgt dies zum Teil die Hochzitteri gewöhnlich selbst; andernfalls muß auch dort die Naiere diesen Dienst besorgen. Etwas später marschiert unter Trommelschlag und mit wehender Fahne der Verein auf den Hochzighof, dessen Mitglied der Hanschristle ist, an der Spitze der Schuhtoni und der Murerxaver als Trummler. Nachdem auch diese — je nach Liebhaberei mit Wein oder Kriesewasser bewirtet und mit Sträußchen versorgt sind, ordnet sich der Zug zum Abmarsch ins eigentliche Dorf, wo die Kirche und das Schul- und Rathaus sich befinden. Zuvor aber wird im Hause noch eine gemeinschaftliche

Andacht verrichtet, um den Segen Gottes zu dem ernsten Schritt des Lebens und über den neuen Hausstand herabzuflehen. Dasselbe vollzieht sich auch drüben beim Vater Pechmichel, wo die Braut mit den Ihrigen sich zum Hochzeitsgang rüstet. Auf manchen Höfen besorgt dies auch ein sog. „Ausbeter“. Nach der eigentlichen Andacht wünscht dieser in einer angefügten humoristischen Ansprache der Braut noch extra Glück zu ihrem Vorhaben und schließt mit einem drolligen Spruch, z. B.:

„Der Weg ist schlecht, die Steine rundsch,
Moidle mach, daß d' nit drunter kumsch!“

Ein Teil der Musikanten hat sich auch beizeiten schon ins Haus des Pechmichels begeben, um der Emerenz ein Ständchen zu bringen.

Indessen bewegt sich der Zug mit dem Hochzitter unter Trommelschlag und Vorantragung eines riesigen Maien die Halde hinab auf den eigentlichen Dorf- oder Kirchweg. Dort treffen Braut und Bräutigam zusammen, und jetzt erst ordnet sich der eigentliche Hochzeitszug. Voraus marschieren die beiden Viehbuben mit den Maien, hinter diesen die Musikanten, sodann die Trommler und der Verein und unmittelbar hinter diesem erst die Braut- oder Tschäppljungfern und dann das Brautpaar — erst die Emerenz mit ihrem Ehreng'sell und dann der Hanschristle mit seinem Götti — dem Kaibebur. So geht's mit klingendem Spiele dem Rathaus zu. Dort gibt's, je nachdem, noch einen längern oder kürzeren Aufenthalt. Gruppenweise stehen die Wiewersvölker in ihrer malerischen Volkstracht auf der Straße und den Halden umher. Die Männer haben in der nächstliegenden Wirtschaft noch etwas nachzusehen, während Hanschristle — der vielgeplagte Bräutigam — und seine Emerenz hundert Händedrücke entgegenzunehmen und auszutauschen haben, wobei die Braut meist vor tiefer Rührung schluchzt oder heult. Ist die Ziviltrauung vorüber, so bewegt sich der Zug in gleicher Ordnung in die Kirche, wo dann die kirchliche Einsegnung erfolgt. An die kirchliche Trauung schließt sich sofort das feierliche Hochzeitsamt an. Während aber der Geistliche sich nochmals in die Sakristei begibt, um die Meßgewänder anzulegen, machen die Neuvermählten unter Vorantritt der Trauzeugen, Götti, Gotte und der Brautjungfern einen Umgang um den Altar, indessen von der Orgelempore ein Hochzeitslied gesungen wird. Letzteres aber nur unter gewissen Voraussetzungen. Wenn vor der Hochzeit offenkundig getechtelmechtelt wurde oder gar die Braut zu Hause im Korbwägele einen eigenen Privatsänger hat, so unterbleibt das

Ehrentraulied. Beim Hanschristle und der Emerenz stand dem Singen in dieser Beziehung kein Hindernis entgegen. Er hat sie zwar bei der zweiten „Bschauet", als er ihr drunten im Keller die Most- und Herdäpfelvorräte zeigte, so im Verstohlenen einmal herzhaft geküßt, aber die Emerenz gab ihm damals an Ort und Stelle den Kuß sofort wieder zurück.

Eine Hauptaktion der zur Hochzeit erschienenen Verwandten, Freunden und Bekannten bildet die Beteiligung am großen Opfergang, der gleich beim Offertorium beginnt und oft mit Schluß des Gottesdienstes noch nicht beendet ist. Für Fremde und Bewunderer von Landes- oder Volkstrachten ist der Anblick dieses ununterbrochenen und fast endlos währenden Rundganges um den Altar von ganz besonderem Interesse. Ja für manche Mannen und Wiewersvölker ist das „zum Opfergehen" eigentlich die Hauptsache. Man will dabei nicht nur sehen, sondern auch gesehen werden.

Des Schnitzküblers Mariann hat einen neuen Mantel mit einer Schnalle und Stehkragen und des Hennemichels Theres eine neue Kappe mit doppelbreitem, golddurchwirktem Haubendeckel und erst die Paradieswirtstöchter aus der Stadt! Jungfer Lorchen hat einen Hut mit Federn, Flügel und Mauspelz und ihre Schwester Viola sogar einen ganzen Krautgarten auf dem ihrigen. Alles dies will besehen, beguckt, bekritisiert oder bewundert sein.

Und der Sockenazi und der Pechmichel?

Ja, die schauen erst recht darauf, wer zum Opfer geht und dadurch mit „Gegediene" den beiden angesehenen Familien ihre Achtung und Teilnahme an der Freud bezeugt. Drum sieht man bei solchen Anlässen mitunter Personen — vorab Geschäfts- und Handelsleute in der Kirche, die sonst wenig Platz darin versperren und sich sonst kaum klar zu machen wissen, wozu sie eigentlich Kirchensteuer zahlen müssen. Bei diesem allgemeinen Opfergang hat das weibliche Geschlecht den Vortritt. Nachdem die kleinen Mädchen, die halb- und ganz ausgewachsenen Jungfrauen ihren Umgang gehalten haben, eröffnet die Braut in Begleitung ihres Ehrengesellen den Zug der Frauen. An diesen schließt sich dann der Opfergang der Knaben, Jünglinge und Männer. Auch hier eröffnet der Hochzitter mit seinem Götti den Zug der verheirateten Mannspersonen. Nach Schluß des Gottesdienstes begrüßen die Neuvermählten in erster Reihe den Pfarrherrn im Pfarrhaus oder der Sakristei, um dessen Glückwünsche entgegenzunehmen und diesen zum Hochzeitsschmaus einzuladen. Dabei überreicht gemeinhin die Braut dem Pfarrer ein

weißes Taschentuch und einen Strauß. Währenddessen ordnet sich draußen auf der Straße wieder der Hochzeitszug. Unter Vorantragung der Maien und den Klängen eines lustigen Marsches bewegt sich jetzt die zahlreiche Gesellschaft nach der zuvor bestimmten Wirtschaft — hier in vorliegendem Falle hinauf zum Kurhaus Hundseck — zum fröhlichen Hochzeitsschmause.

Zinnra! Bumra! tönt's die Berghalde herauf — und schon kommen, allen andern voraus, erhitzt und verschwitzt, zwei rotbackige und langzöpfige Wäldlermädeln: Des Krumwadentonis Kätheri und des Salzgoris Vreneli auf das Kurhaus zugeschritten. An der Hand tragen sie abwechselnd einen großen Waschkorb, der mit einem rotkarrierten Tüchle zugedeckt ist. Darinnen befinden sich die umkränzten Gedenkblätter und Widmungen, welche am Abend zuvor beim Tschäpplhirsch (Polterabend) der Emerenz von ihren seitherigen Kamerädinnen und Gespielinnen überreicht worden waren. Diese werden jetzt noch schnell vor Ankunft des Hochzeitspaares über ihrem Platze im Speisesaal an der Wand aufgehängt. Aber auch der Hotelwirt weiß, was bei einer solchen Veranlassung hierzuland Sitte und Brauch ist. Drum ist die Eingangspforte sinnig mit Tannengirlanden geschmückt und darüber prangt die Inschrift: Willkommen! Und wirklich — Hurra! alleweil komme se! Eben biegen die zwei Viehbuben mit ihren Maien um die Ecke des Neubaues, während gleichzeitig die Musikanten neuerdings zu einem flotten Marsche einsetzen. Der Hotelier nebst Gemahlin steht schon auf der Staffel und kredenzt nach Sitte und Brauch dem Hochzitter und der Hochzitteri den ortsüblichen Ehrentrunk. Dann geht's aber seitens der Hochzeitsgesellschaft sofort auf den Tanzboden, wo von den Brautleuten, Ehrengesellen und Brautjungfern zunächst die üblichen drei Ehrentänze abgetanzt werden.

Ist das besorgt, so geht's hinein in den Speisesaal an die „Irde" (Hochzeitstafel), an welcher nur die Verwandten der Brautleute und — fall's er kommt — der Pfarrer Platz nehmen. Die andern Gäste machen sich's auf eigene Kosten bequem und gibt sich jeder wie er ist — zecht, trinkt, ißt, singt und tanzt wie er will und sein Magen und Geldbeutel es vertragen kann. Dabei ist der Saal samt den anstoßenden Räumen und — wenn eine Hochzeit im Dorfwirtshause stattfindet — daselbst auch Gang, Bühne, Hof und Garten dicht besetzt mit Mannen und Wiewersvölkern, Hofbauern, Gütlern, Geschäftsleuten, Holzhauern, Taglöhnern, Handwerkern, Einheimischen und Fremden — vorab Kurgästen. Von Zeit

zu Zeit gehen die Brautleute mit einer Flasche Wein und einem Trinkglas, wobei der „Schlegel" mit einem roten Bändchen, das Trinkglas aber mit einem Kränzchen umwunden ist, von Tisch zu Tisch, um die Gäste zu begrüßen und ihnen einen Ehrentrunk anzubieten.

Vor und in dem Haus haben Kuchen- und Gutselkrämer ihre Tische aufgeschlagen und Sträußchenverkäuferinnen heften jedem Ankommenden mir nix dir nix ein Sträußchen an, wofür der holden Spenderin, wie bereits erwähnt, ein Trinkgeld verabreicht wird, welches sich je nach Qualität des Empfängers zwischen 10 Pfennig bis 1 Mark bewegt. Trotz des großen Gedränges verläuft doch so ziemlich alles in schönster Ordnung und Harmonie; selten daß einer hinausgeworfen oder aus Versehen oder sonst 'nem kritischen Moment einem der Schädel eingeschlagen wird. Das Hinauswerfen ist später und zu vorgerückter Stunde meistens auch nicht gerade mehr dringend notwendig, da die letzten meistenteils von selbst hinausfallen. Eine unvorhergesehene Störung könnte allenfalls wohl dann eintreten, wenn irgend ein Gast — sei's mit Absicht oder aus Unkenntnis — gegen das traditionelle Herkommen verstößt. Eine eigene Sache ist's zum Beispiel mit den Brauttänzen, namentlich wenn der Hochzitter von dieser Kunst selbst wenig oder gar nichts versteht, die Hochzitteri aber desto mehr darauf erpicht ist. Gaschiert die Braut irgend einen Herrn zum Ehrentanz an und er schlägt die ihm zugedachte Ehre aus, so kann er abkratzen. Denn eine Ablehnung in diesem Falle gilt als *schwere* Beleidigung.

Das Mittagessen ist jetzt in der Hauptsache so ziemlich vorbei und ergehen sich die Hochzeitsgäste einzeln und gruppenweise auf dem Lawn-Tennyplatze oder den schattigen Wald- und Promenadewegen rings um das Kurhaus. Etliche — namentlich die ledigen Burschen und Wiewersvölker umstehen auch die Gutselstände, kramen ein und beschenken sich gegenseitig mit Lebkuchenherzlen und Basler Leckerlen. Des Dürrschnabels Peter kaufte eben seinem Schatz, des Kitteleschneiders Bärwel, ein Herz, so groß wie ein Kuchenblech, mit dem wunderschönen Vers:

„Die Sonne scheint golden, geht feuerrot auf;
Ich lieb dich von Herzen, so lang als i schnauf!"

Na — wenn das nicht wirkt.

Unter allerlei Kurzweil entschwindet allmählich der Tag. Mittlerweile ist es Abend geworden, und etliche der entfernt wohnendsten Hochzeitsgäste rüsten sich allmählich zur Heimfahrt. Solche,

welche bei den Brautleuten an der „Irde“ saßen, geben beim Händedruck der jungen Frau ein Hochzeitsgeschenk — je nachdem von 3—5—10 und mitunter auch 20 Mark, welches dieselbe unverweilt in ihre große Rocktasche gleiten läßt. Mit dem Wunsche: „So, jetzt wünsch i Euch nur Glück in de Eh'stand!“ trennt man sich.

Die seßhaften und sonstigen trinkbaren Mannen und Wiewersvölker bleiben aber noch lange und gemütlich in lebhafter Unterhaltung, an der sich auch die Kurgäste beteiligen, beisammen. Das viele Essen, Sprechen und Zutrinken macht schließlich aber der Frau Emerenz etwas warm. Sie macht sich's deshalb etwas bequemer und knüpft ihr seidenes Halstuch, welches bisher „etwas“ verdeckte, das sonst gerade zu den überflüssigen Leibeszierden gehört, auf. Hanschristle, den der Hochzeitswein auch etwas heiterer als sonst gestimmt hat, beäugelt mit lebhaftem, immer wachsenderem Wohlgefallen seine junge Frau. Als aber das Halstüchle entfernt und die überflüssige Zierde immer keder zum Vorschein kam, wandte er sich halb verdrießlich ab und murmelte: „'s wär schier e sufer Mensch — mi Emerenz, wenn nur — der kaibe Kropf nit wär.“ — Auch die Emerenz liebäugelt zum Hansjörg hinüber und meint: Jetzt wär's bald Zeit zum Heimgehen. Aber so rasch als sie meinte und wünschte, ging's doch nicht. Nach Sitte und Brauch mußte sich auch noch der Schlußakt der Schwarzwälder Hochzeitsfeier abspielen, und da trat in später Abendstunde an den Hochzitter die Aufgabe heran, die Vorgänge um sein Weibchen scharf im Auge zu behalten; denn da gilt es, den Raub der Brautschuhe zu verhindern, der oft mit raffinierter Schlauheit von seiten der ledigen Burschen in Szene gesetzt wird. Sobald nämlich die Gemüter etwas erregt sind und man dem einzelnen gerade keine besondere Aufmerksamkeit mehr schenkt, kriecht ein beherzter Bursche unbemerkt unter den langen Tisch (die sog. Irde) und sucht sich durch das Fußgezawel hindurch nach dem Platz der Braut hinanzuschleichen. Wird er durch eine ungeschickte Bewegung entdeckt, so braucht er für Spott und zarte Tritte nicht zu sorgen. Gelingt es dem losen Schalk aber, bis an die Braut heranzukommen, so zieht er ihr mit keckem Griff rasch einen Schuh ab und trägt solchen unter allgemeinem Beifall fort. Der geraubte Brautschuh wird nun bekränzt und ein Trinkglas hineingestellt, welches immer wieder gefüllt, von dem Räuber von Tisch zu Tisch als „Schuhwein“ herumgereicht wird. Wer trinkt, legt einige Münzen in den Schuh, welche dem betreffenden Burschen zufallen. Am Schluß muß der überlistete Hochzitter den Brautschuh um einige Doppel-

liter wieder zurückkaufen. Indessen hat aber die Hochzitteri schon ein paar andere Schuhe angelegt, sintemalen nach dem vielen „Inneleeren“ und „Ussuffen“ der geraubte Schuh gewöhnlich nicht mehr ganz salonfähig ist.

Der Zeiger auf der Hundsecker Wirtsuhr stand bereits auf 11 Uhr, und nun drängte es doch den Hanschristle allmählich selber, mit seinem angetrauten Weibchen heim ins warme Nest und zur Ruhe zu kommen. Vor dem ersehnten Aufbruch aber kommt erst noch etwas, was der Emerenz oder — wie sie jetzt heißt — der jungen Sockenazisbüere ein bißchen die Wangen rötet. Unversehens pflanzt sich vor ihrem Platze ein zierliches Christbäumchen auf. Die Freundinnen nahen und legen unter neckischen Ansprachen allerlei niedliche Kästchen und Schächtelchen vor sie hin. Bäumchen und Kästchen enthalten aber weder Schmuck noch Geschmeide, sondern allerhand Dinge, die manchmal und jeweils notwendig sind, wenn der Klapperstorch Einkehr halten will. Zuletzt entkleidet die Busenfreundin die Hochzitteri unter sinnigen Reimsprüchen ihres bräutlichen Schmuckes (Kranz oder Tschäppl, Strauß, Gürtel, Schleier ꝛc.), wobei die Braut heult und schluchzt und mit dieser Zeremonie aus dem Kreis der Mädchen nunmehr in den Rang der Frauen übertritt. Ein gemeinschaftlicher Singsang der Jungfrauen gibt das Finale dieses Herkommens und zugleich auch der Hochzeit selbst.

Jetzt aber hielt den Hanschristle nichts mehr. Nix wie fort und heim! Auch die Väter Sockenazi und Pechmichel sagten den Wirtsleuten und Bekannten „B'hüt Gott!“ und wankten der Ausgangspforte zu.

Während die Neuvermählten mit ihren Angehörigen den Wagen besteigen, der sie nach Hundsbach und speziell hintere zu ihrem Heimhof im Viehläger bringen soll, spielen die Musikanten — soweit sie's noch fertig bringen — noch einen Tusch.

Dann hett se's.

Am Sonntag nach der Hochzeit findet im gleichen Wirtshause die sogenannte „Nochhochzig“ statt, d. h. die Eltern der Brautleute zahlen dem Wirte die Rechnung für die Hochzigzeche, wobei der Wirt noch ein Extra-Gratisessen mit 2 bis 3 Gängen gibt. Einige Wochen darauf findet ein „Stubengang“ bei den Neuvermählten statt. Ein besonderes Ehrengericht bildet dabei Nudelsuppe mit Rindfleisch und Meerrettig.

Ueberlassen wir nun dem Hanschristle und seine holde Emerenz vorerst den Freuden der Flitterwochen. Wir treffen im übernäch-

sten Kapitel — gelegentlich eines Besuchs im Kurhaus Hundsbach-Biberach — schon wieder mit den beiden Leutchen zusammen und wollen dann auch einen Blick in ihre engere Häuslichkeit werfen.

II.

Hochzeitsgebräuche.

Bei Aufstellung des Maien — mit Bändern und sinnigen Gaben geschmücktes Tannenbäumchen — am Hochzeitstisch vor dem Platz des Brautpaares. Ein Mädchen tritt vor und spricht:

„Hört ihr Leut und seid ein wenig still,
Weil ich etwas zu euch sprechen will".

(Dann, sich direkt an das Brautpaar wendend)

„Guten Abend meine geehrte Gesellschaft! Ist es mir erlaubt, dem jungen Ehepaar eine kleine Gabe vorzulegen?

Hier bringe ich einen Maien in Ehren.
Ich glaube und hoffe, es wird mirs niemand verwehren.
Hier stell ich den Maien auf den Tisch,
Seht an, wie schön er ist.
Er stehet da für Leid und Freud
Und auch für Eure Ehrlichkeit.
Er ist gestanden im grünen Wald und gewachsen zu Eurem
Hochzeitstag
Und heut geziert mit Strauß und Band.
Zunächst wünsche ich dem Hochzeiter und der Jungfer Braut
viel Glück und Segen zum Hochzeitstag,
Wie sie auch der liebe Gott heut zusammen gesegnet hat.
Mögen auch Eure Eltern Euch geben Geld und Gut
Und Euch beseelen allzeit ein heiterer Mut.
Und nun seht her: Hier oben ist der schönste Strauß, den ich
zu schenken vermag;
Er erinner Euch stets an diesen Hochzeitstag.
Die Aepfel dran sind weiß und rot.
Mögt Ihr Euch lieben bis in den Tod.
Schon Adam und Eva haben das Lieben erdacht;
Drum habens die Ehleut auch stets so gemacht.
Ihr seht hier noch Bohnen und Erbsen und Linsen,
Dazu wünsch übers Jahr Euch 'nen herzigen Prinzen.
Ein Vögelein sitzt auf dem Maien auch,
Wies alleweg gewesen Sitte und Brauch.
Und wenn dieser Vogel anfängt zu fliegen
Werden alle Mädchen hier Männer noch kriegen.
Jetzt ist mein Spruch und mein Wünschen zu End,
Nun Jüngling und Mädchen — jetzt patscht in die Händ!"

Drauf naht sich ein Mädchen mit einer Schüssel und spricht:

„Hier bring ich eine kleine Gabe,
Weil ich sonst nichts andres habe.
Die Gaben drin sind weiß und rot,
Halt Lieb und Treu bis in den Tod.
Der Bräutigam soll die Schüssel aufdecken;
Die Braut darüber aber ja nicht erschrecken!“

(Der Inhalt sind Wickelkindchen und Zubehör.)

Ein drittes Mädchen überreicht ein Kränzchen und spricht:

„Hier bring ich ein Kränzchen der Liebespflicht
Von Rosen und Vergißmeinnicht.
Es blühe stets, es blühe immer
Gleich einem goldnen Frühlingsschimmer,
Erinnere ernst in Freud und Klag
Euch stets an jenen schönen Tag,
Wo erstmals Ihr glückstrahlend traut,
Liebselig Euch ins Aug geschaut.
Und wenn nach vielen Jahr und Tagen
Mein Name wird bei Euch genannt,
So möget Ihr den Freunden sagen,
Von wem dies Hochzeitskränzlein stammt.
Nun möge Gott Euch wohl beglücken
Und seinen Schutz und Schirm Euch schicken.
Nun lebet wohl! Gott sei mit Euch
Und schenk Euch einst das Himmelreich!“

Nun naht ein weiteres Mädchen mit einer Schachtel voll Säckchen und spricht:

„Womit kann ich der jungen Braut den Hochzeitstag versüßen;
Womit könnt ich nun heute laut am schönsten sie begrüßen?
Ich möchte ja von Herzensgrund Dir bestens gratulieren;
Drum will ichs mal in dieser Stund, so gut ichs kann, probieren.
Ich weiß, ein junges Ehpaar hat nicht viel in Küch und Keller,
Die Tischlad ist wohl auch noch leer, kein Löffel da, kein Teller.
Das junge Weib kommt in Verlag meist in den Flitterwochen,
Weiß manchmal nicht, was sie im Tag dem lieben Mann soll kochen.
Drum schick ich Dir heut meine Magd mit einer vollen Schachtel,
Darinn ist allerhand verpackt, vom feinsten Mehl ein Achtel.
Die Spätzlein ißt der Mann so gern; tu auch ein Ei daran;
Probiers mal mit dem jungen Herrn, er hat sein Freud daran.
Die Schnitz und Zwetschgen hab' ich absichtlich auch hinein;
Die kochst Du Samstags richtiglich; tust auch ein Schweinsfuß drein.
Probier es nur mit frischem Mut und sieh — was wird geschehn?
Die Mahlzeit schmeckt ihm fein und gut; er läßt gewiß nichts stehn.
Welschkorngries und Bohnenkern will ich Dir auch anraten.
Dies ißt Dein Mann am Montag gern; denn es kuriert den Magen.
Griesmehl, das leg ich auch noch bei und etliche Kohlraben,

Die kann Dein Mann zu Supp und Brei so nebenbei Dir schaben.
Gewöhn' auch Deinen lieben Mann bestmöglich an Kartoffel,
Du bringst ihn um so eher dann schön unter die Pantoffel.
Mit Milch ißt er sie abends gern; dazu nimm Selleriezwiebel.
Geröst' auch lieben sie die Herrn; dann schmeckt es gar nicht übel.
Gelbrüben tu ich auch dazu; damit kannst Du was sparen;
Anstatt Kaffeebohnen nimm sie Du, in jeweils schlechten Jahren.
Dies schick ich Dir, nimms freundlich an, nebst Bohnen, Erbsen, Linsen;
Und wünsche Dir und Deinem Mann aufs Jahr nen kleinen Prinzen!"

Das folgende Mädchen überreicht sodann einen Kochlöffel und spricht:

„Der schönste Tag, der ist erschienen dem Bräutigam, der holden Braut,
Wo Ihr Euch dürfet ewig lieben, als treue Gatten seid getraut.
Glaub, Freundin, ich war in Verlag, was ich zum Angedenken
An Deinem heut'gen Hochzeitstag Dir innig sollte schenken.
Ein Kochbuch schwebte mir im Kopf; doch von dergleichen allen,
Selbst Porzellan und Kaffeetopf mir wollten nicht gefallen.
Da kam zu mir mit einemmal mit Löffel, Teller, Tassen
Ein Mädchen aus dem Bühlertal — da konnte ichs nicht lassen.
Ich dachte gleich, das gibt 'nen Spaß — ein Kochlöffel, der muß her.
Das greift nicht tief in meine Kaß und paßt in d' Küche sehr.
Dann kannst Du Deinem lieben Mann die besten Süpplein machen
Und werdet Ihr auch dann und wann recht herzlich drüber lachen.
Doch spar nicht zu sehr im eignen Haus, sonst tut Dein Mann verarten,
Geht abends spät zum Bier noch aus, kannst lange auf ihn warten.
Er löscht dann nicht nur seinen Durst und finds im Wirtshaus schön;
Er ißt auch dorten Käs und Wurst und läßt die Suppe stehn.
Drum häng den Korb ihm nicht zu hoch, sondr' protzle fette Speisen,
Und mit dem Löffel rühr und koch; dann wird er lieb Dich heißen.
Und guckt er in die Häfelein, so wende Kopf und Rücken,
Und drehe den Kochlöffel fein; es wird ihn dann beglücken.
So lebt gleich einer Engelschar, wie heute so gesund und froh.
Dann feiern wir nach 50 Jahr die goldne Hochzeit ebenso!"

Nach der mehr humoristischen Begrüßung und Bescherung der Braut verändert sich die Szene und nimmt nun einen ernsten und symbolischen Charakter an. Abermals nahen sich die Freundinnen der Braut. Das Stimmengewirr verstummt. Totenstille herrscht im Hochzigsaal, während aller Augen nach dem Platze des Brautpaares gerichtet sind. Es erfolgt nun die Kranzabnahme.[1]) Eines der Mädchen tritt vor das Brautpaar hin und spricht:

[1]) Vgl. hierzu das Volkslied S. 99. D. H.

„Geliebtes Brautpaar! Der Lenz Eures Lebens neigt sich zum Ende. Es öffnet sich eine andere Bahn auf dem schweren Felde, gleich der Blume, die schmachtend ihren Kelch öffnet und sich nach erquickendem Regen sehnt. So geht es im menschlichen Leben und mit der unbesorgten Jugend. Da öffnet sich das Herz des Menschen nach allen Vergnügen und Ergötzlichkeiten. Doch nach Ablauf der Jugendzeit, wenn der Ernst des Lebens heranrückt, wird nun manches empfindlich werden, was sich früher als angenehm bewährt hat. So wird es auch Euch gehen, liebe Hochzeitsleute. Mit dem heutigen Tage schließt auch eine wichtige Periode Eures Lebens ab. Zum letztenmale schmückt Euch der jungfräuliche Kranz, den Ihr bei dem schweren Schritt in Eure neue Laufbahn nun ablegen werdet. Jetzt erwarten Euch andere Sorgen, die die Jugend nicht gekannt hat, nämlich die Pflichten als Ehegatten, und dies verlangt sehr vieles und macht nicht mehr den jugendlichen Freuden Platz. Darum fürchtet Euch nicht und vertraut auf Gott, der bisher Euer Schicksal gelenkt hat; er wird auch fernerhin alles für Euch zum Besten lenken. Auch wird er Euch Ersatz für die Jugend bieten, und wenn Ihr den Pflichten, die der Ehestand fordert, gewissenhaft nachkommt, so werdet Ihr einen guten Kampf kämpfen und einen glänzenden Sieg davontragen, was wir hier alle Euch von ganzem Herzen wünschen."

Und nun sich zunächst an den Bräutigam wendend:

„Nun geliebter Bräutigam! Laß Dir hinwegnehmen den Jünglingsstrauß (nimmt denselben ab), das Sinnbild der Unschuld und Reinheit. Bewahre aber dennoch die Treue gegen Deine Braut, welche Ihr heute am Altare einander gegenseitig versprochen habt. Nimm fürderhin als Mann und Haupt der Familie auf Dich das Kreuz, welches Dir Gott auferlegt hat, und die Sorge für Deine ganze Familie."

Sich an die schluchzende Braut wendend:

„Nun, geliebte Braut! Laß es Dir nicht schwer fallen, den Jungfernkranz abzulegen. Lege ihn Jesum, Deinem göttlichen Heiland zu Füßen als ein Opfer Deiner Treue. Setze im Geiste seine göttliche Dornenkrone auf Dein Haupt und folge Jesum nach in Kreuz und Leiden. Geduldig und gottergeben getragenes Leiden bereitet auch wieder Süßigkeit und Trost für die Seele."

Nun an beide sich wendend:

„Und nun geliebtes Brautpaar! Scheuet Kreuz und Leiden nicht und helfet beides miteinander mutig tragen. Bleibet fortan und alleweg in heiliger Liebe und Treue miteinander verbunden bis der Tod Euch scheidet.

Leiden währt nur kurze Zeit,
Freuden blühn in Ewigkeit!"

III.

Es ist nun schier ein Jahr verflossen, seitdem des Sockenazis Hanschristle mit des Pechmichels Emerenz droben auf der Hundseck Hochzeit gehalten und seine Herzallerliebste als Ehegespons in sein Gehöft hinten im Zinken Viehläger heimgeführt hat. Und

heute geht's just wieder hoch bei ihm her. Ist doch der — schon damals am Schlusse der Hochzeit von Brautjungfern erwähnte Klapperstorch tatsächlich beim jungen Sockenazisbur eingekehrt und hat der glücklichen Emerenz einen allerliebsten dickbackigen Schreihals gebracht, der heute auf die Namen seiner beiden Großväter Michelnazi getauft werden soll. Es ist sonst gewöhnlich Gebrauch, die Kinder gleich nach der Geburt zur Taufe zu bringen. Manche Wälderleute, namentlich etwas abergläubische, und zu diesen gehörte in erster Reihe der alte Sockenazisbur, beobachten aber noch besondere Sitten und Bräuche, nach welchen Mittwochs und Freitags keine Taufe stattfinden soll. Da nun der kleine Michelnazi am Donnerstag zur Welt gekommen und der Weg zum Pfarrort Herrenwies für heut zu weit und spät und holperig schien, konnte er, um dem Großvater nicht an den Kopf zu stoßen, erst am Samstag dorthin zur Kirche gefahren werden. Inzwischen hat ihm — dem Täufling nämlich — die Großmutter fürsorglich Brotrinde von der oberen Seite des Laibes zugesteckt, damit dem ungetauften Heiden nicht etwa irgend jemand etwas Böses anwünschen oder antun könne. Auch wurde vom Abendläuten bis morgens früh beständig ein Licht gebrannt. Auch wird mitunter nach alter Sitte noch ein Gebetbuch in die Wiege gelegt — alles zum Schutz gegen das „böse Wesen". Während der Zeit hat sich der Vater Hanschristle nach rechtschaffenen und angesehenen Gevatterleuten umgesehen. Götti und Gotte nennt man dieselben hierzuland und gilt in Anbetracht der mit dieser Würde verbundenen wiederholten Beschenkungen zutreffend das Sprüchwort: „Gotte sein ist eine Ehr, macht aber den Beutel leer!"

Nun denn: Nachdem der Pfarrherr die Zeit der Taufe bestimmt hat, holt zur festgesetzten Stunde der Götti die Gotte in ihrem Hause ab, wo die Gotte dem Götti einen Trunk Wein reicht. Auch gibt die Gotte dem Götti einen aus künstlichen Blumen gefertigten und mit Seidenband umschlungenen Strauß, den er an die linke Seite seines Rockes heftet. Alsdann begeben sich beide — Götti und Gotte — in das Haus des „Kindlevaters", wo die Hebamme schon ihrer harrt und den Täufling zu seinem bevorstehenden ersten Ausgang festlich gekleidet, verwickelt und verpackt hat. Drauf begeben sich alle — Gotte und Götti, der Kindlesvater, sowie die Hebamme mit dem Kinde nach dem Kirchdorfe. Auf dem Gange oder Hinfahrt knallen vereinzelt noch Schüsse aus Höfen und Häusern. Vor dem Betreten und nach dem Verlassen der Kirche wird im Kirchhofe (so er um die Kirche liegt) vor dem Missionskreuz

noch eine kurze Andacht verrichtet durch Abbetung der heil. fünf Wunden und des Glaubens. Nach vollzogener Taufhandlung macht zuerst die Gotte und dann der Götti mit dem Täufling einen Umgang um den Altar. Beim Verlassen der Kirche werden die Taufpaten in den Straßen mit einem Seile so lange aufgehalten, bis sie ein kleines Geschenk, Münzen oder Zuckererbsen, verabreicht haben. Dann begibt sich die ganze Gesellschaft ins Wirtshaus zum Taufschmaus. Der Täufling liegt unterdessen (und oft länger als gut) unter der Obhut der Hebamme, im sogenannten Herrgottswinkel. Daß nach spät vorgerückter Zeit bei der Heimkehr die Hauptperson vergessen, ja sogar unterwegs verloren wurde, ist auch schon vorgekommen. Gleich am Tauftage früh kaufen Gotte und Götti für 6 Batzen Weck, etwas Zucker, Kaffee und Zichorie für die Wöchnerin, sowie ein Nischter (Rosenkranz), eine neue Silber- und Kupfermünze nebst Geldbeutelchen für das Gottikind. Am ersten Sonntag nach der Taufe schickt der Götti „d'Schiede" oder das „Gevatterstück", nämlich einen Korb mit Rindfleisch, Kalbfleisch, einen Doppelliter Wein, Eier u. dergl. Als Gegengeschenk erhält der Götti in demselben Korb Zucker, Kaffee, Zichorie und eine große Bretzel. Am nächsten Sonntag wiederholt sich dasselbe zwischen der Gotte und den Eltern des Täuflings. Der Ueberbringer der „Tschied" erhält ein Trinkgeld und wird außerdem gut bewirtet. Ungefähr am vierten Sonntag kommen Gotte und Götti persönlich zum Glückwunsch. Das ist der sogenannte „Wiewersunntig". Dabei erfolgt eine abermalige Beschenkung; auch jedes andere Kind erhält bei dieser Gelegenheit eine Bretzel oder sonst was. An Weihnachten oder Ostern folgt dann das Gottekleid und mit Beginn der Schulpflicht der Gottehut. Ist das Gottekind größer geworden, so holt es sich nach Sitte und Brauch die „Santaklauswecke" und Ostereier persönlich bei der Gotte. Mitunter kommt es bei reichen Wälderbauern vor, daß sie bei 50, ja sogar bei 100 Kindern Patenstelle zu vertreten haben, was für den einen oder andern schon recht beträchtliche Ausgaben darstellt. Sollten sich Gotte oder Götti dabei auf den einen oder andern vergessen — die Gottikinder bringen sich durch ihr Kommen von selbst wieder in Erinnerung. —

Kehren wir nun wieder zum Hanschristle und seiner Emerenz zurück. Die Jahre entschwinden rasch und aus dem kleinen Michelnazi ist inzwischen ein kerngesunder und kräftiger Junge geworden. Er ist schon längst nicht mehr der einzige, sintemalen der Storch schon häufig wieder beim jungen Sockenazisbur Einkehr gehalten hat.

Mit dem alten Sockenazi stand's aber zurzeit just nicht am besten. Er war mauderig und bettlägerig, wollte aber dennoch keinen Arzt rufen lassen. Aerztlicher Beistand zum Sterben ist so gemeinhin für die Kolonisten eine äußerst kostspielige Sache, kostet doch der Gang eines Doktors (außer der Saison) so rund 25 Mk. und in Hundsbach und speziell hinten im Viehläger gar 30—40 Mk. — Unbemittelte Waldinsassen, und das sind wohl die meisten, sterben deshalb gewöhnlich ganz allein, soweit sie nicht irgend einem Kassenverband angehören. Ist letzteres aber der Fall, dann muß der Doktor bei und wenn die Gäul die Huf verlieren, mag er nun in Bühlertal oder drunten in Forbach wohnhaft sein. Seit Jahr und Tag behalfen sich viele erkrankte Kolonisten am liebsten mit sogenannten Sympathie- oder Wunderdoktorn, welche zumeist drüben im Württembergischen hausten, sich mit einem gewissen Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben wußten und nach der Volksmeinung ganz absonderliche Kuren an Menschen und Vieh verrichtet haben sollten. Zu deren Anhängern zählte u. a. auch der alte Sockenazisbur. Drum entgegnete er auch auf das Andrängen Hanschristles, doch einmal einen Arzt rufen lassen zu wollen, hartnädig: „Han mi Lebtig no koin Dokt'r brucht; sell hett no Zitt. Ganget lieber emol zum Wasserguder uf Dornschtetter; dersell verschoht sich besser auf's Kuriere, als zehn g'schdudierte Dokter z'samme." — Um den Wunsch des Alten zu erfüllen, machte sich Hanschristle eines Tags auf den Weg zum Ziefle. Das war nun gerade kein approbierter Arzt und verstand von Medizin und Latein ebenso viel, als des Hanschristles Kalb von der Algebra. Aber er hatte von seinem Urgroßvaterselig ein großes altes Buch — den „Himmelsschlüssel" übererbt erhalten und verstand sich auf's „Wasserb'schauen", und wenn er da hineinguckte, so konnte er alle Krankheiten herauslesen, die er grad für am schnellsten heilbar hielt, und was dafür für ein Kräutlein gewachsen sei, das las er aus dem Himmelsschlüssel heraus. Item: Auch der Hanschristle erhielt genauen Bescheid, was seinem Vater — dem alten Pechmichel — fehle — —. — „Die dreizehnte Rippe," sagte der Ziefle, „hat sich gedreht und in die unrichtige Lage verschoben, daher das Stechen und der Druck auf die Klappen im Herzbeutel — — — und so und so — —." — Drauf gibt der Wasserb'schauer dem Hanschristle etwas fürs Innere, das die Klappen stärkt und eine Salbe fürs Aeußere — d. h. zum Einreiben. Letzteres ist für die Rippe. Hanschristle hört mit Aufmerksamkeit dem gelehrten Vortrag zu, schüttelt

dann halb zweifelnd den Kopf und fragt nach der Schuldigkeit. — Sagt drauf der Ziefle: „Wissener Mann — e b'stimmte Kurtax han i koine; i kurier nur aus Barmherzigkeit und ums Almosen. Die g'schtudierte Dokter hent mi au döswege arg uff'm Schtrich. I mach en halt gar zu große Konkurrenz. Die könnet wohl Diagnose uffstelle, awer — 's Mittel, wo hilft — dös woiß halt nur der Ziefle, und dös bin i." Dabei steckt er das auf den Tisch geworfene Zehnmarkstückle in sein Schiletäschle und verheißt dem Hanschristle baldige und sichere Genesung seines Vaters. Der Hanschristle bleibt noch einen Augenblick stehen und meint, er bekäme auf seine zehn Mark auch noch etwas heraus. Als er aber zu seinem Verdruß merkt, daß der barmherzige Wasserguder das ganze Goldstückle als Almosen betrachtete, sagt er: „B'hüt Gott!" und machte sich wieder auf den Heimweg. Für sich aber dachte er: „Teure Arznei! Um die Hälfte des sogenannten Almosens hätt ich drunten in Forbach auch einen richtigen und sachkundigen Dokter um Rat fragen können und hätte ich nicht dabei den ganzen Tag versäumt und noch den weiten Weg machen müssen." — Doch wollte er sich zufrieden geben, wenn das Mittel nur auch dem Vater helfe. Aber daran glaubte Hanschristle selber nicht. Sein Vertrauen in Ziefles medizinische Kunst und Wissenschaft war bei weitem nicht so groß als beim alten Sodenazi. Dies bestätigte sich nur zu bald. Weder das vom Wasserb'schauer mitgebrachte „Innere" noch das „Aeußere" vermochten dem Patienten Linderung zu bringen und dessen Krankheit Einhalt zu gebieten.

Hanschristle drang nochmals ernstlich in seinen Vater, einen richtigen Doktor kommen lassen zu wollen. Allein der eigensinnige Alte wollte immer noch nichts davon wissen. — „Der Ziefle," meinte er, „isch welleweg scho e bisle alt, sieht nimmi guet und hett si wahrschienli mit'm Wasser verguckt. Gang lieber emol nüber uff Mährischbrunn zum Murlock," sagte er zum Hanschristle, „dersell hett en Bergspiegel un verschtoht sich uff Sympathie — de Murlock kann alleweg meh wie Brot esse, jo, un hett vorigs Johr em Jochembur au en Stier kuriert, der bim Klotzfahre bi der Staig 's Boi broche hett. Jo — in siner Stub zu Mährischbrunn hatt 'r herno e Stuhlboi verschindelt un en Spruch us sim Bergspiegel drüwer g'sait un hett uff die Weis herno u'bseh em Jochembur seim Stier de Fuß z'sammeg'heilt. Jo, so ischs g'si."

„Moi — Vater," entgegnete Hanschristle, „glaube do au des dumm Zoigs nit. De Murlock verschtoht vom Doktere so viel wie

der Ziefle, und dersell kann gar nünt. Dem eine si Himmelsschlüssel isch grod so e Schwindel, wie dem anere si Bergspiegel; nünt ischs — wie Lug und Trug un Aberglaube." Damit war aber der Sockenazi von seiner Ansicht noch lange nicht bekehrt. Sein Glaube an den Murlock und dessen Bergspiegel war bei ihm zu fest eingewurzelt. Erzählte man sich doch in bäuerlichen Kreisen geradezu Wunderdinge über Kuren dieses Sympathiedoktors, von dem es hieß:

„Er hemmt das Donnern und das Blitzen
Und wehrt mit Macht des Feuers Hitzen,
Versteht den schlimmen Brand zu bannen
Und jagt den bösen Feind von dannen.
Und will das rote Blut entrinnen —
Er spricht ein Wort — und es bleibt drinnen.
Alte Weiber macht er jünger,
Vieler Leid macht er geringer.
Menschen, Tiere, Junge, Greise
Heilt er all in gleicher Weise."

„Loset, Vater," meinte Hanschristle nochmals, „bedenket do au: do wäre die Dokter jo Esel, wenn se würdet 15—18 Johr schtudiere, wenn sich's Kuriere us eme alte Schäferbuch newerem Viehhüte grad so gut lerne ließ!" — Alles vergeblich. Wohl oder übel mußte Hanschristle nach Mährischbrunn zum Murlock, um den väterlichen Willen zu respektieren — und so machte er sich denn andern Tags auf den Weg. Die Hütte des Wunderdoktors liegt auf einem sog. Bühl. Unweit davon begegnete Hanschristle Scharen von Leuten, darunter auch Vornehme. Keuchend trockneten sich diese den Schweiß von der Stirne und fragen Hanschristle, den sie in seinem Bauernkittel für einen Ortskundigen halten, mit ernster Miene — in der sich ein rührendes Vertrauen zu dem Manne ausdrückte, zu welchem sie pilgerten, ob sie auf dem rechten Weg zum Herrn Doktor Murlock seien. Hanschristle gibt bereitwilligst Auskunft und steht bald darauf selbst vor der Hütte des vielgerühmten Wunderdoktors. Ohne anzuklopfen tritt Hanschristle in die Stube, wirft Kittel, Hut und Stock auf den Tisch und hält zunächst einmal Umschau in dem Gemach. Da gewahrt er zunächst zwei Frauen in leisem, aber sichtlich sehr ernstem Gespräch mit einem etwas korpulenten Mann mit zwei in der Tiefe verborgenen kleinen, pfiffigen Augen. Der gibt sich dem Hanschristle auf Befragen als Doktor Murlock zu erkennen, worauf sich ersterer seines väterlichen Auftrags entledigte. — Murlock erhebt sich langsam, ehrwürdig und gravitätisch und geht dann mit Hanschristle in ein Nebenzimmer. Mit überlegenem Tone und im

vollen Bewußtsein seines Nimbus, den der Volksglaube ihm verliehen, ersucht hier Murlock den Hanschristle nochmals, sein Anliegen vorzubringen. Dies geschah. Zur wirksamen Aufstellung und Befragung des Bergspiegels ist aber auch die Angabe von Name, Stand, Alter und Herkunft des Patienten unumgänglich notwendig. Auch hierüber konnte Hanschristle Auskunft geben. Langsam erhebt sich jetzt der Wunderdoktor von seinem Platz — stillschweigend und scheinbar tief nachsinnend über diesen schwierigen Krankheitsfall, begibt er sich sodann in ein zweites Nebenzimmer, verriegelt dasselbe und läßt den Hanschristle mit seinen Gedanken und Mutmaßungen ganz allein.

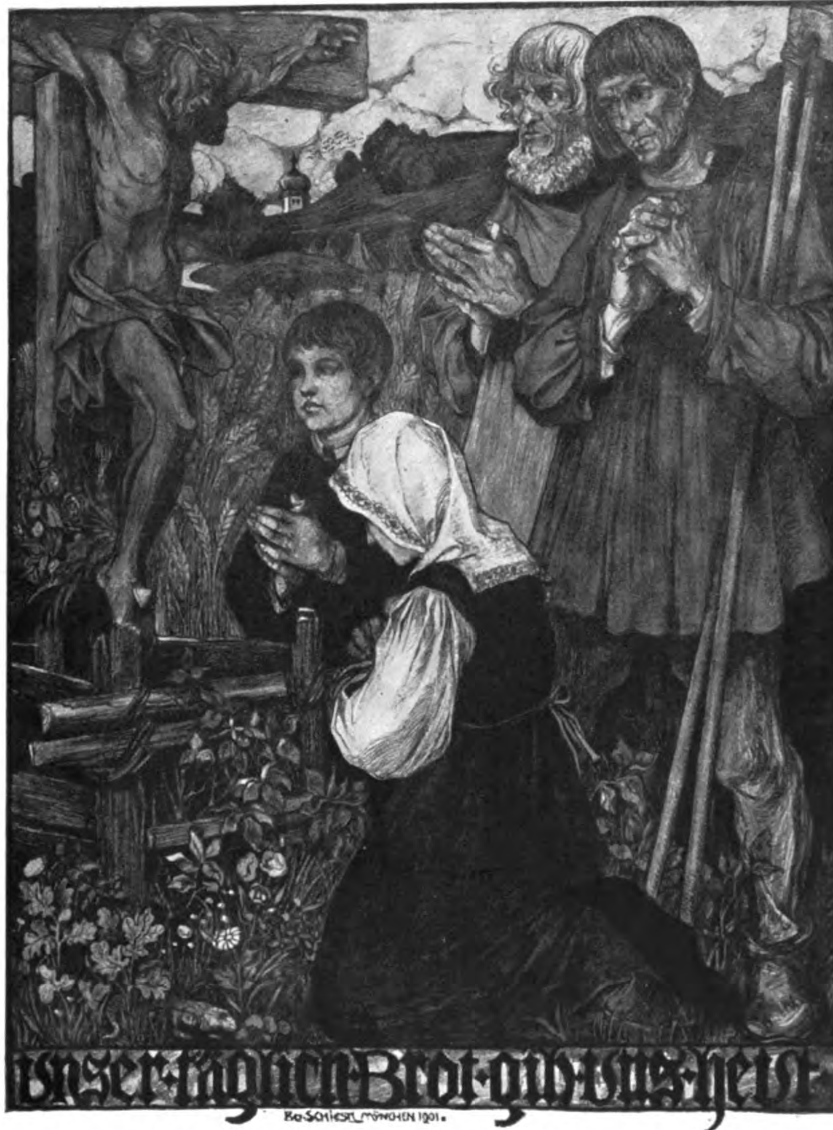
Unheimlich still wird's auf einmal im ganzen Haus; nur im Zimmer des Wunderdoktors hört man von Zeit zu Zeit ein eigentümliches ziemlich lautes Geräusch, ein Klirren und Schnalzen. Hu! Dort stellt er jetzt seinen Bergspiegel auf, worin er die Krankheit des alten Sockenazis genau nach allen Richtungen erschaut und erkennt. Dem Hanschristle wurde es ganz gruselig zumut. Halb hoffend — halb bangend — halb zweifelnd harrt er der Rückkehr Murlocks, welcher inzwischen in aller Gemütsruhe drinnen in seinem „Doktorstüble" eine Portion abgekochten Speck nebst einem gehörigen Gitterle Kriesenwasser verzehrte. Endlich war der Herr Doktor mit seiner Mahlzeit fertig; noch einmal das unheimliche Klirren und — der Wunderdoktor erscheint mit zufriedener freundlicher Miene. Hanschristle atmete erleichtert auf. Wohlwollend und teilnahmsvoll setzt jener sich Hanschristle gegenüber und teilt diesem in salbungsvoller und überzeugender Rede mit, was ihm der Bergspiegel — sein Orakel — über das Leiden des alten Sockenazi geoffenbart habe. „Dein Vater," sagte er, „leidet an einer hochgradigen Verhaarung der Milz. Von dem vielen Schweinespeck, den er in seinem langen Leben gegessen und nicht immer mit der gehörigen Vorsicht gebrüht, geputzt und geschabt hat, sind einige Borsten mit noch lebenden Wurzeln in den Magen gekommen, haben sich dort festgesetzt und mit den Jahren einen ganzen Borstenwasen gebildet. Die kräftigsten dieser wilden Haare sind nun durch die Magenwand hindurchgewachsen und mit ihren keimfähigen Spitzen in die Milz eingedrungen und haben dort einen neuen Wasen erzeugt. Das ist aber um so gefährlicher, weil auf der Milz all die vielen dünnen Därme liegen, die der Mensch zum Atmen und zur Blutdestillation braucht. Daher das Stechen und Reißen, das deinem Vater so arge Schmerzen verursacht. Ja — dann. Es war wirklich höchste Zeit, daß du wegen deinem Vater zu mir gekommen bist; denn sonst hätten sich die wilden

Haare von der Milz durch die Därme ins Herz und von dort durch die Flexen ins Gehirn gezogen. Ja — so wär's gekommen. Wir müssen jetzt nun vor allem eine gründliche Reinigung des Magens und der Milz vornehmen, um die Wurzelborsten zum Absterben zu bringen. Dies kann aber — weil das Uebel schon so alt und weit vorgeschritten ist, nur geschehen, wenn wir sechs Tage lang den Magen mit altem Kirschenwasser auspumpen. Weil dies aber dein Vater nicht wohl aushalten kann, will ich das Auspumpen durch Anwendung von Sympathie hier selbst besorgen, ohne daß der Patient etwas davon merkt. Du brauchst mir durch deinen Knecht nur etwa 15—16 Maß Kirschenwasser zu schicken; aber es muß von lauter kleinen schwarzwilden Waldkirschen gebrannt sein. Verstehst mich?" — „Jo, jo — des ka mer scho versteh," antwortete Hanschristle und griff mißmutig nach Kittel, Stock und Hut. — Dann gab ihm der Murlock noch einen Tee. Davon soll der Patient jeden Tag dreimal einen Absud in kochendem Wein einnehmen, damit Magen und Milz wieder gekräftigt und die absterbenden Wurzelborsten aufgelöst und verdaut werden — — — und so und so. — Hanschristle hatte jetzt genug. Er warf ein Fünfmarkstück auf den Tisch, sagte: „B'hüt Gott!" und machte sich wieder auf den Heimweg. — „Was i bigott no sage will — — —", rief ihm von der Haustür aus der Sympathiedoktor noch nach, „die Korbflasch' mit dem Kirschewasser muß versiegelt sein, daß der Knecht es nit b'schaue kann!" — „Jo, jo," entgegnete Hanschristle ärgerlich; „wenn i wieder komm — bring ich's selber!"

Der Hanschristle war nicht so ganz auf den Kopf gefallen und hatte den vielgerühmten Sympathiedoktor ganz richtig durchschaut. Drum sagte er sich auch auf dem Heimweg: „Was soll au des mim Vater nütze, wenn der Murlock uff si G'sundheit 15 Maß Schnaps trinkt? — Un sell mit de Sauhoor isch welleweg Humbug." — Es war schon Abend, als Hanschristle in Raumünzach ankam und in der dortigen Wirtschaft einkehrte. Dort traf er zu seiner Beruhigung den Arzt von Forbach. Unbekümmert um das Vorurteil seines Vaters, zog er den Doktor zu Rat und bat ihn, am andern Tag auf den Hof kommen zu wollen, welchem Ansuchen der Arzt auch entsprach. — Bei dem störrischen Charakter Sokenazis erforderte es aber schon einer List, um dem Arzt auch Zutritt beim Patienten zu verschaffen. Doch auch darob war Hanschristle nicht verlegen. — „Vater," sagte er nach Ankunft des Arztes, „der Doktor Heilmann aus Forbach isch ebe bis Weiherkaspers Agath gsi und

möcht jetzt im Vorbeigehe Euch e weng ‚Guete Tage‘ sage; ’s wird Euch ebe au g’freue, daß er Euch b’sucht!“ — „Mienetwege han i nünt dergege,“ erwiderte der Alte, und nun führte Hanschristle den Doktor in die Kammer ans Krankenbett. Während sich die Männer drinnen unterredeten und der Patient auf freundliches Zureden des Doktors sich sogar einer genauen ärztlichen Untersuchung unterzog, rüstete Emerenz draußen in der Stube nach Sitte und Brauch ein Unterbrot her. — Nachdem der Doktor wieder aus dem Krankenzimmer herausgekommen, befragte ihn Hanschristle um seinen ärztlichen Befund. Doktor Heilmann schüttelte aber bedenklich den Kopf und sagte: „Euer Vater hat die Wassersucht in sehr weit vorgeschrittenem Maße; ärztliche Kunst vermag hier wohl noch zu lindern — nach menschlichem Ermessen aber nicht mehr zu helfen. Sorgt, daß er sein Haus bestelle und für alle Fälle vorbereitet ist.“ — Dies war jetzt klarer Bescheid. Und wie der Doktor vorausgesagt, so traf es auch zu. Es vergingen noch kaum 14 Tage, so kam Hanschristle mit einem Trauerband am Hut und einer schwarzen Schleife am linken Arm gesenkten Hauptes den Talweg vorgeschritten, um auf dem Standesamt und beim Pfarrer das Ableben seines Vaters — des alten Sockenazi zur Anzeige zu bringen. Auch bei diesem Anlaß — resp. Sterbfällen — herrschen im Schwarzwald noch gar manchfache und althergebrachte Sitten und Bräuche, auf welche wir einmal in einem späteren Aufsatz zurückkommen werden. Erwähnt sei hier zum Schlusse nur noch die manchen Orts gebräuchliche Sitte des „Abschirmens“ auf dem Gang zum Friedhof. Beim letzten Bildstöckle (Marterl) oder Feldkreuz hält der Leichenzug an. Der Sarg wird vom Wägele oder Schlitten herabgehoben und zu Füßen des Feldkreuzes oder Bildstöckchens niedergestellt. Irgend ein Freund des Verstorbenen tritt nun vor und hält — entweder nach dem letzten Willen desselben oder auf Verlangen der Hinterbliebenen — folgende Ansprache:

„Höret meine Freunde! Dies ist das letztemal, daß wir unsern Mitbruder auf der Reise begleiten. Das menschliche Leben gleicht einem Wandersmann, der eine Reise durch die Welt macht. Der himmlische Vater aber ruft einem früh, dem andern später: Komm her mein Sohn, dort im himmlischen Paradies habe ich dir schon längst eine Wohnung bereitet, wie auch für die, welche noch auf Erden wandeln. Also hat der Verstorbene bei seinem guten Verstand hinterlassen, wenn er eines oder das andere — sei es in Freund- oder Verwandtschaft — beleidigt hat, so möcht man ihm verzeihen. Er wird auch gewiß allen von Herzen ver-



Rudolf Schiestl: Betende Landleute. Originallithographie.

zeihen. — Und nun wollen wir unsere brüderliche Liebe an ihm erzeigen mit einem andächtigen Vaterunser und Ave Maria. Wenn er hinkommt vor Gottes Angesicht und in Gnaden aufgenommen ist, wird er auch für uns beten."

Diese religiöse Zeremonie also heißt man „Abschirmen" und ist dies allweg ein rührend schöner und pietätvoller Brauch.

Auch beim alten Sodenazi kam diese Sitte nach dessen Wunsch zur Anwendung. Als dessen Grabinschrift aber ließ Hanschristle noch folgenden sinnigen Vers setzen:

Denke bei der Sonne Strahl
Eh' sie scheidend sich verhüllt:
Einst auch Dir zum letztenmal
Füllt Dein Herz ihr schönes Bild!

J. J. Hoffmann.

Das deutsche Volkslied



Das Lied war seit den frühesten Zeiten der Germanen lieber Freund und treuer Begleiter durchs Leben, wie es noch unser Genosse ist in Freud und Leid. Beim tiefpoetischen Gemüt des Deutschen war es kein Wunder, daß durchs ganze Mittelalter ein Flor herrlicher Lieder sich entfaltete, davon manches Jahrhunderte lang im Volksmund lebte und noch jetzt mitfühlenden Herzen deutschen Stammes gefällt. Das deutsche Volkslied, der treueste Spiegel deutschen Seelenlebens, deutscher Bildung und deutscher Gesittung war vor der Zeit der Kunstpoesie die alleinige Poesie und das schönste Gemeingut der Deutschen, war in den Zeiten der Not und Zerrissenheit die reichste Quelle des Trostes und der Hoffnung und in den Tagen einmütiger Erhebung Deutschlands bewies es seine ermutigende und begeisternde Allgewalt. Es war und ist und bleibt unser schönster Nationalschatz, unser Hort — das deutsche Lied".[1]) Darum soll jeder nach Kräften mitarbeiten, diesen kostbaren Schatz zu heben, mitarbeiten an der Ebnung der Wege, die zu der klaren Quelle echter Volkspoesie führen. Aus eben diesem Grunde habe ich es unternommen, hier in der Form von Studien

---

[1]) Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem XII.—XVII. Jahrhundert von Franz M. Böhme, Leipzig 1877, S. XXI.

Einzelheiten über das Volkslied zu bringen, zumal vor einiger Zeit der deutsche Kaiser Wilhelm II. eine Kommission ins Leben rief, welche mit der rühmlichen aber auch schwierigen Aufgabe betraut wurde, all die Schätze, welche das deutsche Volk an Volksliedern besitzt, zu sammeln zur Ehre und Lehre des deutschen Volkes und zur Wehre gegen eine Herz und Sinn abstumpfende Dichtung. Verwirklicht soll nun werden, was Arnim in der Vorrede zu „Des Knaben Wunderhorn“ sagt: „Der Reichtum dieses nationalen Gesanges (nämlich des Volksliedes) wird der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen, er wird viele überraschen, manche Bemühung unserer Zeit ergänzen oder aufheben. Wir erwarten sehr viel von der frohen, freudigen Lebensweise dieser Lieder, einen mannigfaltigen vollern Ton in der Poesie, einen Anklang von bestimmten, recht eigenen Gedanken; in andern eine Anregung mancher halb vergessenen Jugenderinnerung; sie werden nicht bloß gelesen, sondern sie werden behalten und nachgesungen werden; sie umschließen ihrem Inhalt und ihrer Empfindung nach vielleicht den größten Teil deutscher Poesie; sie werden dadurch manches unbestimmte Verlangen befreien, was sich im Viellesen beunruhigt fühlt; sie werden dem Gemüte wie eine schöne Geschichte erscheinen, die zugleich wahr ist; dem Fremden sind sie eine wunderbare Höhe, vielleicht schon untergegangener Bildungsstufe.“[1])

Wer sich eingehender mit dem Studium des Volksliedes befassen möchte, den verweise ich auf die reiche Literatur, die darüber handelt und zum größten Teile in dem guten Werke: „Die deutsche Philologie“ von Dr. Karl von Bahder, Paderborn 1883, S. 278 ff. angeführt ist. Besonders gute Dienste dürfte bei diesem Studium leisten: A. F. C. Vilmars „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes“ (Marburg 1867), in dem die einschlägige Literatur gut verwertet und zitiert ist. Denn in vorliegender Abhandlung will ich nur einen kleinen Beitrag zum Volksliede liefern, wobei ich hauptsäch-

[1]) „Des Knaben Wunderhorn“, alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Klemens Brentano. Hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen in einer Auswahl neu herausgegeben von Paul Ernst. 2. Aufl. München 1905, S. 3. Hier sei auch hingewiesen auf die gediegene Lieder- und Sagensammlung „Der deutsche Spielmann“ von Ernst Weber, herausgegeben für Jugend und Volk; erschienen sind bis jetzt 15 Bändchen à 1 Mk. München 1904 und „Volkslieder in Bayern, Tirol und Land Salzburg“ gesammelt von August Hartmann mit Melodien von Hyacinth Abele, Leipzig 1884; besonders interessant ist der 1. Band, der sehr originelle Weihnachtslieder enthält.

lich die Erzeugnisse der älteren deutschen sowohl geistlichen wie weltlichen Volksdichtung im Auge habe, aber auch die, welche sich in den einzelnen Dialekten bis auf unsere Zeit erhalten haben. Diese Volkslieder zu sammeln, ist aber jetzt höchste Zeit, bevor sie infolge der verderblichen Verbreitung der vielen oft sehr anstößigen Gassenhauer und vieler nichts weniger als Herz und Geist erhebenden modernen Soldatenlieder der Vergessenheit ganz und gar anheimfallen. Zugleich soll hier ein kleiner Wegweiser gesteckt werden für jene, die begeistert für eine gesunde, reine, natürliche und kraftvolle Volksdichtung sowohl aus Handschriften, wie aus mündlicher Ueberlieferung Volkslieder sammeln wollen, wozu jeder nach seiner Weise, der Herz und Sinn für das Volksleben hat, besonders die Führer des Volkes, wesentlich beitragen und so Bausteine liefern kann zu dem geplanten idealen Denkmal deutscher Sprache und deutscher Sitte, oder kurz gesagt, des deutschen Volkstums.

Das Volkslied ist heimatliche Volkskunde und zeichnet sich aus durch gesunden, frischen und natürlichen Gefühlsausdruck. Es ist frei von aller Künstelei, wie man sie bei Minnesängern des 12. und 13. Jahrhunderts und besonders bei den Meistersängern des 14. und 15. Jahrhunderts findet. Ist der Meistergesang hervorgegangen aus der Uebertragung der ritterlichen Hofpoesie auf das bürgerliche Leben in den Städten, so ist das Volkslied herausgewachsen aus der Landbevölkerung, die derb, aber rechtlich, fromm und auch lebenslustig war. Das Volk versteht nur, was es durch das Gefühl erfassen kann, darum ist das Volkslied die eigentlichste Gefühlsdichtung mit Vermeidung jeglicher Rührseligkeit. Alles, was dem Volke heilig, lieb und teuer ist, kommt im Volksliede auf die einfachste und lebendigste Weise zum Ausdruck. Darum ist das Volkslied von jener so willkommenen Wahrheit erfüllt, welche aus einfachen, natürlichen Verhältnissen hervorgegangen, einfach natürlich und bescheiden ist, „eine Wahrheit, welche aus Treue und Liebe, aus herzlicher, jugendlicher, unbefangener Freude am Leben, aus kräftiger, reiner Gesinnung und harmloser Stimmung, aus ruhiger Zufriedenheit, kurz gesagt, aus dem sicheren Bewußtsein der gegebenen Schranken des Lebens entsprungen ist“. Durch diese natürliche, bescheidene Wahrheit weckt das Volkslied mit seinen einfachen und doch herrlichen Tönen mächtig das Gemüt auf im Menschen; es malt vor den Augen der Seele so holdselig die Zauber der Natur, die Wonnen und den Geist eines Volkes und die Stürme seiner Leidenschaften und die stille Größe in seinen Leiden; Schmerz,

Hoffnung, Angst, Begeisterung, Glauben, Wagemut und selbstlose Aufopferung spiegeln sich in der Volksdichtung. Weil also diese Lieder aufs engste mit dem täglichen Leben des Volkes verknüpft sind, und die einfachen aber doch ergreifenden Melodien, welche sehr oft von den kirchlichen Gesängen auf die weltlichen übertragen wurden, dessen Denkart und Gefühlsleben am meisten entsprachen, darum hat das Volk diese Lieder liebgewonnen, darum wurden sie zum Gemeingut der Nation. „Sie wurden gesungen unter der Dorflinde in stiller Abendruh, im Kreise von lustigen Zechern und im Reigen einer fröhlichen Jugend,“ [1]) sie erklangen in der stillen Waldkapelle und auf freiem Felde bei der Arbeit, oder den weidenden Herden, in der Bauernhütte und in den Häusern der Vornehmen, wobei es auch an schönen Liebesliedern nicht fehlte; denn solange es keine greise Jugend gibt, werden immer die reinen Liebeslieder zu den schönsten Blumen im Garten der Poesie zählen.

Diese Volkslieder sind teils schriftlich, teils mündlich auf uns gekommen und zu einem kostbaren Vermächtnis unserer Altvordern geworden. Weil sich in diesen Dichtungen sowohl nach Inhalt als Melodie das innere Leben eines Volkes wiederspiegelt und daher für die Kulturgeschichte von großer Bedeutung sind, darum sind die Volkslieder sehr zu schätzen und das Unternehmen, selbe alle zu sammeln und mit der Wiederbelebung der Volksmusik sie so der Vergessenheit zu entreißen, sehr zu begrüßen.

Der Forscher nach Volksliedern darf aber, wenn er eine Volksdichtung als Original geben will, nicht außerhalb des Volkes stehen; er muß sich eins wissen mit demselben, nur dann wird er die Sprache und Sitte und die in den Volksliedern zum Ausdruck gebrachte politische und religiöse Weltanschauung verstehen und schätzen lernen. Auch bei der schriftlichen Ueberlieferung muß der Sammler nicht bloß theoretisch sondern auch praktisch die Mundart eines Volksstammes beherrschen; denn die schönsten älteren und auch neueren Volkslieder sind im Dialekt abgefaßt. Kinder des Volkes waren es, die diese Lieder ersannen und sangen, weshalb wir auch selten die Namen dieser Dichter wissen. Besonders bei Beginn des 15. Jahrhunderts erscheinen neben vielen geistlichen Volksliedern auch viele

[1]) Joh. Janssen (L. Pastor): Geschichte des deutschen Volkes, I. Bd. S. 264. 18 Aufl.: Poesie im Volke, S. 263 ff., der vortrefflich über das Volkslied handelt, wie schon die hier verwerteten Stellen verraten.

weltliche, wobei die Tanz- und Liebeslieder und die historischen Volksgesänge eine große Rolle spielen. Bei der Aufzeichnung der weltlichen Volksdichtungen muß man sehr darauf achten, ob sie Originallieder oder ob sie geistlichen Liedern nachgebildet sind, wie ich davon weiter unten zwei Beispiele bringen werde. „Nicht die große Masse dichtete, sondern es waren überall Berufene, die im Gesange ausströmen ließen, was das Herz ihnen sagte, die weniger erfunden, als in glücklicher Stunde den durch das ganze Volk gehenden Klang von Freud und Leid, von Jubel und Klage gefunden haben. Bald ist es ein fröhlicher Jägersmann, der „im Walde gesungen, was im Herzen erklang," bald ein Schäfer, der „mit den Blumen Zwiesprach gehalten," oder es sind Bergknappen, die bei kühlem Weine „wundersam gezecht", bald hat's ein „frumer Reitersmann auf dem Ritt durch's Reich getan," oder ein fein Jungfräulein in Schmerz über den abwesenden Geliebten." Kinder des Volkes waren es, die diese Dichtungen fleißig aufgriffen und sangen; wandernde Scholaren trugen zu deren Vermehrung und Verbreitung bei, und Bänkelsänger, welche von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf zogen, ließen deren Weisen erklingen im Kreise der fröhlichen Jugend.

Neben gründlichen Kenntnissen der Mundarten muß der Forscher nach Volksliedern auch ein guter Paläographe und zugleich bewandert sein in der Geschichte, Sage, politischen und religiösen Weltanschauung des betreffenden Volksstammes. Jedoch können auch dem besten Handschriftenleser bei der Wiedergabe des Textes von Volksliedern Fehler unterlaufen, wenn er den betreffenden Dialekt aus der Praxis nicht näher oder nur oberflächlich kennt; denn für die ländliche sprachliche Ausdrucksweise, welche sehr frei und abwechslungsreich ist, lassen sich keine bestimmten Grammatikregeln diktieren. Als Beispiel gebe ich hier einige Proben aus dem weitbekannten und gediegenen Werke: „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert" gesammelt und erläutert von R. von Liliencron, 1. Band (Leipzig 1865). S. 558—561 dieses Buches veröffentlicht der Verfasser ein Straflied, welches c. 1469 von einem Schwaben, Hans von Westernach, gedichtet wurde. Aus der Fußnote am Schlusse dieses Volksliedes ersieht man, daß Liliencron seiner Publikation den Münchener Kodex (cgm. 756) zugrunde gelegt hatte. Das Lied findet sich in der betreffenden Handschrift f. 42r—44v und unterscheidet sich öfters wesentlich von der erwähnten Veröffentlichung in der Wiedergabe des vollen Wertes der betreffenden Laute. So hat z. B.

die Ausgabe:	die Handschrift aber:
Gent	gënnt
pra^{u}cht	pracht
das mertail	daz merrtail
hinfür sonds ir er wol bedenken	hinfür sonds ir eer wolbedencken
Menz	Mëntz
geschent	gschënt
fleißen — reißen	fleyssen — reyssen
selzen — stelzen	seltzen — steltzen
darzu^{o} ra^{u}t	darczutraut
damits uns laien überfu^{e}ren	dauirtz (= dann wird es) vns layen överfüren

Man sieht daraus, von welcher Bedeutung es ist, bei der Forschung nach Volksliedern auch in der schriftlichen Ueberlieferung die Mundart *praktisch* zu beherrschen.

Oben erwähnte ich, daß der Forscher bei den zu sammelnden weltlichen Gesängen stets beobachten müsse, ob nicht vielleicht diesem oder jenem Volksliede ein geistliches zugrunde liegt. Ich erinnere nur an das bekannte schöne Lied: „Der wallt hat sich entlawbet" und „Ich var dohin, wann es muß sein", aus dem Lochheimer Liederbuch, das ca. 1451 geschrieben wurde.[1]) Bis jetzt galten die erwähnten Gedichte als Originallieder, aber die zwei in cgm. 4702 enthaltenen geistlichen Lieder aus dem Jahre 1444, welche Ph. Wackernagel in: „Das deutsche Kirchenlied" nicht erwähnt, und die bis jetzt noch unbekannt sind, zeigen deutlich, daß sie die Vorbilder für diese weltlichen Gesänge waren. Zur Erhärtung meiner Behauptung und wegen des sehr reichen Inhalts dieser weltlichen Volkslieder will ich dieselben hier anführen und zugleich die betreffenden Strophen der geistlichen Dichtungen gegenüberstellen:

Das eine Lied in dem Lochheimer Liederbuch lautet:	Die 16. Strophe in cgm. 4702 f. 8^{v}:
1. „Der wallt hat sich entlaw[2])bet	„Der wald hät sich entlabet;
gen disem winter kallt;	es ward der winter kalt,
meiner freud pin ich w[2])erawbet,	Deins kindes wardst dü berab[2])et
gedencken[3]) machen mich allt,	mit trauren maniguält,
das[4]) ich so lang muß meyden	Da du als lang mu^{o}st meiden
dy mir gefallen ist,	Der dir geuellig ist,
das schafft der klaffer[5]) neyde	Das macht der Juden neyden
darzu ir arger list.	V[2])nd auch ir arger list."

---

[1]) Veröffentlicht in Fr. Chrysanders „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft", 2. Band. Leipzig 1867, S. 118 und S. 103.

[2]) w ist oft u aber auch b, v ist öfters w, wie manchmal auch b für u gesetzt wird. [3]) Liebeskummer. [4]) daß. [5]) klaffaere, kleffaere sind Schwätzer, Verräter.

2. Ir angesicht auß stetem mut
erfrewt das hercze mein,
vnd möcht mir widerfaren gut,
so wollt ich fröhlich sein.
O swarcz vnd grabe varbe,
darzu stet mir mein syn,
do pey sy mein gedencken sol,
wenn ich nicht bey ir bin.

3. . . . .
. . . .

4. So besorg ich sere der klaffer mundt,
ja der ist also vil,
sy haben manches hercz verwunt,
gestochen als zu ainem czil,
mit iren valschen czungen
verschneydens sie sogar,
doch bleib ich dir verpunden,
dw mir mein ere webar.[1])

5. Nw ist es doch ein kleyne trew,
wo mir nicht bayde sind,
allererst so sich mein hercz vernewt,
so virst du lieb dohin.
Ach frewlein vein, vergiß nit mein,
hallt mich in steter hut,
wann sollt ich albeg[4]) bej dir sein,
so wer ich wolgemut.

6. Hoffnung ist mein pester gewin,
was lest du mir ze lecz?
also schaidt sich (ich) mein hercz von dir,
wes willt du mich ergeczen?
mein er jn ganczer stetikait,
nicht mer weger[5]) ich von dir,
jn züchten bin ich dir wereit,
desgleichen thu zu mir.

7. Gesegen dich got, mein schönes pild,
got geb dir glückes vil,
dw fürst mich doch an deinen schilt,
secz mir ein kurczes czil;
Nw kumm herwider palde,
es mag vns wol nüczer sein,
so gar mit reichem schalle,
got mach vns sorgen frey."

Dasselbe Liebes- und Abschiedslied aber in einer etwas anderen Fassung lautet im 16. Jahrhundert [2]):

1. „Entlaubet ist der Walde
gen diesem Winter kalt;
beraubet werd ich balde
meins Liebs, das macht mich alt,
daß ich die Schön muß meiden
die mir gefallen thut,
bringt mir manchfältig Leiden,
macht mir fast schweren Mut.

2. Läßst du mir nichts zur Letze
mein feins brauns Meidelein,
das mich die Weil ergetze,
so ich von dir muß sein?
Hoffnung muß mich ernähren,
nach dir so werd ich krank;
thu bald herwider kehren,
die Zeit ist mir zu lang.

3. Sei weis, laß dich nit affen,[3])
der Klaffer sind so viel;
halt dich gen mir rechtschaffen!
treulich dich warnen will;
hüt dich vor valschen Zungen,
darauf sei wol bedacht!
sei dir, schöns Lieb, gesungen
zu einer guten Nacht!"

---

[1]) bewahre. [2]) Vilmar, Handbüchlein S. 175. [3]) verspotten, zum besten halten. [4]) auf allen Wegen, allweg, immer. [5]) begehre.

Das andere Lied in dem Lochheimer Liederbuche lautet:

1. „Ich var dohin, wann[1]) es muß sein,
ich schaid mich von der liebsten mein
zw letz lassz ich das hercze mein,
dy weil ich lieb, so sol es sein,
ich far, ich far dohin.

2. Des sag ich nymant mer
meinem herczen geschach noch nye so wee,
O lieb, sy liebt mir ye lenger ye mere,
durch meyden muß ich leiden pein,
ich far, ich far dohin.

3. Das ich von schaiden nye hört sagen,
da von so so muß ich mich beklagen,
so muß ich leid jn meinem herczen tragen,
so mag es anderß nit gesein,
ich far, ich far dohin.

4. Ich pitt dich, du aller liebste fraw mein,
wann ich dich main[2]) vnd anders kaine,
wann ich dir gib mein lieb allain,
gedenk daran, das ich dein angen pin,
ich far, ich far dohin.

5. Hallt dein trew als stet als ich,
wy dw wilt, so vindestu mich,
hallt dich in hut, des pit ich dich,
gesegen dich got, ich var dohin,
ich far, ich var dohin."

Die 1. Strophe des geistlichen Volksliedes in cgm. 4702 f. 1^r:

„Ich far da hyn, den es muoß sein
Ich schaid von allen fronde mein;
Der tod ist mir ayn swere pein
Wie mocht mir ymmer wirsch[3]) gesein
Ich far, Ich far da hyn: —"

Die andere Quelle, aus der uns Volkslieder zufließen, bildet die mündliche Ueberlieferung. Das Lied und seine Melodie wurde nicht aufgezeichnet, sondern vererbte sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht. Das Sammeln solcher Volkslieder bietet dem Forscher oft große Hindernisse. Diese echten Volksgesänge suche man ja nicht in den Provinzialstädtchen, sondern auf dem Lande bei den Bauern selber. Wie die gewöhnliche Sprechweise dieser kleinstädtischen, bürgerlichen Bevölkerung eine Mischung von Mundart und der deutschen Schriftsprache ist, in gleicher Fassung finden sich auch die dort be-

[1]) denn.
[2]) minnen, in Liebe gedenken, lieben.
[3]) schlimmer, übler.



Rudolf Schiestl: Der Schäfer. Originallithographie.

kannten Volkslieder. Auf dem Lande aber wird nur der mit Erfolg Volkslieder sammeln, der den Dialekt, die Sitten und Weltanschauungen der betreffenden Landbevölkerung kennt. Nur diesem werden die Landsleute Einblick gestatten in ihren reichen Liedersaal, nicht aber dem Fremden, über den sich die Bauern in ihrer etwas angebornen Abneigung gegen die Städter vielleicht lustig machen und ihm, zumal wenn er ein etwas stolzes Benehmen zur Schau trägt, falsche Angaben machen. Findet der Forscher aber wirklich um gut Geld einen, der als Soldat oder sonst städtisches Leben kennen gelernt hat und dieses nun nachäfft, so darf er überzeugt sein, daß er von diesem Bauerngecken, der überdies im ganzen Dorfe unbeliebt ist, schlecht bedient wird. Denn statt des echten Volksliedes mit seiner kräftigen natürlichen Sprache wird ihm ein Gedicht mitgeteilt, ein kunterbuntes Durcheinander von Mundart und falsch angewandter Schriftsprache. Alle Bemühungen eines Forschers, ein solches Volkslied verständlich zu machen, werden vergeblich sein. Unrichtigkeiten dieser Art finden sich viele in dem Buche: „Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch" von Dr. Anton Birlinger (München 1864). Aus diesem Werke führe ich hier als Beispiel zu dem vorhin Gesagten das sogenannte „Ottilienlied" an.

S. 454. **Das Ottilgenlied.**[1])

1. Es war einmal eine heilige Ottilia geboren,
Sie macht dem Vater ein' grimmigen Zoren.
Er ließ ein Fäßlein machen;
Er schlug dem Fäßle den Boden 'nein
Und tat die heilige Ottilia drein.

2. Er trug sie wol auf das Waßer;
Sie schwamm den driten Tag;
Da kam sie 'm Müller an das Rad.
Der Müller, der sprang ganz hurtig heraufß,
Und tat die heilige Ottilia heraufß.

3. Er trug sie wol in die Stube
Und zog sie auf bis zwanzig Jar,
Bis sie ein wackers Mädchen war.
Der Nachbaur hat a schlimmes Kind,
Sie hießen d'Ottilia a g'fundenes Kind.

4. Gefunden wol auf dem Waßer,
Sie nam ir Stäbelein in die Hand
Und reist wol durch das ganze Land;
Sie knieglet[2]) auf ein' Marber[3]) Stein
Sie knieglet Löcher in ir Gebein.

5. Sie schaut ein, zwei bis dreimal um,
Ob der leidige Satan no nett[4]) kom,
Und bringt iren herzliebsten Vater
Dav Heinere,[5]) haost dein Vater mëa[6])
Eß ist geschechen, gschicht nimermëa,
Daß ein Kind iren Vater verlöst
Wol außs den höllischen Flammen."

[1]) Vgl. das Ottilienlied, wie es am Rhein noch gesungen wird: „Odilia blind geboren war" bei Simrock, Volksl. Nr. 73 mit Melodie.

[2]) knien. [3]) Marmor. [4]) noch nicht. [5]) Weinende. [6]) wieder oder mehr.

Da ich dieses Volkslied von Jugend auf kenne und dasselbe in dieser Fassung noch nirgends in ganz Schwaben gehört habe, so will ich hier das Ottilienlied so wiedergeben, wie es in den schwäbischen Landfamilien bekannt ist und heute noch dort gesungen wird:

„Das Ottilili^{a}d.

Es war a maul[1]) a blinde^{a} Ottili gebore^{a},
ihr Vater durchfu^{e}hr a grimiger Zore^{a},
er lies a Fäßle^{a}[2]) binde^{a};
er schlug dem Fäßle^{a} de^{a}[3]) bode^{a} nei^{n}[4])
und thät di^{a} heilig Ottila nei^{n};[4])
er trug si^{a} auf das Wasser;
dau schwamm si^{a} bis zum dritte^{a} Tag,
dau kam si^{a} dem Müller für[5]) das Rad,
di^{a} Mühle^{a} thu^{a}t si^{a} stelle^{a};[6])
dau[7]) schpringt d'r Müller zum Thörle[8]) naus
und thät di^{a} heilig Ottili raus.
Er zog si^{a} auf bis zum siebete^{a} Jahr
bis si^{a} a waderes Mädle^{a} war,
nau[9]) schickt er si^{a} in di^{a} Schu^{e}l;
dau thätet di^{a} Kinder nichts als verfolge^{a} si^{a}
und schreiet: „Ottili ist a gsund'nes Kind gfunda auf im Wasser."
Dau gieng si^{a} in a Käppele^{a}[10]) nei^{n},
dau[11]) thu^{e}t si^{a} nix als heine^{a},[12])
sie heint ihr di^{a} Auge^{a} schi^{a}r[13]) aus dem Kopf
si^{a} lu^{e}gt[14]) zwoi, druimaul[15]) um
ob d'r leidige Sata^{n} nit kumpt
und bringt ihr iren Vater,
„Sö[16]) Pflennere^{a},[17]) sö Zennere^{a}[17])
du thu^{e}scht koi^{n} gu^{e}t,[18])
dau[19]) hauscht[20]) dei^{n} Vater
uß der höllische^{a} glu^{e}t;
dös[21]) ischt i^{a}tzt[22]) g'schea^{n},
vnd soll numma[23]) g'schea^{n},
daß a kind sein vater verlöst
wol uß[24]) di^{a} höllische^{a} Flamme^{a}
wol uß d'r höllische^{a} glu^{e}t."

So kenne ich aus dem täglichen Leben, der Kunkel- und der Kinderstube viele volkstümliche Lieder und Sprüche, die sicher auf eine sehr frühe Zeit zurückgehen, die sich noch in keinem Buche finden und auch in keines aufgenommen werden können, weil Fremden solche Lieder eben nicht mitgeteilt werden. Ich erinnere hier nur an das hübsche Kindersprüchlein:

„I' bin a kloiner[25]) Pumpernickel
I' bin a kloiner Be^{a}r[26])
Und wi^{a} mi Gott erschaffe^{a} haut[27])
So trottle[28]) i' dauhe^{a}r."

[1]) einmal. [2]) Fäßchen. [3]) den. [4]) ein, hinein. [5]) vor. [6]) stellen. [7]) jetzt dann. [8]) Törchen. [9]) dann. [10]) Kapelle. [11]) dort. [12]) weinen. [13]) fast. [14]) spähend schauen. [15]) zwei dreimal.

[16]) Hier, dies entspricht dem lat. ecce, ital. ecco, frz. voilà.

[17]) Tadelnde Anrede; beide Wörter bezeichnen einen Weinenden aber im verächtlichen Sinne.

[18]) du ruhst nicht, du läßt nicht nach zu weinen.

[19]) hier. [20]) hast. [21]) dies. [22]) jetzt. [23]) nicht mehr. [24]) aus den. [25]) kleiner. [26]) Bär. [27]) hat.

[28]) bezeichnet den unbeholfenen, wackeligen Gang, wie er Kindern eigen ist.

welches wohl auf dem Lande sehr verbreitet ist, aber, soweit mir bekannt, noch in keinem mundartlichen Werke erwähnt wurde. Ebenso auch das interessante Weihnachtssprüchlein:

Vater schau, schau!
Was finde^{a} wir dau[1])?
A^{n} herzigs sche^{a}ns Kindelein
Mit schnöweise^{a} Windelein,
Ochs, Esel allhier.
Di^{a} Hirte^{a} im Feld
Verliese^{n}[2]) ihr Zelt,
Si^{a} könne^{a}t kaum schnaufe^{a}
Vor Rinne^{a} und Laufe^{a}
Si^{a} laufet dem Kindle^{a} im Krippele^{a} zu^{a},

welches, wie mir meine Mutter erzählte, früher von ärmeren Kindern in der Umgebung von Memmingen und Mindelheim am Weihnachtsabend gesungen wurde, um Weihnachtsgaben von den Reicheren zu erhalten. Wohl könnten Seelsorger und Lehrer nach solchen Volksliedern und Sprüchen am besten forschen, wenn nicht eine gewisse Scheu vor deren Würde und Stellung die Leute abhalten würde, die betreffenden Dichtungen ganz in ihrer Heimatsprache wiederzugeben mit Ausschluß des Schriftdeutschen, das die Landleute nie und nimmer beherrschen werden. Liebeslieder und andere etwas freiere Volkslieder zu hören, bietet große Schwierigkeiten. Dem Bauern waren und sind zum Teil noch seine Lieder etwas kostbares; auf diese legt er mehr Gewicht als vielleicht auf eine schön geschnitzte Truhe aus der Zeit seines Urahnen. Dichtungen und Melodien aber einem Fremden mitzuteilen, von dem er sich äußerlich und innerlich wesentlich unterscheidet, dazu kann sich der Bauer nicht entschließen, wozu dann zu seiner Abneigung gegen alles Fremde auch die Furcht vor Spott tritt. Will der Forscher nach Volksliedern sich die mündliche Tradition zu nutze machen, so besteht eine seiner Hauptaufgaben darin, mit dem Landvolke nach seiner Art zu verkehren und besonders seinen Dialekt vollständig zu beherrschen.

Bei der Aufzeichnung der Volkslieder soll der Forscher besonders auf die Schleiflaute achten; denn im Dialekt wird nicht immer deutlich unterschieden bei der Aussprache der einzelnen Vokale, sodaß oft z. B. neben dem „e" noch ein „a" mitklingt oder auch umgekehrt, oder neben dem Diphthong „ei" ein Konsonant, z. B. „n"; in diesen Fällen müßte man den mitklingenden Vokal oder Konsonant durch eine kleine Erhöhung über das betreffende Wort

[1]) da. [2]) verlassen.

andeuten, z. B. „e^a“, „ei^n“. Schöne Erfolge dürfte der Sammler auch erzielen, wenn er sprachlich besonders schwierige Lieder sich von den Landleuten aufschreiben läßt. Durch Beobachtung dieser Gesichtspunkte würde es demselben bestens glücken, Volkslieder zu finden und sie schriftlich in solcher Fassung zu erhalten, wie sie nicht in der Phantasie des Forschers sondern in dem wirklichen Volksleben existieren.

Zuletzt will ich nur noch kurz hinweisen auf die idealen Früchte einer Sammlung von Volksliedern. Wenn durch eine solche Kollektion nur eine Lücke in den Bibliotheken ausgefüllt würde, aber nicht eine im Herzen des Volkes, so würde man wohl eine prächtige Blumenlese aus dem herrlichen Garten der deutschen Volkspoesie erhalten, aber der eigentliche Zweck, diese Volksdichtungen, welche im Aussterben begriffen sind, zur Unterweisung und Unterhaltung des Volkes zu verwerten, wäre nicht erreicht. Die Großstadt-Gassenhauer, welche neben vielen oft sehr poesielosen modernen Soldatenliedern durch Soldaten, Handwerker und Dienstboten aus den Städten auf das Land gebracht werden, verdrängen die schönen Volkslieder immer mehr und üben oft durch ihren Inhalt einen sehr verderblichen Einfluß aus auf die Volksgesittung und Zufriedenheit der Landbevölkerung.

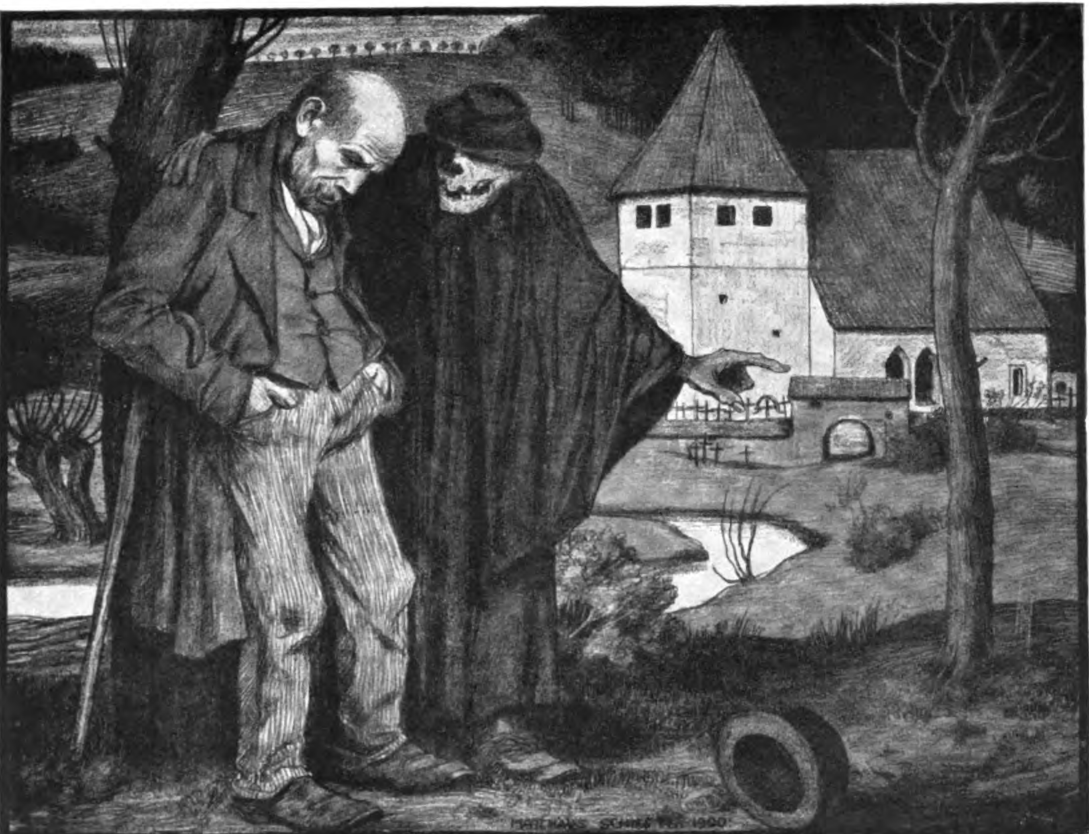
Ein sehr gutes Mittel, solchen verderblichen Einflüssen entgegenzuwirken, bildet eine richtige Pflege des Volksliedes. Dieses hohe und schöne Ziel ist aber wesentlich auch durch die Wiederbelebung der Volksmusik, wie sie am schönsten im Volksliede zum Ausdrucke kommt, zu erreichen. Mit der Erhebung des Klaviers zum Allerweltsinstrument wurde gleichzeitig der echte Volksgesang vollständig unterdrückt. Das passendste Instrument für denselben ist die fast ganz außer Gebrauch gekommene Laute oder Gitarre, auf welcher allein es ermöglicht wird, die Feinheiten der schönen Volksweisen richtig wiederzugeben, die aber auch den Vorteil hat, daß sie beweglicher als das Klavier ist und daher überall bequem mitgenommen werden kann. Bei dieser Gelegenheit möchte ich besonders noch hinweisen auf den gediegenen Aufsatz: „Lieder zur Laute“ von Richard Batka im 6. Hefte des „Kunstwart“ (XVIII. 1904/05) S. 421—424, der meine Abhandlung in musikalischer Hinsicht trefflich ergänzt. Seite 422 macht Batka folgende feine Bemerkungen: „Wenn man den Deutschen Vertrauen zu einer Sache beibringen will, so muß man ihnen beweisen, daß große Männer etwas von ihr gehalten haben. Je nun, man weiß, wie gerne C. M. von Weber Lieder zur Gitarre komponierte

oder aus dem Stegreif sang. Weniger bekannt ist Franz Schuberts vertrautes Verhältnis zu unserem Instrumente. Eine große Anzahl seiner Lieder, darunter auch einige Müllerlieder und Männerchöre, erschienen bei Diabelli ursprünglich zur Gitarre komponiert. Im Bette liegend sang der Meister seinen Freunden Mayerhofer, Umlauft und Spaun die eben komponierten Gesänge zur Gitarre vor. Hugo Wolf konnte stundenlang zuhören, wenn ihm der Prinz Karageorgevics spanische Straßenlieder zur Gitarre vorsang, und geriet außer sich, als er von ein paar italienischen Bänkelsängern das Funiculi, funicula zu demselben Instrumente vernahm. Seine Freunde glaubten darin eine Regung des romanischen Blutstropfens in seinen Adern zu spüren. Vielleicht war es aber doch nur die reine Freude des Künstlers über die natürlichste, urtümlichste Form, in der ihm hier der Volksgesang entgegentrat. In dieser Form lebt er in den romanischen Ländern noch heute, und um so mehr, als sich unter den dortigen klimatischen Verhältnissen der größere Teil des Lebens unter freiem Himmel abspielt. Von den Romanen haben die Südslaven die Vorliebe für die Zupfinstrumente übernommen, die sie am liebsten gruppenweis zusammenstellen, und man begegnet solchen Musikanten — sogenannten Tamburaschky — in Dalmatien in jeder Schenke. Durch slovenische und kroatische Studenten wurden die „Gitarrenensembles“ nach Böhmen verpflanzt, wo eigene Vereine zu ihrer Pflege bestehen. In Rußland singt man zur Balalajka, in Nordamerika zum Banjo, und nur das gelahrte, papierne Deutschland will sich des natürlichsten aller Volksinstrumente entschlagen, will das Volkslied schulmeisterlich mit dem Rüstzeug des Klaviers verknüpfen, worunter es erdrückt und erstickt wird. Bei uns führte die Gitarre zuletzt ein obskures, absterbendes Plebejerdasein.“ Seit der Mitte der neunziger Jahre aber trat eine Wendung zum Besseren ein, indem der schwedische Sänger Sven Scholander das verachtete Instrument aus dem Winkel wieder hervorholte und seine Lieder zur Laute sang; alsbald folgten ihm auch andere auf dieser Bahn, wie u. a. Frau von Wolzogen und in München besonders der kgl. Hofmusiker Heinrich Scherrer, der es ganz besonders verstand, „das Lautenspiel von vornherein in den Dienst des Volksliedes zu stellen, ja es gelang ihm, in dem Sänger Robert Kothe, der die Juristerei aus Liebe zur Sache auf den Nagel gehängt hatte, einen praktischen Vertreter seiner Ideale auszubilden: der deutsche Scholander konnte in die Welt ziehen, um das Evangelium des deutschen Volksliedes zu predigen“, und überall wird er gerne gehört und sind seine Kon-

zerte stets überfüllt, was als ein Zeichen der Beliebtheit des Volksliedes beim deutschen Volke angesehen werden darf, das sich aber nur dann einer sorgsamen Pflege erfreuen wird, wenn diese alten Volksgesänge in einer den modernen Forderungen entsprechenden Art und Weise dem deutschen Volke verkündet werden. Wie das hier Gesagte zu verstehen ist, dürfte sich am besten aus den beigegebenen Notenblättern ergeben, welche ich der Güte des Hrn. Heinrich Scherrer verdanke;[1]) er hat es auch verstanden, „das Volkslied in seine zuständige musikalische Atmosphäre zurückzuversetzen, wodurch dasselbe wieder zu neu pulsierendem Leben erstehen kann". Erhebe man doch diese Volksdichtungen wieder zu ihrer früheren Würde, damit sie wieder Gemeingut des Volkes werden, denn an ihnen haben sich nicht nur die größten Musiker, sondern auch die größten modernen deutschen Dichter gebildet, „von Goethe bis auf Uhland und Heine" und „von Herder bis auf die Gegenwart haben alle unbefangenen Literarhistoriker deren hohen Wert vom ästhetischen, sittlichen und historischen Standpunkt aus anerkannt."[2]) Dieses erhabene Ziel ließe sich am leichtesten durch die *Schule* und *Kaserne* erreichen. Füge man den Volksschullese- und Liederbüchern mit besonderer Berücksichtigung der jeweiligen Mundart heimatliche Volkslieder mit *gut* überarbeiteten Weisen bei und übe diese Lieder mit den Kindern in der Schule, wobei lediglich die *Gitarre* das begleitende Instrument sein sollte. Dann wird die sichere aber erfreuliche Folge sein, daß diese Volkslieder wieder lebhaften Anklang und treue Pflege beim Volke finden, auf das sie einen sehr wohltätigen Einfluß ausüben werden. Ebenso verfahre man in den Kasernen; man pflege dort durch Verteilung von passenden Liederbüchern auf ähnliche Art und Weise hauptsächlich *Volkslieder*, die für den Soldatenstand als am geeignetsten erscheinen, wie *Vaterlandslieder*, die wirklich begeisternden *Soldatènlieder*, sinnige *Liebeslieder* usw. Die Leute werden dann ihre Heimatlieder wieder schätzen lernen, sie pflegen und nach ihrer Dienstzeit besonders zu deren Verbreitung beitragen. Man

[1]) Wesentlich verschieden von der langweiligen Gitarrebegleitung des Volksliedes im 18. Jahrhundert ist die hier von H. Scherrer gebotene, welche auch geeignet ist, einen musikalischen Menschen zu fesseln. „Für die vielen, die der Laute nicht mächtig sind, hat Herr Scherrer einen ‚Klavierauszug' des Gitarrenparts unterlegt, der freilich nur als getreue Wiedergabe, ein Erinnerungsbild der Klangwerte dieses Parts, nicht etwa als selbständiger, die Gegebenheiten des Tasteninstrumentes ausnutzender ‚Klaviersatz' angesehen werden möge." Vgl. Batka in „Kunstwart" XVIII, S. 463/4.

[2]) Böhme: Altdeutsches Liederbuch S. XXI.



Matthäus Schiestl: Heimgang. Originallithographie.

fürchte ja nicht, daß die deutsche Schriftsprache darunter leide; die Landleute werden **n i e u n d n i m m e r** von ihrem Dialekte lassen; auch wäre durch dieses Verfahren die Möglichkeit gegeben, daß Leute verschiedener Volksstämme die verschiedenen Mundarten richtig kennen lernen würden, was heutzutage im Zeitalter des Verkehrs auch für das Verkehrsleben der Landbevölkerung von wesentlichem Nutzen wäre. Mit der Pflege des Volksliedes würde besonders auch die Liebe zur Heimat und zum Herrscherhause sehr gefördert werden, und die Worte des Dichters:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen."

in der Seele des Volkes ihre Verwirklichung finden.

Die oben erwähnten zwei geistlichen Volkslieder, von denen ich hier eines vollständig und das andere teilweise veröffentlichen will, finden sich in cgm. 4702 (bisherige Signatur: Mss. Docen. EgV Eusebia) 12^{0} chart. 1444 mit 10 Blättern und f. 1^{r} und f. 5^{r}—^{v} Musiknoten. Das erste Lied, welches sich auf f. 1^{r}—4^{v} findet, lautet:

1. Ich far da hyn, den es muͦß sein,
Ich schaid von allen fronde[1]) mein,
Der Tod ist mir ayn swere pein,
Wie mocht mir ymmer wirsch[2]) gesein,
Ich far, Ich far da hyn.

2. Ich far von hynn, tod von mir weich,
Vnd jch pin noch jung vnd darczuͦ reich,
Got welt, fuͤr ich yns hymelreich,
Wer besser, den gen Osterreich,
So fuͤr ich wol geleich.

3. Ich muͦß von hynna, das ist mir laid,
Denn ich darzuͦ nit bin berait,
Ach got, het ich der tuget claid
In meyner juget angelant,[3])
So fuͤr ich wol mit gelant.

4. Ich far da hyn mit traüren groß,
Denn aller Augent pyn ich plos.
O Ihesu crist, du edlo ros,
fuͤr mich in deynes vatters schos,
Das ich werd dein genos.

5. Ich far da hyn auß dieser welt,
Ain fremde weg ferr[4]) vͤber feld,
Mich hülft dar fuͤr kain fraind noch gelt,
Das ist mir for gar oft gemelt,
Ich far auß leybes zeldt.

6. Ich far da hynn, schier[5]) als ich main,
Und pit mariam, die muͦter zain,[6])
Vnd gotes hayligen allgemain,
Das sy mein gros sund machen clain,
Das ich auch sy vor bewain.

7. Ich far da hynn vnd pleib nit lang,
Wann all mein leib ist schwach vnd krand,
Zuͦ sturben, stat al mein gedanck,
Den leitkaf[7]) ich vor zeitten tranck,
Ich far on meinen danck.[8])

---

[1]) Herrschaft, Herrlichkeit. [2]) schlimmer, übler. [3]) angelegt.
[4]) entfernt, weit. [5]) eher. [6]) zu sein.
[7]) leitkaf = leitkauf bezeichnet den im Mittelalter üblichen Trunk, der zur Befestigung eines abgeschlossenen Handels stattfand und entsprach dem „Draufgeld". Nur Grimm erwähnt dieses Wort, Lexer und Schmeller nicht; aber in der übertragenen Bedeutung wie hier — d. i. den Handel mit dem Leben habe ich schon längst abgeschlossen — fand ich dieses Wort nirgends.
[8]) ohne mein Geneigtsein, ohne meine Absicht, wider Willen.

8. Ich far, mich zwingt des todes macht,
Mein hertz vor forcht vnd angsten bracht,[1]
Ich wais nit, wa[2]) ich pleib ain nacht,
Got welt, ich het es vor betracht,
Ich far hyn on besacht.

9. Ich far da hyn, mich zwinget not,[3])
Der wetag[4]) vnd der piter tod,
Zuͦ guthait ich mich swär enpot,
Der mir itz[5]) aller were not
Ich far vnd eyl czuͦm tod.

10. Ich far aus disem jamertal,
Meiner sunden send gar vil an zal,
Hilf, herre got, das ich nit vall,
Den[6]) mir der weg ist gar zeschmal,
So far ich hyn on wal.

11. Ich far da hyn in kürtzer frist,
Auf erd meins lebens nit mer ist,
Ich muͦß noch faulen als ain mist,
Behuͤt mich, werder Jhesu crist,
Vor aller feinde list!

12. Ich far da hyn, der weg ist fer,
meins pleibens ist auf erd nit mer,
O Jesu, durch[7]) dein marter er
Dein czoren guͦtlich von mir ker!
Ich far on sorg des mer.

13. Ich far vnd wais des wegs doch nicht,
O muͦter gotz, mein zuͦ versicht,
Mich gen deim lieben kind verriht,[8])
Das mir nit letz mein sel derwicht,[9])
So far ich vnd pleib nicht.

14. Ich far da hyn in fremde land,
Der weg ist mir nit wol bekant,
O herr, puͤt mir deinr gnaden hand,
Behut mich vor der helle pand!
So far ich hyn on schand.

15. Ich far da hyn vnd muͤß a weg.[10])
Was hülf mich, das ich lang hie leg,
Maria, muͦter, du mein pfleg
Vnd fur mich auf den rechten steg,
So ich nun far hyn weg.

16. Ich far, wann[11]) ich byn nit gesünd,
Mein wetag meret sich all stünd
Mein sel gat[12]) mir bald von maim[13]) münd
Mich rëwt mein sind von hertzen gründ,
Ich far da hyn von stünd.[14])

17. Ich far da hyn auß disem leben,
Das ich vor ine betracht soeben,
Got, der well meiner sele geben,
Das sy an[15]) forcht müg zuͦ ym sweben,
So far ich hyn gar eben.[16])

18. Ich far, ich far vnd muͦß von hynn,
Denn mir entweichet all mein synn,
Het ich mich bas[17]) gehalten ynn
Vnd het gesuͦcht meinr sel gewynn,
So fur ich wol von hynn.

19. Ich far da hyn von aller hab,
Die ich bisher gewunnen hab,
Man zuͤcht mir all mein klaider ab
Vnd legt mich yn ain smeckentz grab,
Ich far vnd muͦß hyn ab.

20. Ich far da hyn, wenn es ist zeit,
hilf, muͦter gotes, das ich vermeid
Der feinde list vnd ach jr neid,
Denn al mein hoffnung an dir leit,
So far ich hyn an[18]) strent.

21. Ze faren ist mir worden gach[19])
Der tod, der schleicht mir hinden nach,
Ich wart ab zeit, wa[20]) er mich fach,[21])
O herre got, mein sel enphach,
So ich von hynnen gach.[22])

---

[1]) ahd. prâhhan = prâhjan = brechen. [2]) wo. [3]) die Notwendigkeit.
[4]) die Schmerzen. [5]) jetzt. [6]) denn. [7]) wegen.
[8]) verihten, ordnen, herstellen, schützen, versöhnen mit jemanden.
[9]) entweicht. [10]) aus dem Wege, fort. [11]) denn. [12]) geht. [13]) meinem.
[14]) von Stund = von der Zeit an, sofort, sogleich.
[15]) ohne Furcht. [16]) glatt, ohne Hindernisse. [17]) besser. [18]) ohne.
[19]) plötzlich, unerwartet. [20]) wo. [21]) fange, ergreife. [22]) gehe, eile.

22. Ich far da hyn mit jamers clag,
Den es ist schier[1] mein letzter tag,
Das ich nit lenger leben mag,
Behalt mich got am jüngsten tag,
So far ich hyn on clag.

23. Ich far da hynn, den es sein muͦß,
Ach got, wer mir meinr sunden puͦß,[2]
Maria, durch des engels gruͦß
Behuͤt mich vor der helle ruͦß,
So ich hyn faren muͦß.

24. So far ich hynn mit wonn vnd schal,
mit fraͤden an der michel[3] czal,
So got mein schuͦld vergeit[4] mir ab
Vnd mich behuͤt vor suͤnden val,
So far ich hyn ze mal.

25. Maria, aller tuget schrein,
Nun las mich dir bevolche sein,
puͤt mir die hand der gnaden dein,
Behuͤt mich vor der helle pein,
Das ich nit far dar eyn.

26. Der herre mich darvor bewar,
Der helf, das ich mein tag vnd jar
In meynem leben also far,
Das ich kumm an[5] der engel schar,
Der fuͤr vns alle dar.

27. Ich far, mein leben hat ain end,
Das got nach seinem willen wend,
Der enphach mein sel in seine Hend,
Das ers[6] yns ewig leben send,
So hat mein fahren ain end."

Um vorliegende Arbeit nicht zu weit auszudehnen und den freundl. Leser vielleicht zu ermüden, muß ich leider davon absehen, das zweite noch unbekannte geistliche Volkslied in cgm. 4702 f. 5ʳ—10ᵛ vollständig hier wiederzugeben. Ich hoffe aber, das Lied in seinem ganzen Umfange in absehbarer Zeit in einem größeren Werke der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Die besonders charakteristischen Stellen dieses Liedes lauten:

1. „Noch hür[7] gen diser mayen zeit
So wel wir frolich sein,
Vnd so das trayd[8] zuͦ felde leyt,[9]
So wel wir schneide eyn,
Vnd wellen wunsam wesen[10]
Den gantzen herbst dazuͦ,
Wir wellen weinber lesen
Bis winter spaͤt vnd fruͦ.

2. (5) Her Gabriel von oberland[11]
zuͦ dir (sc. Maria) gesendet würd,
Von got sagt er dir gruͦs zehand
Vnd kundet dir dein purd,[12]
Aue, du solt geberen,
Der all dyß welt erloͤst,
Du nantst dich ain maid des herren,
Das praht vns fraͤd vnd trost.

3. (8) Du pandst in smale duͤchlin ploß
Den fursten erenreich,
Sein diemuͦt vnd sein gewalt[13] so groß,
Die waren vngeleich.
Der schoͤpfer himel vnd erden,
Das für vns leyden wolt,
Mit dir seinr muͦter werden,
Man pracht ym reichen sold.

4. (11) Vierd halbs vnd treissig jare
was[14] er gehorsam dir,
Vil wunders worcht er zware,
Jundkfraw, die zeit vor dir.
Das was[14] der may vergangen,
Der herbst her komen was,[14]
Das er am creütz wolt hangen,
Da man die weinber laß.

---

[1] bereits, schon. [2] verhindere, vergib mir meiner Sünden Strafe. [3] groß.
[4] vergibt. [5] zu. [6] daß er uns das ewige Leben sende.
[7] heuer. [8] Getreide. [9] liegt. [10] sein, bleiben.
[11] Erzengel Gabriel herab vom Himmel.
[12] Geburt. [13] Gewalt, Macht. [14] war.

5. (12) Der preßbaum was[1] berantet,
Got muͦßt jn selber tragen.
Dein kind ward ausbelaittet[2]
Vnd hart dar an geschlagen.
Von disen weinber trawben
schenck vns den cyper[3] wein,
Das vnsers hertzen glauben
Besterckt die martir[4] sein.

6. (20) Versprecherin[5] der cristenhait,
Ain kayserin aller welt,
Der tuget tregst ain krantz gemait[6]
Mit gnaden gantz durch prellt,[7]
Die du im rosen garten
mit fleiß hast auf geklaubt,[8]
Junckfraw, on dein auswarten[9]
sey wir alls trost berabt.[10]

7. (23) Nuͦn frae dich, hochste purggrafin,
Des himelischen trons,
Denn auß dir ist gefloßen fein
die weishait salomons,
Die vns das krentzlein hilff machen,
fraw, das schencken wir dir,
Die sel solt du besachen[11]
mit fleis nach ir begir.
Las dir es nit versmachen
Gen disem newen Jar.
Guͤtlich solt du's enphahen,
Dū meres sterne clar,
Das viertzehen hundert Jare
Von new erdichtet würd
Vnd vier vnd viertzig zware
Nach deines kindes pürd."[12]

Am Schlusse will ich hier noch einige interessante Volkslieder, zum Teil mit Melodien — aus technischen Gründen sind die Melodien am Schlusse des Buches beigefügt — anführen, welche, wie auch die obigen zwei, von dem kgl. Hofmusiker Heinrich Scherrer, München, für Laute und Klavier mit Zugrundelegung der Originalmelodien komponiert wurden, und die der herrlichen Volksliedersammlung „Deutscher Liederhort" von L. Erk und Fr. M. Böhme (Leipzig 1893/94) entnommen sind. Das erste Lied: „Bringt herein, bringt den Stuhl herein", stammt aus dem Temeser Banat und wurde nach den Türkenkriegen von deutschen Kolonisten aus dem Schwarzwalde dort eingeführt. Auf dieser deutschen Sprachinsel im Ungarnlande finden sich noch sehr viele schöne deutsche Volkslieder, welche sich, wenn auch vom

---

1) war. 2) ausgekleidet.

3) Der Cyperwein, von den Jerusalempilgern zu den Deutschen gebracht, war im Mittelalter sehr beliebt.

4) sein Leiden. 5) Fürsprecherin, Vermittlerin. 6) Schmuck, Geschmeide.

7) durchflochten, durchwoben, eingesetzt.

8) gesammelt. 9) Pflege, Hilfe. 10) beraubt. 11) pflegen, versorgen.

12) Geburt.

deutschen Vaterlande ganz abgeschnitten, doch in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten haben und das folgende Banater Lied bestätigen:

Von Elsaß und Lothringen,
Vom Schwarz- und Odenwald,
Noch viele Lieder klingen,
Viel Lieder gut und alt.

Vom grünen Rhein die Sagen
Verpflanzten wir ins Land,
Aus alten, fernen Tagen
Sind sie uns noch bekannt.

Noch klingt die deutsche Zunge
In dem Banater Kreis,
Noch lebt die deutsche Sitte,
Noch webt der deutsche Fleiß.

I.

1. Bringt herein, bringt den Stuhl herein,
Die Braut muß abgebunden sein.[1])

2. Jetzt binden wir der Braut das Kränzlein ab,
Ihren Mann muß sie lieben bis in das Grab.

3. Jetzt binden wir der Braut das Tüchlein auf,
Sie muß es tragen ihr Lebenslauf.

4. Sie muß es tragen schwarz oder rot,
Ihren Mann muß sie lieben bis in den Tod.

5. Schwör du es deinem Vater und Mutter ab,
Deinen Mann mußt du lieben bis in das Grab.

6. Schwör du's deinen Schwestern und Brüdern ab,
Deinen Mann mußt du lieben bis in das Grab.

7. Schwör du es deiner ganzen Freundschaft[2]) ab,
Deinen Mann mußt du lieben bis in das Grab.

8. Tretet ab ihr junge Mädchen mein,
Mit euch kann ich nicht mehr lustig sein.

9. Kommet her ihr jungen Weiber mein,
Schließet mich in eure Gesellschaft ein.

10. Kommet her ihr jungen Mädchen mein,
Mit euch will ich heut noch lustig sein.

11. Schwöre du es deiner ganzen Kameradschaft ab,
Deinen Mann mußt du lieben bis in das Grab.

---

[1]) Vgl. „Aus dem Schwarzwälder Volksleben" S. 71.
[2]) Verwandtschaft.

12. Bindet nun mein Kränzlein ab,
Dies darf ich nicht tragen bis in das Grab.

13. Bindet mir mein Tüchlein auf,
Dann spielet mir ein lustig Stücklein drauf!

II.

Der Tod von Basel.[1])

1. Als ich ein jung Geselle war,
Nahm ich ein steinalt Weib;
Ich hatt' sie kaum drei Tage (Tage),
Da hat's mich schon gereut.

2. Da ging ich auf den Kirchhof hin
Und bat den lieben Tod:
„Ach lieber Tod von Basel (Basel),
Hol mir mein Alte fort!"

3. Und als ich wieder nach Hause kam,
Mein Alte war schon tot;
Ich spannt die Roß an'n Wagen
Und fuhr mein Alte fort.

4. Und als ich auf den Kirchhof kam,
Das Grab war schon gemacht,
Ihr Träger tragt fein sachte (sachte),
Daß die Alte nicht erwacht.

5. Scharrt zu, scharrt zu, scharrt immer zu,
Das alte böse Weib!
Sie hat ihr Lebetage (tage)
Geplagt mein jungen Leib.

6. Und als ich wieder nach Hause kam,
Warn Stub und Bett zu weit,
Ich warte kaum drei Tage (Tage)
Und nahm ein junges Weib.

7. Das junge Weibel, das ich nahm,
Das schlug mich nach drei Tag,
„Ach lieber Tod von Basel (Basel)
Hätt ich mein alte Plag!"

III.

Die Spinnerin.[2])

Mündl. aus dem Bergischen und Clevischen. 1836.

1. Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf Dir 'n paar Schuh.
„Ach ja, meine liebe Mutter,
Auch Schnallen dazu!
Ich kann ja nicht spinnen,
Es schmerzt mich mein Finger
Und tut und tut, und tut mir so weh!"

2. Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf Dir 'n paar Strümpf.
„Ach ja, meine liebe Mutter,
Schöne Zwicklein darin.
Ich kann ja nicht spinnen rc."

3. Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf Dir ein Kleid.
„Ach ja, meine liebe Mutter,
Nicht zu eng und nicht zu weit.
Ich kann ja nicht spinnen rc."

4. Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf Dir einen Mann.
„Ach ja, meine liebe Mutter,
Der steht mir wohl an!
Nun kann ich schon spinnen,
Es schmerzt mich kein Finger
Und tut und tut und tut mir nicht weh."

[1]) Der Tod von Basel bezieht sich offenbar auf den Baseler Totentanz von Matth. Merian 1657. Vgl. D. L. II. Bd. S. 701.

[2]) D. L. II. Bd. S. 701.

IV.

Der bayrische Himmel.[1])

Aus dem Unterlahn- und Dillkreis. 1800.

1. Bin auf- und abgange
Im Oestreicher Land
In Preußen und Ungarn
Bin ich auch schon bekannt.
Und wohin ich mich wende,
Und wohin ich nur schau
Ist der bayrische Himmel
Schneeweiß und hellblau.

2. Viele Farben hab i g'sehen
Die schönsten auf der Welt:
Bald rot und bald grün,
Bald aschgrau, bald gelb.
Und ein bayrisches Herzel
Und ein Beutel voll Geld,
Ei das ist ja mein Lebtag
Meine Freud auf der Welt.

3. Und wenn sich im Dunkeln
Mein Aeugelein schließt,
Unterm bayrischen Himmel
Da ruht sich's so kühl.
Und ein bayrisches Mädel
Und ein bayrisches Blut —
Ja bei Gott und beim Liebchen
Da ruht sich's so gut.

V.

In den Rosen.[2])

Geistliches Trinklied der Nonnen am Niederrhein.

Liederhandschrift der Anna von Cöllen Ende des 15. Jahrhunderts. Uebertragen von Hoffmann v. F. in Erks Nachlaß.

1. Laßt uns singen und fröhlich sein
in den Rosen,
Mit Jesus und den Freunden sein!
Wer weiß, wie lang wir hier solln sein,
In den Rosen.

2. Jesus Wein ist aufgetan
in den Rosen,
Da solln wir alle sammt hin gan,
So mögen wir Herzensfreud empfahn
In den Rosen.

3. Er soll uns schenken den Cypernwein
in den Rosen,
Wir müssen alle trunken sein
Wohl von der süßen Minne sein,
In den Rosen.

4. Jesus ist ein Fünkelein
in den Rosen,
Sein Gläschen hält ein Trünkelein,
Sein Löffelchen ein Münfelein[3])
In den Rosen.

5. Setzt das Gläschen vor den Munt
in den Rosen,
Und trinkt es aus bis auf den Grund,
Da find't ihr den heiligen Geist zur Stund
In den Rosen.

6. Laßt das Gläschen um gehn
in den Rosen,
So mögt ihr fröhlich heimwärtsgehn
Und allezeit in Freuden stehn
In den Rosen.

---

[1]) D. L. II. Bd. S. 784.
[2]) D. L. III. Bd. S. 86. [3]) Schluck.

VI.

Blaublümelein.[1])

Im Bergischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben.

Wilhelm von Waldbrühl.

1. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

2. Ein Jüngling hatt' ein Mägdlein lieb;
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

3. Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

VII.

Zwei Königskinder.[2])

Aus dem Münsterschen.

1. Et wassen twe Küenigeskinner,
De hadden enanner so leif;
De kuonnen to nanner nich kuommen,
Dat Water was vil to deip.

2. Leif Herte, kanst du der nich swemmen?
Lef Herte, so swemme to mi!
Ik will di twe Keskes upstiecken
Und de sölld löchten to di.

3. Dat hoerde ne falske Nunne
Up ere Sla^{o}pkammer, o we!
Se dei de Keskes utdömpen,
Leif Herte bleif in de Se.

4. Et was up en Sunndage Morgen,
De Lüede wörrn alle so fro,
Nich so des Küeniges Dochter,
De Augen de seeten er to.

5. O Moder, seide se, Moder!
Mine Augen doet mi der so we;
Mag ik der nich gon spazeren
An de Kant von de ruskende Se?

6. O Dochter, seide se, Dochter!
Allene kanst du der nich ga^{o}n,
Weck up dine jüngste Süster!
Un de sall met di ga^{o}n.

7. Mine allerjüngste Süster
Is noch so 'n unnüesel Kind,
Se plücket woll allei de Blöenkes,
De an de Sekante sind.

8. Un plückt se auck men de wilden
Un löett de tammen sta^{o}n,
So segged doch alle de Lüde,
Dat hed dat Küenigskind da^{o}hn.

9. O Moder, seide se, Moder!
Mine Augen doet mi der so we;
Mag ik der nich ga^{o}hn spazeren
An de Kant von de ruskende Se?

10. O Dochter, seide se, Dochter!
Allene sast du der nich ga^{o}hn,
Weck up dinen jüngsten Broder!
Un de sall met di ga^{o}hn.

11. Min allerjüngster Broder
Is noch so 'n unnüesel Kind,
He schütt woll alle de Vüegel,
De up de Sekante sind.

12. Un schütt he auk men de wilden
Un lött de tammen ga^{o}hn,
So segged doch alle de Lüede,
Dat hed dat Küenigskind da^{o}hn.

---

[1]) D. L. I. Bd. S. 587/88. Die vierte Strophe: „Auf ihrem Grab Blaublümelein blühn, Umschlingen sich zart wie sie im Grab, Der Reif sie nicht welket, nicht dörret." ist unecht.

[2]) D L. I. Bd. S. 296/97.

13. O Moder, seide se, Moder!
Mi Hierte doet mi der so we,
Loet Annere gon tor Kierken!
Ik bied an de ruskende Se.

14. Da° satt de Küenigesdochter,
Upt Hoefd ere goldene Kron,
Se stack up eren Finger
En Rink von Demanten so schon.

15. De Moder genk to de Kierken,
De Dochter genk an de Sekant,
Se genk der do lange spazeren,
Bes se enen Fisker fand.

16. O Fisker, leveste Fisker!
Ji könnt verdeinen grot Lon!
Settet ji jue Netkes to Water,
Fisket mi den Küenigesson!

17. He sette sin Netkes to Water,
De Lotkes sünken to Grund,
He fiskde und fiskde so lange,
De Künigsson wurde sin Fund.

18. Do nam de Künigesdochter
Vont Hoefd ere goldene Kron:
Süh da°, woledele Fisker,
Dat is jue verdeinde Lon.

19. Se trock von eren Finger
Den Rink von Demanten so schon:
Süh do, woledele Fisker,
Dat is jue verdeinde Lon.

20. Se nam in ere blanke Arme
Den Küenigsson, o we!
Se sprank met em in de Wellen:
O Vader un Moder, ade!

Dr. **Ulrich Schmid.**





Heimatforschung

Obwohl wir hier über die Heimatforschung im allgemeinen sprechen, so gehen wir doch in den folgenden Ausführungen vom Ostallgäu aus und kommen stets wieder auf dasselbe zurück, weil das Geschick uns gerade hierher gesetzt hat und wir in dessen Verhältnisse besser eingeweiht sind. Wir werden am Schluß von der neuen heimatkundlichen Bewegung reden, die vor fünf Jahren hier ihre Wiege gefunden hat, ebenfalls aus dem angeführten Grunde.

Das Ostallgäu für uns im allgemeinen der Landstrich zwischen Wertach und Lech, im Süden von den Alpen, im Norden von der Bahnlinie Mindelheim-Kaufering begrenzt. Weitere subtile Untersuchung über die Grenzen werden uns die Leser gerne erlassen. Das Ostallgäu ist nicht getränkt von urgeschichtlichen oder geschichtlichen Denkmalen, wie etwa das Donauland; ja es kann in dieser Beziehung ein steriles Gebiet genannt werden, das eben deshalb den Forscher reizt. Es ist auch nicht der Fall, daß gerade in diesem Gebiet besonders in heimatkundlicher Beziehung hervorragend vorgearbeitet worden wäre, doch ist es Pflicht, einleitend der Männer zu gedenken, die Bausteine dafür geliefert: Eine „Chronik" des größten Ortes des Ostallgäus, Kaufbeuren, fehlt, doch hat Baron Wolfgang Ludwig Hörmann von und zu Gutenberg um die Mitte des 18. Jahrhunderts sich bemüht, Materialien zu sammeln. Wissenschaftlich strenger arbeitete etwas später Stadtpfarrer Meichelbeck, dessen Arbeiten jedoch leider unvollendet blieben. Kirchen- und kunstgeschichtliches Material für Stadt und Umgegend bietet Schröder in dem „Bistum Augsburg", während die Behandlung des Kapitels Füssen in demselben Werk durch Erzbischof Steichele größere Lücken aufweist. Baumann in seiner Geschichte des Allgäus konnte sich selbstverständlich mit diesem Teil des Allgäus nicht so eingehend beschäftigen, wie mancher Lokalforscher es ja wünschen würde. Als Gebietsforscher ist besonders zu nennen Landrichter Fischer von Markt Oberdorf, † 1890; der fleißige Mann ist geradezu der Typ eines heimatforschenden Beamten. Nicht nur, daß er selbst seine Dienstreisen auch zu Erhebungen für seine wissenschaftlichen Zwecke benützte, er wußte die Gendarmerie zur Erforschung volkstümlicher

Flur- und Bergnamen heranzuziehen; vor allem verdankt er daneben seinen Bürgermeistern Nachrichten über die Lage von Grundstücken, die er in Briefprotokollen des 16. bis 18. Jahrhunderts verzeichnet fand. Vorzüglich ging ihm auch Pfarrer Gratz-Stötten an die Hand, der selbst ein gründlicher Forscher alter Schule war. Im oberen Teil des Allgäus ist neben andern vor allem Kurat Klaus-Bayerniederhofen († 1896) zu nennen. Die Raisersche Bewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zog auch manche Landrichter, Pfarrer, Lehrer, Kapläne in ihren Kreis. Man kann hier wie im allgemeinen sagen: Solange diese fleißigen Herrn in der Gegend waren, fand man vieles; sobald sie abzogen oder starben, fand man nichts mehr. Damit sind wir (was wir auch beabsichtigen) auf allgemeines Gebiet wieder gelangt.

Man wird sich wundern über den ungemein weiten Rahmen, den wir diesem Gebiet geben, vielleicht auch darin die Gefahr der Verflachung erblicken. Objekte der Heimatforschung sind die erdgeschichtlichen und die menschheitgeschichtlichen Erscheinungen bis auf unsere Tage in einem bestimmten Gebiet. Der wissenschaftliche Forscher wird diesem Satze entgegenhalten, daß unmöglich ein einzelner in all diesen Gebieten zu Hause sein kann und daß durch diese Forderung nur Dilettantismus herangezogen wird. Es werden jenem, der sich in der Erforschung römischer Altertümer seiner Gegend eingearbeitet, z. B. geologische Kenntnisse abgehen; von jenem, der durch Studium vertieftes Verständnis der Künstlerschulen des 17. Jahrhunderts hat, wird man nicht verlangen können, daß er auch in prähistorischer Forschung sich auskennt. Ein dritter kann in archivalischen Forschungen Vorzügliches leisten, für die Architektur des Mittelalters wird er dagegen oft wenig Sinn haben. Wir sind die letzten, die derartigen Dilettantismus fördern und waren von jeher unter der Schar, welche denselben, der sich gerade in der „antiquarischen Forschung" besonders breit macht, bekämpfte. Hier ein Beispiel gerade aus dem Ostallgäu, wie nicht erwiesene Behauptungen durch die Literatur fortgeschleppt werden gleich „einer ewigen Krankheit". Raiser schreibt 1830 im Oberdonaukreis I 78: Römerstraße . . . über den fortifizierten Wertachübergang bei Thalhofen zu dem größern Castrum auf dem Bühel bei Oberdorf. Hohn: Atlas von Bayern 1842 p. 160: Thalhofen: Der Ort war früher ein von den Römern befestigter Uebergang zu dem Castrum auf dem Bühel. Kramer, Handbuch von Bayern, p. 66: wörtlich dasselbe. Stumpf, Bayern 1853, p. 1010: wörtlich dasselbe. Bavaria 1863, II 1156: Thalhofen hatte römische Fortifikationen zum Schutz des Wertachübergangs zu dem Castrum auf dem Bühl. Götz, Handbuch von Bayern 1898, II 1132: Thalhofen hatte römische Fortifikationen zum Schutz des Wertachübergangs. Nun ist diese Behauptung noch durch keinen einzigen Fund bewiesen, auch sehr zweifelhaft, ob die Römerstraße Campodunum-Esco überhaupt über Thalhofen lief. „Statt Schritt für Schritt sich die Pfade zu sichern, jede Ueberstürzung meidend, überbieten sich viele Forscher in der Kühnheit der Kombination, um

so schnell als möglich zu einem Resultat zu gelangen.“ Noch weniger anziehend ist die Manier, „sich durch geringschätzige Behandlung früherer wirklicher Leistungen auf leichte Weise den Anschein vorgeschrittener Einsicht zu geben“. Der Heimatforscher soll sich nicht in phantastische Vermutungen einlassen, er soll für alles und jedes Sinn, auf alles ein scharfes Augenmerk haben, aber sich bescheiden, der wahren Wissenschaft das Material zu liefern. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun“, sagt Schiller. Wir wollen gern nur Kärrner sein, sehen uns aber unsere „Könige“ genau an.

Damit gelangen wir auf ein sehr praktisches Gebiet. Vom wissenschaftlichen Wert wirklich sich bescheidender Heimatforschung haben wir soeben geredet. Ein auch nur in bescheidenem Maße vorgebildeter Lehrer, Geistlicher, Arzt auf dem Lande, ja selbst ein Bauer kann hier die wissenschaftliche Forschung ungeahnt viel unterstützen. Gestehen wir Terrainforscher es nur ein: fast alle Entdeckungen, die wir machten, verdankten wir in erster Linie der Landbevölkerung. Der ja hochverdiente Landrichter Fischer-Oberdorf berichtet beispielsweise von einem Gemäuer bei Salchenried am Auerberg, das Kiesarbeiter gefunden, und von dem sie ihm 1883 berichteten. Er besah die Stelle, sprach jedoch aus, er wisse nicht, ob hier ein mittelalterliches Schloß gestanden oder ein römischer Wartturm. Fischer hatte offenbar einen römischen Falzziegel, von denen hier genug Bruchstücke herauskamen, nie gesehen. Hauptmann Arnold, der auch diese Stelle besuchte (Auerberg in der Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg IX 3, 285—356), hat die Spuren offenbar übersehen, 1901 konnten nur mehr geringe Reste eines römischen Hauses an dem Platze ausgegraben werden. So könnten wir Dutzende von Fällen anführen, wo uns nur das Volk auf die richtige Fährte leitete. Ja selbst rettend greift das belehrte Volk hier ein: So rettete einer unserer liebsten Mitarbeiter eine alte Holzordnungsurkunde (des 16. Jahrhunderts) für den in Forscherkreisen bekannten Zwölfpfarrwald. Eine Dorothea Viehmann liefert den Gebrüdern Grimm die meisten der von ihnen veröffentlichten Märchen. Es gibt sicher noch manche solcher Viehmänninnen, wenn es nur mehr von der Sippe Grimm gäbe, die etwas daraus machen könnten.

Wir wollen aber auch den volkserzieherischen Wert der Heimatforschung mit einigen uns naheliegenden Beispielen belegen: Das schon berührte Thalhofen mit dem „römischen Brückenkopf“ brachte einen Mann hervor, der ca. 1227 bis zum Abt des Klosters St. Mang in Füssen aufstieg und als solcher dem Kloster manchen Nutzen verschaffte. In Thalhofen weiß sicher kein Mensch davon. Es wäre aber ebenso sicher eine Stärkung des Heimatgefühls, wenn man auf solche verdiente Leute in Kirche und Schule hinwiese: Auf Männer, die etwa als Geißeln in den Erbfolgekriegen herumgeschleppt wurden, die bei Kontributionen mit ihrem Geld für die Gemeinde einsprangen, die zur Zeit der Säkularisation die Monstranz, die (vielleicht sogar kunstgeschichtlich interessante) Dorfkapelle

mit ihren Mitteln wieder einsteigerten. Es wird Sache der Lokalforschung sein, solche Tatsachen, die den Zunftgelehrten ja oft gleichgültig sind, herauszufinden, damit sie dem Volk nicht unbekannt bleiben. Wir begreifen die Geistlichen und Lehrer nicht, die mit verschränkten Armen der Heimatforschung gegenüberstehen, begreifen noch viel weniger, daß Forscher auf direkte Gegnerschaft stoßen können in Kreisen, die sozusagen heißhungrig auf das Forschungsergebnis der Lokalgeschichte sich stürzen sollten. Die Mahnung, „wenn unsere Vorfahren im Amte etwas Uebermenschliches geleistet haben, so brauchen wir das dem Volk nicht zu verschweigen", ist eine so banale Selbstverständlichkeit, daß man den Kopf darüber schüttelt, daß sie überhaupt ausgesprochen werden muß. Wenn der Volkserzieher den Leuten sagt, daß der Pfarrer N. 1810 bei der Krankenpflege am Kriegstyphus starb, daß der Lehrer N. um 1770 den Wohlstand der Gemeinde dadurch begründete, daß er die Obstbaumzucht einführte, daß der Ortsführer N. 1660 der Kirche die große Glocke, die sie noch heute an jedem Festtag hören, gestiftet, so ehren sie sich und ihren Stand, doch nur selbst dadurch und in der Gemeinde erwecken sie das Heimatgefühl. Umgekehrt fühlt es der Landmann bitter, wenn bei Fragen: woher kommt wohl mein Hausname? wie lange sitzen wir schon im Ort? wann wurde wohl unsere Kirche neu gebaut? einem verständnislosen Lächeln, ja vielleicht einem Spott bei solchen begegnet, die er als „Lokal-Autoritäten" ansieht. Ein Holzhacker, den wir, ihn im Walde treffend, vor Jahren frugen, ob denn der Herr Pfarrer in seinem neuen Bruderschaftsbüchlein nicht die Geschichte der Bruderschaftskirche auch erzählt, meinte in einer, solchen Leuten eigenen Ironie: „O nein! Dagegen steht wohl zwanzigmal darin: ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit'." — Urkunden über charitative Stiftungen setzten unsere Vorfahren gerne noch die Worte bei: „Zum ewigen Gedächtnis und damit die Nachkommen sich desto minder vergessen und in keinerlei Laster der Undankbarkeit fallen." Es gibt aber der, wenn auch nicht gewollten, „historischen" Undankbarkeit genug.

Auch an Hindernissen fehlt es in der Heimatforschung nicht; wir meinen damit zunächst jene Faktoren, die sich dem Heimatforscher direkt in den Weg stellen. Hierher zählt vor allem eine *falsche* Richtung der hohen Wissenschaft. G. Haag meint in seiner Schrift über die Territorialgeschichte und ihre Berechtigung (Gotha, Perthes 1882), es fehlt den Detailforschern oft die Perspektive für das Ganze, für den Zusammenhang mit dem Leben und der Geschichte der Nation oder der Provinz. Solche Detailforscher erscheinen eben doch nur „als Kleinigkeitkrämer, die nur am schalen Zeug kleben, immer nach Schätzen graben und froh sind, wenn sie Regenwürmer finden (S. 28), *namentlich kommt es für unsere gesamte deutsche Geschichte meist wenig darauf an, zu wissen, ob ein Ritter, der um das Jahr 1300 lebte, nicht Hinz, sondern Kunz geheißen.* Mancher Mottensammler oder Pilzsucher . . . stehe auf demselben Rang." Ganz recht findet solche Auslassungen Boßert (nach welchem wir zitieren, die historischen Vereine

vor dem Tribunal der Wissenschaft, Heilbronn 1883) unverständlich und meint, daß Ausdrücke wie „heraldische Partikularzoologie" in das Lexikon des Kladderadatsch und nicht in das eines Mannes der Wissenschaft gehören, daß ferner auch der Zoologe seinen Stab von Motten- und Schneckensammlern, der Geologe seine Steinernarren, der Botaniker seine Kräuterweiblein brauche, wenn sie neue Entdeckungen für die Wissenschaft machen wollen. Dabei geben wir ja gern zu, daß oft die „Perspektive für das Ganze" den Lokalforschern abgeht.

Ganz genau das nämliche superiore Hinwegsetzen über „Hinz und Kunz" begegnet uns dutzendmale bei „Gebildeten" in Stadt und Land, die unter der Interesselosigkeit, die sie absichtlich zur Schau tragen, nur klägliche Ignoranz verbergen; es erinnert uns an jenen Lehrer der Geschichte, der wegwerfend meinte, nur Geschichte in großen Zügen sei des Studiums wert, Fragen aber nach dem Alter der nahen Bannmeile seien von lächerlicher Unbedeutsamkeit, der sich aber in der nächsten Viertelstunde weismachen ließ, ein Henkerschwert vom Jahre 1780 sei ein Ritterschwert aus den Kreuzzügen. Wir betonen aber nochmal, daß wir einleitend nur von einzelnen Vertretern einer „falschen Richtung" gesprochen und daß gerade die echte historische Wissenschaft den Wert der Detailforschung immer schätzt.

Wir meinen aber auch solche Hindernisse, die es dem Heimatforscher nicht ermöglichen, zu erwünschten Resultaten zu kommen, die ihm das Material entziehen. Es sind hier in erster Linie zu nennen solche bauliche Veränderungen, solche Kirchenrestaurationen, bei denen mehr oder minder pietätlos gegen das Vorhandene vorgegangen wird; die Ausgrabung von Grundmauern einer alten Burg, um etwa Bierkeller aus den gewonnenen Kiesel-, Sand- und Tuffsteinen zu bauen; das Eingießen von Glocken, um deren Inschriften, Stempel und Bilder man sich nicht weiter kümmert, die Vermauerung von alten Grabsteinen in Fußböden und an Wänden der Kirchen, wo sie direkt dem Wetter oder mutwilliger Zerstörung ausgesetzt sind.

Derartige Fälle sind ja zu Dutzenden in den vom Verfasser herausgegebenen „Deutschen Gauen" angeführt, weshalb wir weiterer Ausführungen enthoben sind. Ein sehr großes Hindernis der Heimatforschung ist der Altertumshandel, welcher Urkunden, Geräte, aus der Kirche entfernte Bilder verschleppt, und ist der unverständige Sammeleifer, der, wie man in kleineren Museen oft genug beobachten kann, über der Freude am Besitz der Gegenstände den Ursprungsort zu benennen vergißt, ja geradezu Objekte aus der Umgebung reißt, worin sie allein Bedeutung haben. Wir müssen noch, vieles andere übergehend, erwähnen, daß Katasterbeamte unsere Flurnamen zum großen Teil „verschrieben", und daß ein Denkmalschutz, welcher sich begnügt, die zu schützenden Objekte durch Fragebogen etwa an Gemeindebehörden zu eruieren, und dann in polizeilicher Ueberwachung die alleinige Handhabe finden würde, sowohl mangelhafte Verzeichnisse zeitigt, wie auch in der Bevölkerung einen Widerstand erzeugt,

der besonders private Denkmäler zum Trotz zerstört und dem Heimatforscher dadurch das Forschungsmaterial raubt.

Anknüpfend an den letzten Satz erklären wir als Haupterfordernis die Weckung des Verständnisses im Volk. Fehlt dieses, so wird unser Vaterland mit Tag zu Tag ärmer an Denkmalen seiner Vergangenheit, der Heimatforscher steht gleichsam vor einem ausgebrannten Archiv. Deshalb fordern wir eine Reorganisation des heimatkundlichen Unterrichtes, der in jenen Kursen der Volksschule erst recht einsetzen soll, in denen er gegenwärtig aufhört. Nicht nur die Geschichte des heimatlichen Ortes soll, bereichert durch die Lokalforschung, dem Schüler nahe gebracht werden, derselbe soll auch lernen, welche Denkmale seine Heimat besitzt und wie er zu ihrem Schutze beitragen kann. Und dabei meinen wir sowohl die Naturdenkmale wie die geschichtlichen. Ein Schritt zur teilweisen Erfüllung dieser Forderung wird in Bayern geschehen durch die Abfassung eines populär verständlichen Heftchens über die urgeschichtlichen Denkmale und ihre Gefahren, welches mit den „Deutschen Gauen" erscheint und vom kgl. Konservatorium der anthropolog. prähistor. Sammlungen des Staates an sämtliche bayerische Schulen versendet wird. Derartige Belehrungsmittel für das Volk müssen billig und faßlich sein. Vorträge über Heimatgeschichte, die eifrige Lehrer oder Geistliche halten, ergänzen das in der Schule Gelernte und finden stets die aufmerksamste Zuhörerschaft. Auch in die Behandlung der ur- und kunstgeschichtlichen Funde soll der Mann des Volkes eingeweiht werden. Köstlich ist, was in einem ihrer Bände die Mitteilungen der „Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich" berichten: „Der Pfarrer hat gefunden einen Mercurium; der was aber so rostig, daß er ihn am Feuer ausglühte. Hat dabei verloren seinen Caduceum (oder Stab), sowie das linke Händlein."

Bekanntlich kennt das Lehrprogramm der Mittelschule keinen Unterricht in der Heimatkunde. Das ist schon im Interesse der Weckung des Nationalgefühls tief zu bedauern. Der Geschichtsunterricht kann diesen Ausfall nicht ersetzen. Der Gymnasiast lernt die Geschichte der vorrömischen, römischen und nachrömischen Periode seiner Heimat nur sehr flüchtig kennen, gewinnt in deren Kultur keinen Einblick, steht den zahlreichen Ringwällen, römischen Lagern, Straßen, Stationen vielleicht in der Nähe seines Studienortes verständnislos gegenüber. Auch die Zurückdrängung der Kulturgeschichte zugunsten der rein politischen Geschichte an den Mittelschulen ist sehr zu beklagen. Speziell vom Verwaltungsbeamten, dem Hüter der vaterländischen Denkmale, wird heutzutage ein tieferes Verständnis für dieselben verlangt, wozu bereits auf dem Gymnasium der Grund gelegt sein soll.

Es wäre, um hier anzuknüpfen, ein Irrtum, zu glauben, staatliche Organe seien völlig ausreichend zum Schutz der heimatlichen Altertümer, des Materials also, auf welches der Heimatforscher vor allem angewiesen ist. Professor Dr. Johannes Ranke sprach („Die Inventarisation der vorgeschichtlichen Denkmale Bayerns und die

deutschen Gaue", Deutsche Gaue III 234) eine nur zu wahre Beobachtung aus: „Es lehrt leider eine fast täglich zu machende Erfahrung, daß Bedrohung oder wirkliche Zerstörung urgeschichtlicher Ueberreste, ebenso Erhebung von für die Vor- und Urgeschichte wichtigen Funden zum größten Teile nicht zur Kenntnis der Behörden gelangen, zum Teil aber erst dann, wenn die betr. Erdarbeiten bereits vollzogen, resp. die Funde verschleudert, zerstört oder veräußert sind." Es ist aber ebenso eine Tatsache, daß die großen historischen Kreisvereine hier versagen; um eine Organisation zu schaffen, welche die Brücke bildet zwischen dem Volk und den genannten Organen, wurde der Verein „Heimat", Verein zur Förderung der Heimatkunde, -Kunst und -Sitte, 1900 von Lehrern, Geistlichen und Beamten des Ostallgäus gebildet, dessen Organ, die „Deutschen Gaue", eine weite Verbreitung in ganz Bayern bereits gefunden hat. Als Sammel- und Stützpunkt für den heimatforschlichen Betrieb in einem Bezirk, als Rettungsstation für untergehende bewegliche Altertümer und als Lehrsammlung für Volk und Schule ist für jedes Bezirksamt ein kleines Museum anzustreben. Die Denkschrift des Verfassers vom 6. Dezember 1901 an Magistrat und Bezirksamt Kaufbeuren (Deutsche Gaue III, 120) enthält die Gesichtspunkte, nach welchen derartige Bezirksmuseen anzuregen wären. Um Mißverständnis vorzubeugen, sei erwähnt, daß das 1902 dort gegründete „Volkskunstmuseum" diesen Anforderungen nicht entspricht und der genannte Verein nicht, wie man vielfach glaubt, demselben nahe steht. —

Aus obigen Darlegungen ersieht man, daß des modernen Heimatforschers eine Fülle von Aufgaben wartet; von ihm ist verlangt, daß er sich in engste Fühlung mit dem Volk setzt. Dasselbe, richtig belehrt, wird ihm zum Dank dafür eine Menge bisher unbekannten Materials unbewußt spenden. Es sind nicht so fast neue wissenschaftliche Gebiete, die sich ihm eröffnen, aber es ist neuer Stoff, der ihm gerade zuströmen wird, und den er der Wissenschaft zuleiten soll. Zugleich liegt in einer auf geforderte Weise durchgeführten Heimatforschung ein nationaler Gewinn, der bisher nicht genügend gewürdigt wurde. Das Kinderverslein im „Wunderhorn"

Kann Deutschland nicht finden,
Rutsch allweil 'drauf rum

enthält für Volk und Gebildete eine recht derbe Wahrheit, die wir nicht weiter auseinanderzusetzen brauchen. Und wenn Bismarck es für einen politischen Schaden schwerster Art erachtet, *wenn dem Volk das lebendige Bewußtsein für die Verbindung mit seiner Herkunft und Vergangenheit erlösche*, so liegt darin eine Mahnung, die wir Deutsche wohl beherzigen sollen.

Ch. Frank.

Vier interessante Grabdenkmäler

Im Mittelalter legten die adeligen Geschlechter und die reicheren Bürger großen Wert darauf, in den Kirchen beigesetzt zu werden, und scheuten zur Erreichung dieses Zweckes auch die großen Geldopfer nicht, welche sich die Geistlichkeit für diese Vergünstigung zahlen ließ. Um aber die Stätte kenntlich zu machen, an der ein solcher Verstorbener zur ewigen Ruhe gebettet wurde, pflegte man teils aus Marmor, teils aus Bronze usw. Denkmäler zu errichten, auf welchen derselbe in Haut- oder Basrelief abgebildet war. Mit der Ausführung dieser Grabmonumente wurden sehr oft bedeutende Künstler betraut, sodaß dieselben für uns nicht nur großen kulturgeschichtlichen, sondern auch kunstgeschichtlichen Wert besitzen. Gewöhnlich wurden auf diesen Grabsteinen „die Männer in ihren Harnischen dargestellt: rechts vom Haupte sehen wir das Familienwappen, links das der Gattin. Unter jedem dieser beiden Hauptwappen sind noch drei Wappenschilde zu sehen, die der Mutter, Großmutter und Urgroßmutter. So ist auf den Grabsteinen gewissermaßen die Ahnenprobe dargelegt. Die Frauen sind in ihren besten modernsten Festkleidern oder in der Kirchentracht abgebildet. Auch auf ihren Grabsteinen fehlt die Ahnenprobe nicht“.[1]) Die betreffende Inschrift beginnt im allgemeinen über dem Haupte, setzt sich rechts nach unten fort und endigt auf der linken Seite des Denkmals, vom Standpunkte des Beschauers aus gesprochen. Sehr viele dieser Grabdenkmäler sind uns noch erhalten; die bedeutendsten sind jedoch in romanischem, gotischem und Renaissancestil gehalten, während die späteren mehr der Geschmacklosigkeit dieser Zeit entsprechen.

Hübsche gotische Grabdenkmäler erfreuen stets den Kultur- und Kunsthistoriker und ein dafür eingenommenes Publikum; daher habe ich es unternommen, hier vier wenig oder gar nicht bekannte Grabmonumente dieser Art der Oeffentlichkeit bekannt zu geben. Es sind dies drei Ritterepitaphien und ein Bauerngrabmal.

I.

Das erste, von H. F. Wolter gelegentlich in München erworben, stammt aus dem alten Seben (Bez.-Amt Klausen in Tirol), das Material ist sehr feiner weißer Marmor. Es mißt 44 cm in der Höhe und 46 cm in der Breite. Dargestellt ist in einer gotischen Halle ein Ritter und seine Ehefrau, je eines zu seiten der mit dem Jesuskinde thronenden Maria. Der Ritter hat bittend die Hand der Madonna ergriffen, während sein Ehegespons die des Jesuskindes, wodurch die beiderseitige Liebe zu Mutter und Kind ausgedrückt werden soll. Ueber der Darstellung ist ein Spruchband angebracht; auf dem des Ritters steht: Maria hilff uns, auf dem der Frau: Jesus mein gott. Unten liest man:

---

[1]) A. Schultz „Das häusliche Leben“ S. 419.

Hiligm begrabm Marchs (Marcus) von A(l)sdorff,
der gestorben ist an montag
nach sand Georgentag (27. April) 1478 Jar vnd
Spornella, sein hausfrau geborn von
Seben, den got genedigst.

Sowohl dem Ritter wie seiner Frau sind die Wappen beigegeben; er führt das Einhorn in seinem Schilde, sie vier Zacken nebst zwei Würfeln. Wappen und Geschlecht derer von Alsdorff konnte ich



Rittergrabmal aus Seben

einstweilen trotz der Heranziehung des Wappenbuches von Siebmacher nicht ausfindig machen; das Geschlecht derer von Seben, dem die Rittersfrau angehörte, war 1465 in der männlichen Linie erloschen. In diesem Jahre wurde Oswald von Seben als der letzte seines Stammes zu Neustift bei Brixen beigesetzt, der sich noch bei Lebzeiten einen schönen Grabstein, wahrscheinlich von dem bekannten Bildhauer J. Haar, hatte machen lassen. Als seine Erbin dürfen wir wohl eher eine Tochter als eine Schwester annehmen und diese wäre die hier abgebildete Rittersfrau. Vermutlich sind diese

Eheleute die Stifter der noch bestehenden gotischen, allerdings verzopften Marien-Wallfahrtskirche in Seben, wo heute noch ein schönes gotisches Madonnenbild in großen Ehren steht. Die Kleinheit dieses Grabdenkmals, das zu den schönsten und seltensten seiner Art zählt, und auch die Darstellung auf demselben spricht sehr dafür, daß dasselbe in unmittelbarer Nähe des Gnadenbildes gleichsam als Votivtafel in die Wand eingemauert war.

II.

Das zweite Grabmonument ist das des Ritters Konrad von Schaumberg an der Westseite der Marienkapelle zu Würzburg, wel-



Tilmann Riemenschneider: Grabmal des Ritters Konrad von Schaumberg. Marienkapelle Würzburg.

ches der Meister Tilmann Riemenschneider ausgeführt hat. Dasselbe mißt 2,35 m in der Höhe und 1,04 m in der Breite. Dargestellt ist der Ritter in seiner Rüstung, auf einem Löwen stehend, das Zeichen der Tapferkeit, der ein Wappen hält. Die Stellung ist etwas steif,

aber der Kopf mit seinen herabwallenden, lockigen Haaren, den der Künstler sehr idealisierte, hat einen überaus seelenvollen Ausdruck. In der Rechten trägt der Ritter einen Rosenkranz, die Linke hält den Schwertknopf und „die Misierikordia ist in den feinen Wehrgürtel gesteckt. Die Rüstung ist in all ihren Teilen sehr fein ausgearbeitet; der Halsberg verbindet sich eng mit der Brustplatte, Schulterplatten und Ellbogkacheln, Krebs, Schenkelschienen und Kniescheiben sind



Grabmal des Martin von Seinsheim.
Marienkapelle Würzburg.

wohlgearbeitet".[1]) Die vier zur Ahnenprobe angebrachten Wappen sind die derer von Schaumberg, von Wetzhausen, von Mesdorf und ein unbekanntes. Die über dem Ritter angebrachte Inschrift, die ich hier leider aus technischen Gründen im Bilde nicht geben konnte, lautet:

[1]) Andreas Niedermayer „Kunstgeschichte der Stadt Wirzburg" S. 223, 224. Wirzburg 1860. Vgl. Anton Weber „Leben und Werke des Bildhauers Dill Riemenschneider", S. 12. Würzburg 1884.

Anno domini MCCCCLXXXXIX am Saptag nach Katherine (29. Nov.) starb der gestrenge und Ernveste her Conrad von Schawmberg Kuoch, Ritter, Marschalk, an der widerfart von dem heiligen Grab uff dem mere. dem got gnad amen.

Also auf der Heimfahrt von einer Pilgerfahrt in das hl. Land ereilte der Tod am 29. Nov. 1499 den Ritter Konrad von Schaumberg, dem dann zum Gedächtnisse in der Marienkapelle zu Würzburg dieses sehr interessante Grabdenkmal durch Tilmann Riemenschneider gesetzt wurde.

III.

Gleich neben diesem Grabmale befindet sich in ungefähr derselben Größe das eines der Ahnherrn der Grafen von Seinsheim, welches zu den ältesten und merkwürdigsten Ritterdenkmälern der Stadt Würzburg zählt. Der Ritter trägt eine turbanartige weitabfallende Kopfbedeckung sowie das Kostüm der Fürspange, und macht dadurch einen überraschenden Eindruck. Bemerkenswert ist, daß das alte bayerische Turniergeschlecht derer von Seinsheim, das — mit dem jetzigen Fürsten von Schwarzenberg eines Ursprungs — 1580 in den Freiherrn- und 1705 in den Grafenstand erhoben wurde, in seinem Wappen diese gestülpte Mütze hat. Die Inschrift dieses Grabdenkmals, dessen Meister unbekannt ist, lautet:

Anno Domini MCCCCXXXIIII an dem andern Cristag sta(r)b der erber
vnd vestr Martim von sa(i)nßheym, stiffter dise(s) altars, dem got genade, amen.

IV.

Die älteren Grabdenkmäler der Bauern zählen zu den größten Seltenheiten; denn, da fast alle ihre letzte Ruhestätte nicht in den Kirchen, wie die adeligen Geschlechter und reichen Bürger, sondern auf dem allgemeinen Friedhofe fanden, so sind nur wenige eiserne oder hölzerne Kreuze, die auf ihrem Grabhügel errichtet wurden, uns erhalten. Den Luxus, kostbare Grabdenkmäler aus Stein oder Metall sich errichten zu lassen, konnte sich der gewöhnliche Mann aus finanziellen Rücksichten nicht gestatten. Daher darf man ein uns erhaltenes gotisches Bauerngrabdenkmal, wie hier eines zur Reproduktion gelangt ist, als eine Seltenheit bezeichnen, das verdient, weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden.

Dieses Grabmal, das sonderbarerweise den Bauer in seiner täglichen Beschäftigung darstellt, befindet sich eingemauert in die rechte Seitenwand in der Kirche zu Milbertshofen, ca. eine Stunde von München entfernt. Das Material ist roter Marmor in der Größe von 1,87 m Länge und 0,91 m Breite. Das Basrelief zeigt den verstorbenen Bauer in seinem Berufe; er pflügt, aber um seinen Wohlstand zu bezeichnen, mit vier Pferden, welche ein reitender Knabe, wahrscheinlich der Sohn des Bauern, leitet, und zwar sind die beiden

sogenannten „Sattelpferde" durch **einen** Leitriemen aneinander gekoppelt. Im Felde liegt zum Zeichen der Freiheit, Unabhängigkeit des Bauern ein Schwert, und im Hintergrunde bemerkt man ein sich tummelndes Füllen, das auf die Pferdezucht des Bauern hinweisen soll. Der Acker ist mit einem Bretterzaun umgeben, wobei an zwei laufenden Stangen jedes Brett mit zwei Nägeln befestigt ist. Links liest man folgende Inschrift:

Hie ligt pegraben der erber
Man Andre Kefferllocher,
Maister zv Milmaczhofn,
vnd Appollana, sein haus-
fraw.

Es ist dies also das Grabdenkmal des Andreas Keferloher und seiner Ehefrau Apollonia. Dieser Andreas war der älteste Sohn



Bauerngrabmal. Milbertshofen bei München.

des Hans Keferloher und seiner Ehefrau Margreten, welche von dem heute noch wegen seiner Roßmärkte bekannten Keferloh bei München stammen und am 26. September 1478 von dem Propste Jörg von Schäftlarn das Hofgut „Mulmatzhofen" erworben hatten. Vermutlich hat Andreas Keferloher das heute noch bestehende interessante gotische Kirchlein an der Stelle einer alten Kapelle erbauen lassen und wurde dann in derselben mit seiner Ehefrau beigesetzt, später auch mehrere seines Geschlechtes, wie die noch erhaltenen Grabdenkmäler beweisen. Gestorben dürften beide sein in den ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts. Unter der Inschrift sieht man ein Wappen, das nach meiner Ansicht das ursprünglich gewählte Wappen der Familie war und erst später ein Käfer in dasselbe aufgenommen wurde. Dieses Grabdenkmal befand sich früher bei den andern in der Vorhalle der Kirche, wurde aber vom jetzigen Herrn Pfarrer, um es vor Beschädigung zu schützen, in der Kirche an der bezeich-

neten Stelle eingemauert. Trotz mancher Fehler in der Ausführung offenbart dieses Grabdenkmal großes plastisches Gefühl des betreffenden Bildhauers, namentlich auch in der sehr dekorativen gotischen Schrift, sodaß dasselbe besonders auch wegen seiner überaus anziehenden Darstellung, die von kulturgeschichtlicher Bedeutung ist, allgemeine Beachtung verdient.

Einige mittelalterliche Schreibersprüche

Hatte ein Schreiber im Mittelalter nach einer mühevollen Arbeit von oft mehreren Jahren ein Buch fertig geschrieben, so versäumte er gewöhnlich nicht, einige Schlußworte hinzuzufügen, aus denen wir jetzt oft den Namen des Schreibers, die Herkunft und das Alter der Handschrift näher bestimmen können. Diese Schlußverse enthalten aber auch öfters wertvolle kulturgeschichtliche Bemerkungen, weshalb wir hier einige interessante zum Teil weniger bekannte mitteilen wollen. Zum Inhalte haben diese Verse oft ein Gebet oder eine Bitte an den Leser um ein solches oder sonst einen frommen Spruch, sehr oft kommt auch der Scherz zum Ausdruck, besonders in späterer Zeit, wo er dann ganz das derbe Gepräge jener Periode trägt und oft mit Vorliebe die frommen Sprüche parodiert. Die Sitte, ein Werk mit einem Spruche zu schließen, hat sich noch längere Zeit in Druckwerken erhalten, ich erwähne u. a. nur den Schluß des Buches: „Ein kurtzweilige Fassnacht-Predig vom Doktor Schwarmen zu Hummelshagen auff Grillenberg und Lappeneck (1550 bis 1570)", wo es heißt:

Gedruckt auffs zukünfftig New Jar
Da wenig Geld, Lieb und Trew war.
Auch fromme Weiber nicht viel zu finden,
Im Land oben und unden, vorn und hinden.[1])

Ein gewisser Schreiber Ulrich bittet am Schlusse der Passio S. Katherinae:

Hunc tibi, regina, librum scripsi, Katerina:
Nominor Ulricus, fac Christi sim quod amicus.[2])

Mutwilliger Scherz macht sich besonders in folgenden Schlußversen geltend:

Ach, ich armer gesell!
Der lon ist aller verton:
Umb Wein ist er gegeben,
Der tet mir sanfft auf meiner leber.
O Maria,
Jesus Maria hilff.[3])

und:

Ich habe dyß büchelin geschribin,
Das lon ist zu dem byer blebin.[3])

---

[1]) Die falschen und fingierten Druckorte von Emil Weller I. Bd. (Leipzig 1864) S. 4.

[2]) W. Wattenbach: Das Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl. 1896 S. 501.

[3]) Ebendort S. 508.

Ein anderer Schreiber schrieb nach Vollendung eines Bandes der Bibel den nichts weniger als frommen Spruch:

O got durch dine güte
Beschere uns kugeln und hüte,
Menteln und röcke,
Geiße und böcke,
Schoffe und rinder,
Vil frowen und wenig kinder.
Expl. durch den bangk
Smale Dienst machent eime das jor langk.[1])

Andere Sprüche lauten:

Mich hat geschriben eynes meysters hant,
Otte von Egre ist her genant,
Im Beyerlant sind im schone vrowen bekant.[2])

Daz buech hat ein ende,
Daz got all vaig schende,
Und geb uns sein gnad
Und hincz samztag ein guet bad.[3])

Das büchlein hat geschribn mit sein Hand
Görg Mulich ist er genannt,
Und hat er nit gut geschribn,
So hat er doch sein weill vertribn.[3])

Zum Schlusse sei noch erwähnt die originelle Unterschrift:

1439 Georius Gutgesell,
Schaw, das du nicht rennest in de hell.[4])

In einer kostbaren Handschrift in der K. b. Hof- und Staatsbibliothek in München [clm. 15 812 (Sal. cap. 12)] aus dem 12. Jahrhundert, welche früher in der Nationalbibliothek zu Paris sich befand, steht am Schlusse:

Mementote scriptoris!

Qui librum videat, scriptori celica poscat.
Cessa manus fessa, nunc istic scribere cessa!
Et sint lectores bene vernantes quasi flores
Celestis vite, scribantur in ordine scribe!

und in einer deutschen Handschrift (cgm. 788) heißt es:

Also hatt das püchel ain endt,
Gott uns sein heilig engel sendt,
Das do geendt ist warden am sambstag[5])
vör der heiligen drivaltigkait anno domini 1472

und in cgm. 786:

O Wie fro Ich was, da ich schrib Deo gracias.
Hie endet sich das büchlein, das da genant wirdt
ain spiegel der volkumenhait; bit got für die
schreiberin Swester Ottiliam Offellerin
und fur all gelaubig sel. geendt am mitwoch
nach assumptionis Marie virginis anno 1505 Jar.[6])

---

[1]) W. Wattenbach: Das Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl. 1896 S. 515.
[2]) Ebendort S. 527. [3]) Ebendort S. 526. [4]) Ebendort S. 527.
[5]) = 23. Mai 1472. [6]) = 20. August 1505.

in der Innenseite des Vorderdeckels dieser Handschrift steht:

Das büchlein ist des chlosters Marie Altomünster,[1])
Wem es werd, geb es durch got wider.

Bauern-Kalender

Unter diesem Namen erschienen besonders Ende des 16. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts kleine Kalender, welche bei den Landleuten sehr beliebt waren; denn sie enthielten alles, was für das Leben und die Arbeit der damaligen Bauern von Interesse war. Ursprünglich waren es, wie ein seltenes Exemplar vom Jahre 1548 in der k. b. Staatsbibliothek zu München zeigt, Einblattkalender, auch Mandelkalender genannt. Diese Einblattkalender wurden von den Briefmalern für die des Lesens unkundigen Bürger und Landleute hergestellt. So liest man auf dem erwähnten Exemplar von 1548: „Getruckt zu Augsburg durch Hans Hofer Brieffmaler Im Klainen Sexen Geßlen.“ Näheres über diese Einblattkalender nebst Abbildungen findet sich in „Volkskunst und Volkskunde“, Jahrg. 2, 1904, Heft 1 ff. Aus diesen Kalendern entwickelten sich dann die Bauernkalender in Buchformat. So wurde zu Augsburg ein solcher Kalender 1685 herausgegeben, der die Aufschrift trägt: „Newer Bawren Calender, sambt einer kleiner Bawren Practick auff das Jahr Jesu Christi 1685 Augspurg, bey Simon Utzschneider.“ Dem Kalender von 1719, der genau dasselbe enthält wie der von 1685, ist noch beigedruckt: „Mit Röm. Kays. Gnad und Freyheit bey Straff 10 M. Löth. Golds nit nachzudrucken.“ Darauf folgt das Titelbild: drei Bauern mit verschiedenen Arbeitswerkzeugen (Flegel, Hacke und Gabel) ausgerüstet, und darüber Sonne, Mond, Sterne und der kaiserliche Doppeladler angebracht. Das Format dieses Kalenders ist 9,5 × 7,5; 11 × 8 cm. Nach dem Titelblatt folgt: „Von den Finsternussen“, die in diesem Jahre stattfinden sollten, darauf ein Blatt mit den Zeichen des Wetters und den sogenannten: „Zwölf Himmlischen Zeichen“, worauf die damaligen Landleute sehr genau achteten, ja heute noch in diesen Kreisen großer Wert darauf gelegt wird. Ich erinnere an die jetzt noch übliche Sitte, nur in den Zeichen der „Fische“ und des „Wassermanns“ am Brunnen zu arbeiten, um eine Vermehrung des Wassers zu erzielen oder eine Versiegung zu verhindern. Das eigentliche Kalendarium umfaßt 24 Seiten, mit je zwei Seiten für einen Monat. So hat z. B. der Oktober als Ueberschrift: „Weinmonat hat XXXI Täg“. Darauf folgt dann das Sternbild des Krebses, zu dessen Seiten die in diesem Monat zu verrichtende Hauptarbeit dargestellt ist, hier z. B. die Weinlese

[1]) Altomünster (Oberbayern), ursprünglich ein Benediktinerkloster, dem hl. Alto, einem Schottenmönche, geweiht, daher auch der Name; 1047 von Benediktinerinnen bezogen; zur Zeit der Reformation war es ein Brigittenkloster; 1803 aufgehoben, als ein solches und zwar als Priorat der Brigitterinnen 1841 erneuert.

und das Weinkeltern. Daran schließen sich kleine Brustbilder der betreffenden Tagesheiligen mit ihren Attributen, unter diesen die vorher erwähnten Wetter- und Arbeitszeichen nebst Angabe der Feiertage und Werktage, wobei die Arbeitstage mit schwarzen, die Feiertage mit roten Dreiecken und die Sonntage mit roten Halbkreisen mit Kreuzen darauf gekennzeichnet sind. Darunter sieht man dann die auf den jeweiligen Tag treffenden „Himmlischen Zeichen". Trotzdem die Zeichen und Bilder in rohen Holzschnitten ausgeführt und mit der Hand mit greller roter oder grüner Farbe bemalt sind, so wirken sie doch originell und geben Zeugnis von der damaligen Volkskunst. Nach dem Kalender folgt ein kleiner Anhang: „Kurtze Bauren-Reglen", die wir hier des Interesses wegen — denn sie gelten heute noch bei unsern Landleuten — wiedergeben wollen:

Vincentz Sonnenschein (22. Jan.) bringt vil und guten Wein. — Wann an Pauli Bekehrung (25. Jan.) schön Wetter ist, verhofft man ein gutes Jahr. Gehet Wind besorget man Krieg. Ists Nebel, werden Kranckheiten beförchtet. Schnee oder Regen, solls Theurung bedeuten. — Wan die Sonn am Liechtmeßtag scheinet, wird noch größerer Schnee beförchtet. — Wann der Hornung warm ist, pflegt gern ein kalter Frühling zu folgen. — Wan Petri Stulfeyr (18. Jan.) kalt, besorgt man noch 14 Tag kalt. — Matheis (25. Febr.) bricht alle Eiß, hat er keines, so macht er eins. — Fäll Bauholtz, brich das Erdreich. — So vil Nebel im Mertzen, so vil Wetter im Sommer. So vil Tau im Mertzen, so vil Reiffen umb Ostern und Nebel im Augusten. — Auf Benedicti Tag (21. März) säe Gersten, Erbes und Zwibel, säe, pflantze, beschneide Reben, versetze Bäume bei dem wachsenden Mond. — Wie die Kirschen blühen also auch der Wein. — Dirrer Aprill ist nit der Bauren Will. Aber Aprillen Regen bringt ihnen den Seegen. — Wan im Mertzen nit gesäet ist, pflantz jezund. — In disem Monath soll man nit fischen, Vögel schiessen, noch jagen. — Wans an Philippi Jacobi Abend (1. Mai) regnet, oder dieselbige Nacht tauet, so hofft man ein gutes Jahr. — Wan St. Urbans-Tag (25. Mai) schön, geratet der Wein, regnet es, gibts schlechten Herbst. — Der May kühl und Brachmonat (Juni) naß, füllet Scheuren und Faß. — Die Schaf schäre zu rechter Zeit. — Wie das Wetter umb Medardi (8. Juni), so ist es in der Ernd. — Sonn-Jahr, Wohn-Jahr. Korn-Jahr, Noth-Jahr. — Nasse Pfingsten, fette Weyhnächten : schöne Pfingsten, magere Weyhnächten. — Wans an St. Johannis Tag (24. Juni) regnet, so soll es noch 13 Tag regnen und schlechte Frucht geben. — Die Ael und Krebs seynd jezund (im Juni und Juli) am besten. — So es an Jacobi Tag (25. Juli) regnet, sollen die Eichlen übel gerathen. — Ist drey Sonntag vor Jacobi schön, so kan man gute Korn-Ernd hoffen, regnets aber, so soll es nötzig werden. — Scheinet die Sonn an Jacobi Tag, soll grosse Kälte folgen, regnets, so folgt feucht Wetter. — Sonnenschein auf Maria Himmelfahrt ist ein Zeichen guten Wein-Wachs. — Wie es an St. Bartholomäi (24. Aug.) Tag wittert, so soll sich der gantze Herbst arten. — Die letste zwei Täg deß August-

monats und ersten Täg Herbstmonats sollen den Wein mit Frost und Reiffen gefährlich seyn. — Donnerts im Christmonat, wird vil Geträid und Obst. — Wan es an Matthäi Tag (21. Sept.) gut Wetter ist, so ist aufs Jahr guter Wein zu hoffen. — Wan am ersten Tag dises Monaths hell Wetter ist, wird eine gute Herbstzeit und Weinlese folgen. — So das Laub ungern von den Bäumen fallen will, soll ein strenger und langwürdiger Winter folgen. — Wan die wilden Gäns wegziehen, bleibet der Winter nit lang mehr auß. — Um St. Galle Tag (16. Okt.) soll ein klein Sommerlein kommen. — Nach aller Heiligen Tag hat der November gemeiniglich thau-naß und unstättig Wetter. — Wann die Sonn in den Schüzen tritt, ebenfahls auch Regen. — Wie dieser Monat wittert, soll auch der Mertz thun. — Wan Martini schön, so folget ein harter Winter. — Donnerts im Christmonat, so hat es folgendes Jahr vil Wind. — Gehet in der H. Christ-Nacht der Wind von Aufgang der Sonnen her, soll es bedeuten grosser Vichsterben. Von Nidergang, sterben große Herren. Von Mitternacht, ein unfruchtbares Jahr. Von Mittag, böse Krandheiten.

Die letzte Seite dieser Kalender enthält eine Belehrung: „Vom Schräpffen und Baden", und einen kleinen Holzschnitt, das sogenannte Aderlaß-Männlein, an dem gezeigt wird, in welchem Zeichen und an welchem Körperteile geschräpft werden soll. Es heißt dort: „Junge Leuth, so über 12 Jahr alt, sollen schräpffen nach dem Newmond. Die über 21 Jahr alt nach dem ersten Viertel. Was über 36 Jahr alt, nach dem Vollmond. Alt Leuth über 48 Jahr nach dem letsten Viertl. Wan der Mond im Zwilling und Löwen ist, ist nit gut schräpfen. Für das Zahnwehe ist gut schräpffen im Schütz und Widder."

Diese Bauernkalender waren, wie schon gesagt, gerade wegen ihrer Kürze und doch reichen Inhalts sehr beliebt und werden es wieder in neuerer Zeit, wo man sich so viele Mühe gibt um die Hebung und Förderung von Volkskunde und Volkskunst. So fiel mir in Admont ein solcher Bauernkalender aus dem Jahre 1904 in die Hände, der in Graz hergestellt wurde und zwar sowohl nach Format als Inhalt mit dem hier besprochenen alten Augsburger Kalender große Aehnlichkeit hat. Es bestehen nun die zwei Möglichkeiten, daß dieser neue Bauernkalender den alten Augsburger nachahmte, oder der Augsburger einen noch älteren Steierischen Bauernkalender. Es wäre nur zu begrüßen, wenn auch in Deutschland dem Landvolke ein so inhaltsreicher, billiger Taschenkalender geboten würde, mit einer kleinen Zugabe von hübschen originellen Volksliedern nebst Melodien; dadurch dürfte die Volkskunst und Volkskunde und besonders auch das Volkslied die beste Förderung erfahren.

Textilarbeiten im Mittelalter

Viel zu wenig Beachtung und Wertschätzung fanden bis jetzt in den Werken über Kunst- und Kulturgeschichte die Textilarbeiten.[1]) Aus diesem Grunde werden hier einige schöne, bis jetzt weniger bekannte und noch nirgends zur Abbildung gekommene Teppiche aus dem bayer. Nationalmuseum reproduziert. Leider war es nicht möglich, in diesem Buche mehr solche interessante Teppiche auch aus anderen Museen in Deutschland, Oesterreich und Schweiz nebst einer



St. Sebastian im Rankenornament von Eichenblättern.
München. b. Nationalmuseum No. 1675; Gr.: 0,75 (b.) × 0,95 (h.) m.

größeren Arbeit über die Technik der Teppichweberei zu veröffentlichen, hoffe aber, im zweiten Buche der „Walhalla" diesen vielfach geäußerten Wunsch zu verwirklichen. Für jene, denen dieses Kunstgebiet ganz fremd ist, möge daher das Nachstehende genügen.

Die Heimat der Bildweberei ist der Orient, wo diese Kunst schon in den ältesten Zeiten blühte, wie ägyptische und assyrische

[1]) Vgl. die allerdings kleine, aber gediegene Abhandlung in: „Geschichte des deutschen Kunstgewerbes" von Jakob Falke, S. 106 ff. Berlin 1888.

Denkmäler, auf denen man gewobene Bildwerke dargestellt sieht, beweisen. Solche kunstreichen Teppiche wurden von den byzantinischen Kaisern den abendländischen öfters zum Geschenke gemacht und bildeten diese die erste Veranlassung zur Fertigung von dessinierten Textilarbeiten im Abendlande, welcher Kunstzweig infolge der Kreuzzüge ganz besonders erstarkte und im Zeitalter der Gotik seine Blüte erreichte. Wie diese Teppiche durch den Handel vom Orient über Italien nach Frankreich und Deutschland kamen, so verbreitete sich auch auf diesem Wege deren Fabrikation. Lange Zeit bildete Italien das Ausfuhrland, bis dann mit Beginn des 15. Jahrhunderts die Städte Flanderns und Brabants in das Gewerbe der Teppichweberei



Anbetung der hl. 3 Könige. München, b. Nationalmuseum, No. 3803; Gr.: 90 (h.) × 110 (b.) m.

eintraten, welche dann jene herrlichen Gewebe an den Hof von Burgund und an andere Fürstenhöfe lieferten und für diese Fabrikation in der Schweiz, in Deutschland und Frankreich bahnbrechend wirkten; ich erinnere nur an die von Gobelin im 15. Jahrhundert errichtete Teppichmanufaktur in Paris, nach welchem Meister diese Teppiche später Gobelins genannt wurden. In der Technik dieser Teppichweberei hat man eine Hantelisse- und Basselisse-Weberei zu unterscheiden. Bei letzterer Art läuft die Kette bei der Herstellung des Teppichs wagrecht im Webstuhl, bei ersterer, die wohl im Mittelalter die gebräuchlichste gewesen sein dürfte, steht sie senkrecht, wie aus dem hier reproduzierten Teppich (die webende Nonne) zu ersehen

ist. Erwähnt sei noch, daß ursprünglich die Teppichstickerei bestand, von der hier (S. 122) eine interessante Probe gegeben ist. Bei dieser Fertigungsart war es möglich, infolge der Anwendung des Plattstichs die Fäden möglichst frei zu ziehen und so mit der Malerei in den Wettbewerb einzutreten; erst im späteren Mittelalter nahm die Teppichweberei überhand und wurde die Kunst der Stickerei nur mehr von der Zunft der Kunst- und Wappensticker ausgeübt, welche später sogar plastisch darin zu arbeiten verstanden, indem sie Figuren und Ornamente mit Stoffen unterlegten und dieselben „so bis über das Mezzorelief heraushoben, selbst mit unterschnittener Rundung“. In dieser Teppichmanufaktur wurden die Gegenstände der Darstellung teils aus der hl. Geschichte, der Sage oder dem täglichen Leben entnommen, wodurch diese Teppiche auch kulturgeschichtlich besonders wertvoll sind. Dieselben wurden in den Kirchen und in den Häusern der Reicheren bei festlichen Gelegenheiten zwecks größerer Wärme als Wandbekleidung und Verzierung benützt, wobei allerdings nur der untere Teil der Wände, in Privathäusern später auch die ganze Wandfläche, behangen wurde. Infolge dieser Sitte kam dann im 16. Jahrhundert bei den weniger Bemittelten die aus Leder oder Papier hergestellte, gemusterte Wandbekleidung, Tapete (tapete, is, tapetum, i. n.) genannt, zur Anwendung. Sehr bezeichnend für den Geist des Mittelalters ist auch, daß bei der Verwendung dieser Teppiche in Kirchen weniger auf die Darstellung selbst, und wenn sie noch so frei war, geachtet wurde; denn das Hauptaugenmerk wurde darauf gerichtet, daß sie kunstvoll gefertigt, kurz gesagt, schön waren.

Das Einhorn und seine Bedeutung in der Kunst[1]

In den religiösen Darstellungen der mittelalterlichen Kunst kehrt sehr oft das Einhorn, je weniger aber dessen symbolische Bedeutung verstanden wurde, desto seltener wurde es in der Kunst verwertet, bis es endlich in neuerer Zeit ganz daraus verschwunden und nur zu rein dekorativen Zwecken verwendet wurde. Unter Einhorn (unicornuus, liocorno, unicorno, licorne, unicorn) versteht man ein fabelhaftes Pferd mit einem gewundenen Horn auf der Stirne, das in der orientalischen Mythologie und im Mittelalter auch in der abendländischen eine große Rolle spielte. Es galt ursprünglich als Symbol der Keuschheit und unbezwingbarer Kraft. Mehrere Schriftsteller des Altertums erwähnen das Einhorn, so u. a. Aristoteles hist. anim. II., 25, 9 und Plinius hist. nat. VIII., 21. Die biblischen Stellen 5. Mos. 33, 17 und Job. 39, 9 wurden irrtüm-

---

[1]) Vgl. darüber: Wolfgang Menzel, Christliche Symbolik I. T. S. 230, Regensburg 1854; F. X. Kraus, Realenzyklopädie der christlichen Altertümer, I. Bd. S. 397 und Heinrich Detzel, Christliche Ikonographie, I. Bd. S. 161, Freiburg i. B. 1894.

Verkündigung an Maria und Allegorie der Menschwerdung Christi.
München, b. Nationalmuseum No. 1687; Gr.: 1,34 (h.) × 1,40 (b.) m.

licherweise auf dieses fabelhafte Tier gedeutet, jedoch ohne Grund. In Tibets höchsten Gebirgen soll sein Aufenthalt sein;[1]) gesehen wurde es selten, der Sage zufolge zum letzten Male im 15. Jahrhundert bei der Kaaba in Mekka.[2]) Ein dem Einhorn ähnliches Tier mit einem Munde, drei Füßen und sechs Augen findet sich als Repräsentant der reinen Tierwelt in der Lehre des Zoroaster, wo das Horn die Macht symbolisiert, mit der Ahrimans Herrschaft d. h. das Prinzip des Bösen, der Feind Ormuzds, d. i. der Gott des Lichtes, vernichtet wird. Auf den Mauern von Persepolis findet sich eine Darstellung des Einhorns im Kampfe mit dem Löwen[3]) und auf einer Gemme neben der Artemis von Ephesus.[4]) Die Christen übernahmen von den Heiden das Einhorn und zwar gebrauchten sie es als Symbol für Christus, wobei das Horn, das nach der Sage alle Gifte unschädlich macht, das Kreuz sinnbildete, welches im Anschlusse an Lukas 1, 69 die Sünde, das Gift der Seelen, überwand. So sagt schon Justinus: „es kann, nämlich das Horn des Einhorns, mit keiner anderen Sache verglichen werden als mit dem Zeichen, welches das Kreuz bedeutet";[5]) ferner erwähnt es Gregor der Große, ganz besonders aber Isidor von Sevilla in seinen Orig. XII, 2, Petrus Damianus in Ep. II, 18 und Albertus Magnus de animal. XXII., 2, 1, auch im Parcival des Wolfram von Eschenbach wird 1405 die Sage erzählt. Da das Einhorn in der größten Einsamkeit und Wildnis leben sollte, darum ist es auch zum Symbole der Einsamkeit geworden; so hat das in tiefen Einöden gegründete Kloster Fulda dasselbe ins Wappen aufgenommen. Sehr interessant ist der elfenbeinerne Bischofsstab des hl. Sturmius in der Domkirche zu Fulda aus dem 9. Jahrhundert, in dessen Krümmung das Einhorn vor dem Kreuze knieend dargestellt ist; auch als Symbol der Jungfräulichkeit wurde es Maria oder der hl. Justina beigegeben; doch war das Einhorn im Mittelalter, besonders im späteren, das Sinnbild der Menschwerdung Christi, das deshalb besonders auch bei der Darstellung der Verkündung des Engels Gabriel an Maria gebräuchlich war. Diesem Symbole liegt folgender Mythus zugrunde: Das Einhorn, vom wilden Jäger mit Hunden gejagt, flüchtet sich in den Schoß einer unvermailigten Jungfrau, welche kraft ihrer Jungfräulichkeit das Tier vor seinen Verfolgern schützen kann. Diese Sage wurde nun von den Künstlern in den Darstellungen der Menschwerdung Christi sehr oft symbolisch verwertet, wie die hier reproduzierten Teppiche zeigen. Entweder wurde die Verkündigung an Maria historisch und symbolisch dargestellt, bei letzterer Art hat der Erzengel Gabriel das Aussehen eines Herolds und Maria sitzt in dem sogenannten „Hortus conclusus", verschlossenen Garten,[6]) worin die ver-

[1]) Turner, Voyage to Tibet 153,157.
[2]) Thom. Bartholini, De unicornu Amstelod. 1678, 242.
[3]) Niebuhr Reisen II., 132 Taf. 23 u. 20, 126.
[4]) Tassié u. Raspe, Catalogue des pierres gravées tirées des cabinets les plus celèbres de l'Europe II. pl. 29 n. 2067.
[5]) Vgl. F. X. Kraus, Realenzyklopädie I. Bd. S. 397.
[6]) Vgl. das Hohelied 4, 12; Ezechiel 44, 2.

schiedenen Tugenden Mariens symbolisch geschildert sind, wie Teppich S. 124 zeigt — oder die Menschwerdung wurde nur durch Sinnbilder zum Ausdrucke gebracht, wie auf Teppich S. 126, hier ist der wilde Mann mit seinen vier Hunden auf der Jagd nach dem Einhorn dargestellt, das sich bereits in den Schoß der reinen Jungfrau geflüchtet hat. Trotz der Schilderung des Konrad von Würzburg in der „Goldenen Schmiede" v. 256 ff. ist die Anschauung, welche Wolfgang Menzel in seiner: „Geistliche Symbolik" und Heinrich Detzel in seiner: „Christliche Ikonographie" vertritt, nicht richtig; nach dieser wäre der wilde Mann Gott Vater, der den Sohn Gottes in den Schoß der Jungfrau hetzt; während doch der wilde Mann die Sünde des ersten Menschenpaares symbolisiert, die allein Jesus bewogen hat, im Schoße der Jungfrau Fleisch anzunehmen, wodurch es ihm möglich war, den Verfolger, das Prinzip des Bösen, den Satan, zu überwinden, wesentlich zu diesem Entschlusse noch bewogen durch die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, welche als Hunde symbolisiert sind. Mitunter finden sich vier Hunde, die öfters andere Tugenden versinnbilden, wie die Keuschheit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Demut, lauter Vorzüge, die den Sohn Gottes zur Menschwerdung bestimmten.

Auch im Volksliede findet sich das Einhorn; ich erwähne hier nur die drei letzten Strophen des schon 1536 bekannten Volksliedes: „Der Einhorn". Dieselben lauten:

Nun höret Wunderding und die seind groß!
Vor Freuden schwang sich derselbig Einhorn
Maria der Jungfrau, in den Schooß,
Ihr Freud und die ward groß.

Wär uns der Einhorn nit geborn,
So wär wir arme Sünder gar verlorn;
So empfahen wir ihn gar würdiglich;
Gott helf uns allen in seines Vaters Rich!

Wollt ihr wissen, wer dieser Einhorn ist?
Es ist unser lieber Herr Jesu Christ,
Von dem man hört singen und lesen in der Schrift,
Der für uns an dem heiligen Kreuz gestorben ist.[1])

Nur aus Unkenntnis der tiefen Symbolik des Einhorns ist dasselbe aus unserer heutigen religiösen Kunst und Dichtung verschwunden; es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn dieses Fabeltier auch von den modernen Künstlern in ihre religiösen Darstellungen wieder übernommen würde. Gerade auf dem Gebiete der Symbolik wäre von den mittelalterlichen Künstlern, die dieselbe vollständig beherrschten, noch recht viel zu lernen.

---

[1]) Deutscher Liederhort III, 840.



Allegorie der Menschwerdung Christi. München, b. Nationalmuseum, No. 1690; Gr.: 0,73 (h.) × 1,45 (b.) m.

Unsere Bilder

„Die Fahrt ins zwanzigste Jahrhundert" ist eine Allegorie, welche zu ihrer richtigen Beurteilung der Erklärung bedarf. Das beginnende neue Jahrhundert steht ganz unter dem Zeichen der Technik, worin der Dampf, der durch das wilde Tier in dem geschlossenen Rade symbolisiert wird, der Hauptfaktor ist. Die gewaltigsten Kräfte der Natur, die hier in den Schienenträgern personifiziert werden, sind dem Dampfe dienstbar gemacht. Der Künstler hat sehr passend für die allegorische Darstellung der modernen Kultur, die hauptsächlich eine äußerliche, materielle ist, dieselbe mit einem dahinrasenden Eisenbahnzuge verglichen und so zugleich die Bestrebungen im neuen Jahrhundert treffend charakterisiert. Der Hauptfaktor dieser materiellen Kultur ist unstreitig das Geld, welches durch die der Führung sich immer mehr bemächtigenden Börsenmänner und Juden symbolisiert ist. Die natürliche Folge dieses „verfluchten Hungers nach Gold" ist, daß „an Stelle der Innerlichkeit eine blendende Epoche der Aeußerlichkeit tritt", wodurch die Menschen allein im Materiellen, im möglichst großen Lebensgenuß ihr Glück suchen. Die unmittelbare Konsequenz ist die Unzufriedenheit besonders der Enterbten dieser Welt, wodurch, weil sie eben die große Masse bilden, Thron und Altar zu wanken beginnen, besonders nachdem sie dem Beispiele der Geldaristokratie folgend den Glauben über Bord geworfen, den sinnlichen Lebensgenuß zu ihrem Ideale erwählen und, um diesem ungehindert sich hingeben zu können, ihre Hände nach fremdem Gute ausstrecken. Alle diese Bestrebungen hat der Künstler hier sehr gut versinnbildet; charakteristisch ist auch die Allegorie der Sozialdemokratie und der modernen Vereinsmeierei. „Verein Frohsinn", an dessen Spitze eine moderne Mutter dargestellt ist, um anzudeuten, wie zersetzend das wirklich oft abschreckende Vereinswesen mit seinen vielen Fahnenweihen und Kirchweihen auf die Familie einwirkt und dieselbe finanziell oft sehr schwer schädigt. Unter diesen Zeichen hat die Fahrt ins zwanzigste Jahrhundert begonnen; bevor aber der Zug die Hallen des 19. Jahrhunderts verlassen hatte, war im letzten Augenblick noch ein Passagier aufgesprungen, den man allerdings vergessen wollte und dem man dann nur den letzten Platz einräumte: der Tod nämlich, welcher auch im neuen Jahrhundert seine Herrschaft behaupten wird. Einige wenige, welche die moderne Zeit nicht mehr verstehen, haben sich der Fahrt nicht angeschlossen, sondern bleiben bei ihren alten Anschauungen, bis sie über kurz oder lang in das Grab steigen müssen. Die ganze „Fahrt ins zwanzigste Jahrhundert" ist beleuchtet von der Elektrizität, welche hier personifiziert ist, und wodurch der Künstler zum Ausdruck bringen wollte, daß das Zeitalter des Dampfes im neuen Jahrhundert wohl durch das der Elektrizität ersetzt werden wird.

Die Votivtafel der Münchener Metzger (S. 14) von 1501 in der Klosterkirche auf dem sogenannten hl. Berge Andechs zählt wohl zu den größten Seltenheiten, besonders auch in künstlerischer

Beziehung. Die Kupferplatte in der Größe von 27 cm (Höhe) × 34,5 cm (Breite), die nie zum Abdrucke bestimmt war, wie schon die positive Schrift zeigt, war ursprünglich stark vergoldet. Gestochen hat dieselbe wahrscheinlich Martin Zasinger aus München, aber nicht, wie man schon anzunehmen versuchte, Albert Glockenton der ältere aus Nürnberg. Sehr bezeichnend für den Einfluß des Martin Schongauer und Albrecht Dürer auf ihre Zeit ist, daß deren Werke sehr viel kopiert wurden, so auch hier; die Engel, welche die Madonna umschweben, sind getreue Nachbildungen der Engel bei einer Kreuzigung von M. Schongauer, Maria mit dem Kinde eine solche von A. Dürer. Die von den Engeln gehaltenen Wappen sind das bayerische und das von Andechs. Ein besseres Schicksal als nur die Rückwand für eine Reliquientafel zu bilden, wodurch sie den Blicken der Besucher des hl. Berges für gewöhnlich entzogen ist, verdiente diese Votivtafel immerhin. Räume man ihr doch wieder eine bevorzugtere Stelle in der Kirche ein, wie sie eine solche wohl früher inne hatte. Die Inschrift, welche aus dem obenerwähnten Grunde hier negativ ist, lautet:

DAS HELDVM HAD LASEN FASEN DIE ERWERG
BRVODERSCHAFD DER MÖCZGER 1501
ZVO MYNICHEN

d. h.: Dies Heiligtum hat lassen fassen die ehrwürdige Bruderschaft der Metzger 1501 zu München.

„Der sterbende Martyrer." Der Künstler hat hier einen Vorgang zur Schöpfung seines Werkes, das aus einer Ausstellung im Münchener Glaspalast bekannt sein dürfte, verwertet, wie sich solche wohl öfters zur Zeit der Christenverfolgungen abgespielt haben mochten. Ein christlicher Jüngling wird von dem fanatischen Pöbel in den Straßen Roms als Christ erkannt, überfallen, seiner Kleidung beraubt, totgeschlagen und dann liegen gelassen. Denn die Christen hielt der römische Pöbel gewöhnlich für vogelfrei. Diese Motive leiteten den Künstler bei der Ausführung seines Werkes, das sich in passender architektonischer Umrahmung besonders gut zu einem Grabdenkmal eignen dürfte. Gut hat der Künstler auch die letzten Lebenszeichen des Blutzeugen zum Ausdrucke gebracht. Nur noch einige Atemzüge und die Seele des Martyrers ist der schönen Hülle entflohen, um im Paradiese das Kreuz mit der Palme zu vertauschen. Die ziemliche Nacktheit des Körpers beeinträchtigt die religiöse Darstellung nicht im geringsten, wie man schon glauben machen wollte. Wem beim Anblicke der geheiligten Majestät des Todes noch andere als nur erhabene Gedanken kommen, der ist mehr als prüde, und es müßten dann viele Heiligendarstellungen der berühmtesten Künstler aus den Kirchen verbannt werden.

St. Sebastian. Dieser Teppich (S. 122), der in feiner Stickerei den hl. Sebastian im Rankenornament von Eichenblättern zum Gegenstande der Darstellung hat, wurde im 15. Jahrhundert gefertigt und befand sich angeblich in der St. Sebalduskirche zu

Nürnberg. Das Wappen im untern linken Eck konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden, wahrscheinlich ist es das eines bürgerlichen Stifters des Teppichs.

Anbetung der drei Könige (S. 123), Mittelstück; auf der rechten Seite ist die hl. Barbara dargestellt und auf der linken die hl. Agnes. Der Teppich, der als Ganzes 90 cm hoch und 202 cm breit ist, stammt aus Bamberg und zwar aus dem dortigen Klarissinnenkloster. Rechts unten hat sich die Nonne, welche diesen Teppich fertigte, angebracht.

Verkündigung an Maria und Allegorie der Menschwerdung Christi (Vollbild). Dieser Teppich gehört dem 15. Jahrhundert an und wurde wahrscheinlich in Flandern gefertigt. Dargestellt ist, wie der Engel Gabriel Maria die Menschwerdung Christi verkündet. Oben in den Wolken sieht man Gott Vater, von dem aus in Lichtstrahlen der hl. Geist mit dem Christkind, das das Symbol der Erlösung trägt, zu Maria kommt, die in dem sogenannten „Hortus conclusus", dem „verschlossenen Garten", sitzt, in dem verschiedene Tugenden und Lobsprüche Mariens aus der lauretanischen Litanei symbolisch dargestellt sind. Das Spruchband der Verkündigung lautet: Aue gratia plena, Dns (Dominus) tecum — das Mariens: Ecce ancilla Dni (Domini) fiat mihi secundum verbum tuum; auf den übrigen Spruchbändern liest man: sol, aurora, rubus moisi, virga aaron, archa domini, urna aurea, fons signalis, vellus gedeonis, porta celi.

Allegorie der Menschwerdung Christi (Vollbild). Die Jungfrau Maria sitzt im sogenannten „Hortus conclusus" vor einer Burg und schützt das von dem wilden Manne verfolgte und in ihren Schoß geflüchtete Einhorn. Die Provenienz dieses Teppichs, oberdeutsche Arbeit aus dem 15. Jahrhundert, ist unbekannt.

Interessant ist auch die allegorische Darstellung der Menschwerdung Christi durch das Einhorn, welches sich vor den verfolgenden Hunden „castitas, iustitia und humilitas" in den Schoß der allweg unvermailigten Jungfrau flüchtet, welcher das beigeschriebene Prädikat „virginitas" ganz besonders zukömmt. Gabriel ist hier mehr als Herold als ein Jäger gedacht. Näheres über die symbolische Bedeutung des Einhorns ist S. 124—126 gesagt.

Dr. Ulrich Schmid.



· R·SCH ·



Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker [1]



Initial J a. d. 11. Jahrhundert in clm. 16002. (G. Steinhausen: S. 237.)

m vorliegenden Werke zeigt uns der weitbekannte Verfasser in knapper, aber anschaulicher Weise die Wandlungen, welche sich im häuslichen Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts vollzogen haben. Bekanntlich hat sich A. Schultz in seinen früheren Werken mit diesen oder ähnlichen Studien aus der Sittengeschichte eingehender beschäftigt, daher findet sich in dieser Arbeit öfters bereits verwertetes Material, wobei es aber an neuen, interessanten Abhandlungen nicht fehlt. Besonders der Kultur- und Kunsthistoriker wird das Erscheinen dieses Buches begrüßen, zumal gerade auf diesem Gebiete noch wenig vorgearbeitet wurde. Dieser Umstand entschuldigt den einen oder anderen Mangel; denn an den Kulturhistoriker werden besonders bei einer eingehenden Schilderung der mittelalterlichen Kulturverhältnisse große Anforderungen gestellt; soll er doch Historiker, Kunstkenner und Theologe sein. Es wäre aber sehr wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser auch Mitteilungen über das religiöse Leben im Familienkreise gemacht hätte. Ich erinnere nur an das schöne Familienbild, das der Wiener Propst Stephan von Landskron († 1477) in seiner Hymelstraß (cgm 788) schildert. Nach dem vormittägigen Gottesdienste versammelt der Hausvater seine Hausfrau, Kinder und Gesinde um sich, frägt sie Verschiedenes aus der gehörten Predigt und erklärt ihnen die nicht verstandenen und andere Heilswahrheiten; dann läßt er ihnen ein gutes Tränklein vorsetzen und singt mit ihnen geistliche

---

[1]) Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Dr. Alwin Schultz, Professor an der deutschen Universität zu Prag. VIII u. 432 S. in 8^0, reich illustriert; Preis, brosch.: 9 Mk., geb.: 10,50 Mk.; erschienen in der von G. von Below und F. Meinecke begründeten Sammlung: „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte“, Abteilung IV: Hilfswissenschaften und Altertümer. Verlag: R. Oldenbourg, München und Berlin 1903.



Dürer: Der heilige Hieronymus. (A. Schultz: S. 132.)

Lieder; auf diese Weise wird der Sonntag in der christlichen Familie im Mittelalter gefeiert.

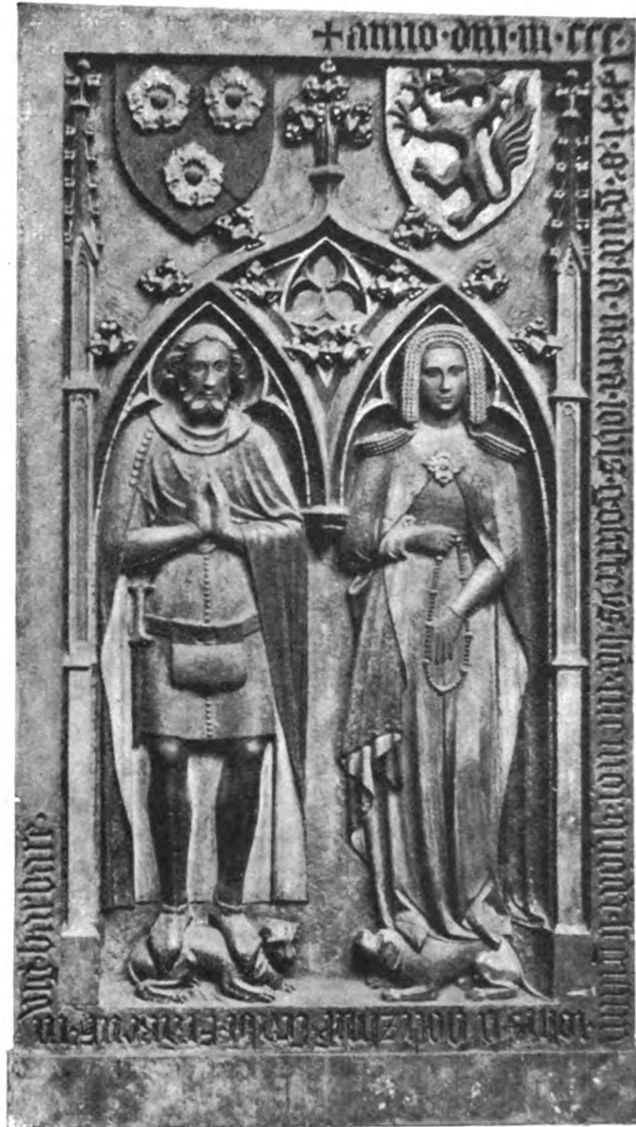
Die ihm zu Gebote stehende Fülle von Material hat der Verfasser in sechs Hauptabschnitten (Wohnung, Familie, Kleidung, Essen und Trinken, Beschäftigung und Unterhaltung, Tod und Begräbnis) sehr klar angeordnet. Interessant sind die Mitteilungen über die städtischen Verhältnisse im Mittelalter. Fast sprichwört-

lich waren die schlechten Zustände der Straßen in den Städten; besonders in dem frühen Mittelalter kümmerte man sich gar nicht um die Beschaffenheit der Straßen. „Bei Regen- und Tauwetter bildeten sie einen bodenlosen Morast, den die Fußgänger nur auf Steckelschuhen, auf künstlich gelegten Steinen überschreiten konnten. Aller Unrat wurde auf die Straße geworfen; selbst in Paris trieben sich die Schweine auf ihr herum. Man war an den Schmutz in Paris so sehr gewöhnt; leitete man doch Lutetia von lutum ab und übersetzte den lateinischen Namen mit Schmutzstadt. Von dem Pestgestank in den Straßen können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir bei Rigordus lesen, daß der König Philipp August, der doch an die Ausdünstung seiner Residenz gewöhnt sein mußte, 1185 ohnmächtig wurde, als er am Fenster seines Palastes stand und vorüberfahrende Karren den Straßenschmutz aufwühlten."

Diese Unsauberkeit in den Städten, welche mehr oder weniger das ganze Mittelalter und selbst in der Neuzeit anhielt, war die Quelle zahlreicher Seuchen, denen oft der größte Teil einer Stadtbevölkerung zum Opfer fiel; ich erinnere nur an die jüngst erschienene, sehr interessante Abhandlung: „Kurmainz in den Pestjahren (1666—1667)" von Dr. Heinrich Schrohe.[1]) Auch die Reinlichkeit in den Wirtshäusern ließ viel zu wünschen übrig; jede Stadt hatte ihrer Größe entsprechend ein oder mehrere Wirtshäuser. Der Adel pflegte vor dem Gasthause, in dem er eingekehrt war, sein Wappenschild aufzuhängen. Dieser Sitte verdanken nach meiner Ansicht die Wirtshäuser ihre Bezeichnungen, z. B. zum schwarzen Bären, zur blauen Gans u. s. w. „Erasmus von Rotterdam lobt die Höflichkeit der französischen Gastwirte und schilt auf das flegelhafte Benehmen der deutschen." Hipolyt Guarinonius berichtet an einer Stelle von seinen Reisen; „gelangden wir unter andern in die fürstliche Hauptstadt München, allda wir unter allen hervorhangenden Zeichen den Straussen für das beste Augurium und Wirths Zeichen erwöhleten." Auch er klagt (1610) über die Unsauberkeit der deutschen Gasthöfe. „Die Luft ist verpestet in den Schlafkammern nit allein von nechst verschienener Nacht 2c." Das Essen war gewöhnlich schlecht; daher aßen die Gäste mit dem Wirte am Familientisch (table d'hôte); denn dieser kochte für sich besser als für die Fremden.

Aus der Schilderung des Familienlebens entnehme ich folgende interessante Notizen: Bei den Heiraten der Adeligen, Bürger und auch Bauern spielte die Vermögensfrage eine große Rolle. Da die Hauptsache für die Mädchen immer war, einen Mann zu bekommen, um eine sichere und freiere Stellung im Leben zu erringen, so führte sie die Neugier, wie wohl der Zukünftige aussehen werde, zu verschiedener abergläubischen Beschwörungen, besonders in der Andreasnacht. War die Höhe der Mitgift festgestellt, und klebte an dem Rufe des Mädchens kein Makel, so schritt man in der Bürgersfamilie zur Verlobung, die in dem Handschlage bestand, und mit einem Gastmahl gefeiert wurde; die Vermählung erfolgte dann innerhalb kurzer Zeit. „Die Jungfrau trug im Mittelalter das lang herabhängende, offene Haar und einen Blumenkranz (das Schapel), der im Winter wohl aus künstlichen Blumen bestand." Nach der Hochzeit band die Frau das Kopf-

[1]) Erschienen 1903 in den „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes". Herausgegeben von Ludwig Pastor. III. Bd. 5. Heft.



Grabmal des Johannes Holzhausen († 1393) im Dome zu Frankfurt.
(A. Schultz: S. 235.)

haar auf und bedeckte es mit einem Schleier oder einer Haube. Daher bedeutet: „Unter die Haube kommen" soviel als verheiratet werden. „Durch einen Fehltritt verscherzte das Mädchen das Recht, den Jungfernkranz zu tragen. Im 16. Jahrhundert setzten auch die Junggesellen sich solche Jungfernkränze auf. Im Kranze oder mit einer Krone geschmückt, tritt die Jungfrau vor den Altar. Diese oft unförmig großen Brautkronen bleiben bis ins 18. Jahrhundert in den Bürgerkreisen, zuletzt noch bei den Bauern beliebt."

Interessant sind auch die Mitteilungen über den Verfall des Adels und die Titelsucht im 16. und in den folgenden Jahrhunderten. Infolge Wohllebens, Kleiderhoffart und Trunksucht hatten sich sehr viele adelige Geschlechter zugrunde gerichtet und wurden zum Teil besonders nach dem 30jährigen Kriege zu einer Landplage. Der Bürgerliche kaufte sich in seiner Titelsucht einen Adelsbrief „und so wird aus einem Wagner, aus einem Müller ein von Wagegern, ein von der Mühlen. Jeder will für mehr gelten." Die Ahnen mancher unserer heutigen adeligen Geschlechter haben sich in jener Zeit auf diese Weise adeln lassen, weil sie, reich geworden, sich ihres früheren, ehrlichen Handwerks schämten. „Von 1590 bis 1790 hatten die Anreden an Adelige gelautet: Edler, Wohledler Hochwohledler, Hochedler, Wohledelgeborner, Hochwohledelgeborner, Hochedelgeborn, Wohlgeborner, Hochwohlgeborner. Der Geistliche hatte zu beanspruchen die Titulatur: Würdiger, Ehrwürdiger, Wohlehrwürdiger, Hochwohlehrwürdiger, Hochwürdiger (Vulpius, Kuriositäten II, 88)."

Es wären noch manche interessante Mitteilungen aus diesem Buche zu geben, besonders auch über die Wandlungen der Kleidertrachten, welche der beredste Zeuge für den jeweiligen Zeitgeist ist, aber ich muß mich beschränken und darum begnüge ich mich, hier am Schlusse kurz einige Notizen aus dem Kapitel „Tod und Begräbnis" zu geben. Sowohl beim Adel als auch bei den Bürgern und Bauern fand die Beerdigung gewöhnlich noch am Sterbetag statt. Die Toten wurden in ein weißes Leintuch eingenäht, das Gesicht wurde besonders zugedeckt. „Die Leidtragenden legten zum Zeichen der Trauer schwarze Kleider an. Der Leichenzug wurde so großartig wie möglich angeordnet; mochten die Kosten auch noch so ansehnlich sein, bei einer Trauerfeier durfte nicht gespart werden. Die Begleitung des Priesters und der Schule wurde allgemein verlangt; dann kam die Witwe, die von der Bitt- oder Klagefrau geführt wurde; den Beschluß der leidtragenden Frauen bildeten die in Trauerkleider gehüllten Groschenweiber, die für ihre Beteiligung einen Groschen Entlohnung erhielten." Am Abend nach dem Begräbnis fand die Totentafel statt, wobei die Hinterbliebenen, Verwandten und Freunde bewirtet wurden; diese Sitte, die sich allmählich zu einer Unsitte gestaltete, wird heute noch auf dem Lande bei den Bauern beobachtet. Die Vornehmen und reichen Bürger, die sich eine teure Begräbnisstätte kaufen konnten, wurden in den Kirchen beigesetzt; künstlerisch oft sehr interessante Grabplatten schmückten ihre Gräber. Die weniger Bemittelten, und das war die Mehrzahl, wurden im „Gottesacker" beerdigt; einfache Holzkreuze oder auch oft kunstvoll geschmiedete Eisenkreuze mit manchmal recht merkwürdigen Inschriften bezeichneten den Ort der Bestattung. Zu der Abhandlung: „Tod und Begräbnis der Bauern" möchte ich noch beifügen, daß reiche Bauern, wenn auch höchst selten, in den Kirchen ihre Grabstätte fanden, oder ihnen dort Grabdenkmäler errichtet wurden; ich erinnere nur an das schöne gotische Bauerngrabdenkmal in der Pfarrkirche zu Milbertshofen bei München, welches hier S. 116 reproduziert ist. Dem Verfasser müssen wir also beipflichten, wenn er am Schlusse seines Werkes sagt: „Es ist die höchste Zeit, jetzt zu sammeln, was noch erhalten ist." Denn gerade die Kunstdenkmäler liefern das wertvollste Material für die Kulturgeschichte, welche allein ein getreues Bild von dem Leben, den Zielen und Idealen eines Volkes gibt.

Dr. Ulrich Schmid.

Geschichte des späteren Mittelalters[1]

Das Vorwort zu diesem Buche enthält das Programm des Verfassers und muß daher besonders beachtet werden, wenn man die Grundsätze, welche den Autor bei der Ausführung seines Werkes leiteten, recht verstehen und würdigen will, um bei etwaigen Zweifeln sich selber Antwort geben zu können. Das Buch zerfällt in zwei große Teile; der erste „beschäftigt sich mit der päpstlichen Weltherrschaft,



Thronender Abt mit Stab (13. Jahrhundert).
(G. Steinhausen: S. 79.)

ihrem Wesen und ihren Kämpfen mit den widerstrebenden kirchlichen und staatlichen Kräften, schildert dann ihre äußerliche Gestaltung, die Ueberspannung ihrer Ansprüche und ihren hieraus erfolgenden Sturz; der zweite Teil behandelt die Versuche der kirchlichen Opposition, an Stelle der streng monarchischen eine repräsen-

[1]) Geschichte des späteren Mittelalters von 1197 bis 1492 von Dr. Johann Loserth, Professor an der Universität Graz. XV u. 727 S. in 8⁰; Preis: 16,50 Mk.; erschienen in der von G. v. Below und F. Meinecke begründeten Sammlung: „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte" Abteilung II: Politische Geschichte; Verlag: R. Oldenbourg, München und Berlin 1903.

tative Verfassung der Kirche zu schaffen, und endlich die unter der Einwirkung des Humanismus erfolgte Auflösung des mittelalterlichen Lebens und die Ausbildung der Großmächte, wie sie am Beginn der Neuzeit erscheinen". Dieser hier entwickelte Plan liegt dem Werke zugrunde, der scharf erfaßt und überall kurz, aber anschaulich durchgeführt ist und das Buch zu dem macht, was es sein will, ein Handbuch, ein Nachschlagebuch zur Geschichte des späteren Mittelalters. Ein besonderer Vorzug desselben besteht aber auch darin, daß der Verfasser in leicht übersichtlicher Weise das Verzeichnis der von ihm benützten Quellen und Literatur stets dem betreffenden Abschnitt vorausschickt und so sein Buch empfehlenswerter macht; allerdings vermißt man öfters ungern gerade bei der Darstellung viel bestrittener historischer Vorgänge die Angabe der betreffenden Quellen in Fußnoten, um dieselben hinsichtlich ihres Wertes genauer prüfen zu können. Nebenbei sei bemerkt, daß ich manche in diesem Buche vom Verfasser zum Ausdruck gebrachte Ansicht nicht teilen kann, was wohl auf eine Verschiedenheit der Weltanschauungen zurückzuführen ist. Aber jede Weltanschauung, und die bringt jeder, der ein Geschichtswerk schreibt, wenn auch nicht beabsichtigt, zum Ausdruck, ist zu ehren, sofern sie ihren Grund im ehrlichen Suchen des Wahren und Guten hat; die Erfüllung dieser Forderung ergibt sich auch aus diesem Buche. Interessant ist S. 11 ff. der Abschnitt: „Die kirchliche Opposition. Katharer und Waldesier", aus dem wir das Nachstehende entnehmen: „Die zunehmende Verweltlichung der Kirche rief in den Kreisen des Klerus und der Laien eine Opposition hervor. Zunächst treten jene Elemente in den Vordergrund, die seit langem Lehren und Einrichtungen in der katholischen Kirche bekämpft hatten: die Katharer. Ihr Ursprung führt auf gnostische Sekten im Oriente zurück, von denen seit der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts die Paulizianer ihr streng dualistisches Lehrsystem entwickelten." Nach diesem stehen „der gute und böse Gott, das Reich des Lichtes und der Finsternis im ewigen Kampf. Sich aus den Banden der Finsternis zu befreien, von allem Sinnlichen loszusagen, ist des Gläubigen Pflicht. Sie verwerfen den katholischen Gottesdienst: wie alle katholischen Gebräuche und Einrichtungen, die Sakramente, trotzdem sie selbst einige den katholischen Sakramenten analoge Einrichtungen haben. Die Taufe mit Wasser ist ihnen eine leere Zeremonie; alleinigen Wert hat die geistige Taufe, die Handauflegung, das Consolamentum, das aber nur jenen gespendet wird, die danach verlangen. Daher sind Kinder, die vor den Unterscheidungsjahren sterben, für immer verloren. Um den Vorteilen des Consolamentums nicht verlustig zu gehen, wurde das Institut der Endura eingeführt, d. h. man ließ jene, die in der Krankheit das Consolamentum erhalten hatten, nicht wieder aufkommen, sondern bewog sie, die Nahrungsaufnahme zu verweigern." Als zu dieser Lehre wesentlich gehörendes Merkmal möchte ich noch anführen, daß die Katharer an die Seelenwanderung glaubten, weshalb sie sich der Tötung der Tiere und des Genusses von Fleisch, animalischen Speisen, wie Eier und Milch, nicht aber von Wein enthalten mußten. Da sie auch die weltliche Obrigkeit, den Eid, Krieg und Todesstrafe verwarfen, so ist es ganz selbstverständlich, daß weltliche und geistliche Fürsten gegen sie wegen ihrer staatsgefährlichen Agitation, die sie hauptsächlich auf Messen und Märkten entwickelten, strenge vorgingen. In der Abhandlung über die Waldesier wäre noch zu erwähnen gewesen, daß diese Sekte besonders unter den Webern und Bergleuten verbreitet war und von diesen auch nach deutschem Gebiete, besonders der Diözese Passau, verpflanzt wurde; war doch ihr Gewerbename oft gleichbedeutend mit „Häresie". Bis in das



A. van Dyk: Violinspielerin. Maria Ruthwen. (München, Alte Pinakothek.)
(A. Schultz: S. 371.)



Der Sängerkrieg auf der Wartburg (14. Jahrhundert). (G. Steinhausen: S. 240).

16. Jahrhundert haben sich die Waldesier erhalten, wo sie dann durch den Protestantismus eine Umgestaltung erfahren haben.

Besondere Würdigung verdient auch der Abschnitt: „Die böhmisch-österreichische Großmacht unter Ottokar II“ S. 136 ff. Seite 138 wäre das Motiv

der Ehescheidung zwischen Ottokar und Margareta ausführlicher hervorzuheben gewesen; denn ausschlaggebend bei der Heirat der Kunigunde, der Tochter des Halizierfürsten Rostislaw und Enkelin König Belas IV. und der Verstoßung der Margareta waren für Ottokar hauptsächlich dynastische Interessen. Papst Alexander IV. hatte nämlich wohl dessen drei natürliche Kinder, zwei Töchter und einen Sohn namens Nikolaus, von Margaretens Hofdame, Agnes von Kuenring, legitimiert, jedoch mit Ausschluß des Nachfolgerechtes dieses natürlichen Sohnes Ottokars, wie ich ausführlicher in meinem Buche: „Otto von Lonsdorf, Bischof zu Passau 1254—1265" (Würzburg 1903) S. 34 dargetan habe.

Anziehend ist auch der Abschnitt: „Johann von Wiclif und die kirchliche Opposition in England" S. 389 ff. geschildert, aus dem S. 396 wir hier die Grundgedanken dieser Lehre, die später durch Huß auch nach Böhmen verpflanzt wurde, entnehmen: „Es gibt nur eine allgemeine Kirche und außer ihr kein Heil. Haupt dieser Kirche ist Christus. Kein Papst darf sich anmaßen, Haupt der Kirche zu sein. Er weiß ja nicht einmal, ob er zur Seligkeit prädestiniert, also ein Mitglied der Kirche sei, denn nur die von Ewigkeit her zur Seligkeit Bestimmten gehören ihr an. Niemand brauche, um selig zu werden, dem Papste gehorchen. Schon in der Zeit, da man von Papsttum nichts gewußt, habe es heiligmäßige Männer gegeben. Man dürfe den Papst nicht als Haupt der allgemeinen, sondern höchstens der streitenden Kirche auf Erden ansehen, aber auch nur dann, wenn seine Handlungen den Glauben erwecken, daß er es sei. Dem Christen genügt zum Seelenheil der vollendete Glaube. Bei päpstlichen Anordnungen muß untersucht werden, ob sie schriftgemäß seien, und dies ist der Grund, weshalb jeder Christ die hl. Schrift kennen müsse. Des Menschen Heil beruht auf der Gnade Gottes, in der Vorherbestimmung, nicht auf der Verbindung mit der amtlichen Kirche und der Vermittlung der Hierarchie." Nach Wiclif ist also die Kirche die Gesamtheit der Prädestinierten. Wiclif verwarf aber neben anderen Hauptlehren der katholischen Kirche auch die Transsubstantiation und huldigte der Remanenztheorie, nach der Brot und Wein nach der Konsekration auch noch im Wesen fortdauern, welche Lehre später auch Luther vertrat. Wiclif erkannte als alleinige Glaubensquelle die hl. Schrift an, die er, um sie jedermann zugänglich zu machen, ins Englische übersetzte, allerdings mit Hinweglassung der deuterokanonischen Bücher.

Am Schlusse dieses Referates sei noch hingewiesen auf die interessante Abhandlung: „Der Humanismus" S. 613 ff., in welcher der Verfasser der Wiedererweckung des klassischen Altertums ein warmes Wort redet. „Die Erinnerung, sagt er, an die Zeit der Antike war in Italien niemals verloschen. Wie einstens Theodorich seine Goten aufforderte, der Barbarei zu entsagen und altrömische Gesittung anzunehmen, so knüpfen die großen Kaiser des Mittelalters an römische Ueberlieferung an, und auch die Bannerträger der Demokratie, ein Arnold von Brescia und Cola di Rienzo, berücken die Volksmassen Roms durch den Zauber der Erinnerung an seine glänzende Vergangenheit. Noch sind Institutionen und Bräuche vorhanden, die in die alte Zeit zurückreichen, oder es wird in bewußter Weise Anlehnung an diese gesucht. In den Tagen Barbarossas gewinnen altrömische Vorstellungen vom Staat auf die Anschauungen der Zeitgenossen mächtigen Einfluß; mitunter nimmt die Kirche, so sehr ihre Ideen der Antike widerstreben, die alte Bildung in Schutz: sie bringt, was das wichtigste ist, Roms Sprache zur allgemeinen Geltung. Spuren antiken Geistes begegnet man an Fürstenhöfen und Bischofsitzen und vornehmlich in Klöstern. Altrömische Rechtsbücher stehen

in Ansehen, das Bild, das Einhard von Karl dem Großen entwirft, ist in Suetons Farben gehalten, Widukind von Corvey und Adam von Bremen sprechen zu uns in den Worten Sullusts. Wird hier Ciceros Prosa und dort Ovids Kunst nachgeahmt und genießt Virgil, in welchem das Mittelalter einen Propheten des Christentums sah, eine Verehrung ohnegleichen; so ist diese Nachahmung bis ins 14. Jahrhundert freilich nur eine äußerliche. Die ganze Lebensanschauung der Antike wird jetzt übernommen, die Hingebung an sie ringt sich durch, und ihre Ideale werden ins Leben der Gegenwart eingeführt. Diese Bewegung umfaßt nicht bloß das römische, sondern auch das bisher vernachlässigte griechische Altertum. Die Welt sagt sich von der Anschauung los, der die alten Klassiker als Feinde des Christentums gelten. Die neue Richtung lehnt sich gegen die Bevormundung durch die Kirche im allgemeinen ebenso auf, wie insbesondere gegen die der Theologie u. s. w." Zu diesen Ausführungen sei aber doch noch bemerkt, daß es im Mittelalter gerade die Kirche war, welche durch ihre Glieder, besonders durch die Benediktiner diese antiken Schätze bewahrte und mitteilte. Die Pflicht der Erziehung der Völker hätte die Kirche damals nicht erfüllt, wenn sie dieselben allmählich nicht zur Selbständigkeit erzogen hätte, wie gerade der Humanismus für ihre Pflichterfüllung der beredste Zeuge ist. Weil die Völker infolge der Erziehung durch die Kirche selbständig wurden, darum ging die Bildung von der Klerikerwelt auch auf die Laienwelt über und begeisterte dieselbe zur Pflege des Individualismus, der Ausbildung der Persönlichkeit auf dem Gebiete des Schönen und des Wissens und spornte an zur möglichsten Kraftentfaltung in Kunst und Wissenschaft. Aber das Eigentümliche der Renaissance liegt nicht in der Nachahmung der Antike, sondern daß sie es verstand, dieselbe als Mittel zum Zweck zu verwerten, nur die Hülle war antik, der Geist, von Auswüchsen abgesehen, wesentlich christlich. Denn während z. B. die Künstler der Griechen und Römer ihr Hauptaugenmerk auf die Schönheit und Harmonie der Formen legten, betrachteten die Renaissancekünstler dieselben nur als Spiegel des inneren Geisteslebens; so zeigen die Meisterwerke Rafaels und Michelangelos in ihrer Ausführung vollendete antike Formenschönheit, aber beseelt vom christlichen Geistesleben.

Dr. Ulrich Schmid.

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit[1])

Der bekannte, allzeit den Gelehrten liebenswürdig entgegenkommende Bibliothekar von Maihingen bietet uns hiemit ein neues, sehr interessantes Werk seiner kulturgeschichtlichen Forschungen. Dasselbe ist die dankenswerte Frucht großer und mühevoller Studien, welche der Autor für nötig erachtete, um seine in Stuttgart 1894 erschienene, gediegene, aber schon lange vergriffene „Kulturgeschichte des Mittelalters" bei einer Neuherausgabe erweitern und ergänzen zu können. In dem vorliegenden Werke wird die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine neue Beziehung gesetzt zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur, der zweite Band,

---

[1]) Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit von Georg Grupp. I. Bd.: Untergang der heidnischen Kultur. II. Bd.: Anfänge der christlichen Kultur. VI u. 583 S. u. VIII u. 622 S. in 8°; Preis zus.: 18 Mk. Allgem. Verlagsgesellschaft m. b. H. 1903—1904.

die Anfänge der christlichen Kultur behandelnd, schließt das Werk ab; besonderes Augenmerk richtet der Verfasser auf das soziale Leben. Durch die Lektüre des ersten Bandes, welcher viel Neues bietet, erhalten wir einen klaren Einblick in die Zeit des Unterganges der römisch-heidnischen Kultur, in jene Periode, wo Rom, das Haupt des Erdkreises, infolge der Preisgabe seines Ideals, der römischen Kraft (Virtus), wodurch es zu seiner politischen Macht gelangt war, von seiner hohen Kulturstufe herabsteigen und zur Erhaltung seiner Existenz mit den an den römischen Grenzwällen sich ansammelnden, von Kraft strotzenden germanischen Barbaren Verträge abschließen mußte. Im zweiten Bande werden besonders anschaulich die Kämpfe geschildert, welche die christliche Ideenwelt mit der herrschenden römisch-heidnischen zu bestehen hatte, bis der Sieg des Kaisers Konstantin an der mylvischen Brücke (312) die Sache der Christen zu deren Gunsten für immer nach außen entschieden hatte. Der Verfasser schildert uns aber auch in sehr anziehender Weise, wie bei der Verbreitung des Christentums viele Christen, welche die im Evangelium verkündete höchste Vollkommenheit erreichen wollten, aus der Welt in die Wüsten und Einöden flohen, um dort in harter Selbstverleugnung dem Dienste Gottes zu leben, bis dann durch den hl. Benedikt von Nursia (480—543) die Mönchsideale eine gründliche Reform für das Abendland erhielten, und dadurch gerade die Söhne des hl. Benedikt die Hüter und Träger der untergehenden griechisch-römischen Kultur wurden, welche bekanntlich durch diese Mönche, als Glaubensboten in die deutschen Gaue gesandt, das Fundament unserer Kultur wurde.



Dienerin mit einer Fackel.
(G. Grupp: II S. 525.)

Vom archäologischen Standpunkte aus hätte der Autor manchmal die römisch-heidnischen Kulturverhältnisse nicht zu stark vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aus beurteilen sollen. Weniger gut sind die 118 Illustrationen ausgeführt, woran aber mehr die betreffenden Vorlagen schuld sein dürften. S. 49 (I. Bd.) muß es heißen „Bronzedreifuß", nicht Opferdreifuß, denn dieser Dreifuß diente zur Aufnahme der bei dem Mahle notwendigen Kessel und Becken. Bei der wirklich staunenswerten Literaturkenntnis des Autors, die sich in dem dem II. Bande beigefügten sehr guten und großen alphabetischen Bücherverzeichnisse äußert, ist mir nicht recht verständlich geworden, warum die gediegenen Werke von Guhl u. Koner (Richard Engelmann): „Leben der Griechen und Römer", 6. Aufl. Berlin 1893, und Knackfuß und Zimmermann: „Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters" 2. Aufl. Leipzig 1900 fehlen; denn die Lektüre dieser Werke wäre wohl nicht ohne günstigen Einfluß auf manche Partien des Werkes gewesen; auch vermißt man ungern eine kleine Abhandlung über das römische Schriftwesen, aus dem doch das unsere sich entwickelt hat. Verfasser spricht sehr oft von Schule und Unterricht, auch vom Schreiben, besonders von „kostbaren Handschriften (II. S. 391) der hl. Schrift, Handschriften, die mit Gold oder kostbarer Malerei ausgestattet sind, wie sie reiche Witwen besaßen". Bei dieser Gelegenheit wäre doch zu bemerken gewesen, daß die



Die hl. Agnes in byzantinischer Kleiderpracht.
(G. Grupp: II S. 532.)

Christen die Schöpfer der halbunzialen Schrift sind, jener Schriftart, die so tief einschneidend auf die Gesamtentwicklung der Schrift gewirkt hat.

Der ungeheure Stoff, den der Verfasser zu bewältigen hatte, ist sehr gut und praktisch auf 100 Kapitel verteilt, von denen ich besonders hinweisen möchte

auf 35 (I. S. 446) „Jesus Christus". Diese Ausführungen verleihen dem ganzen Buche einen gewissen Reiz und bilden nach der historischen Seite hin einen wesentlichen Beitrag zu der illustrierten geistvollen Schrift: „Christus" von Hermann Schell; 57 (II. S. 132) „Ideenkampf und Ausgleich"; 59 (II. S. 145) „Heidnisch-christliche Sitten"; 89 (II. S. 457) „Der hl. Augustinus" und 98 (II. S. 548) „Christliche und heidnische Gebräuche". In letzterem, interessanten Kapitel, das ich hier zum größten Teile anführen will, äußert sich der Autor darüber folgendermaßen: „Trotzdem sich eine Menge heidnischer Sitte rettete, hat das Christentum doch die alte Lust und Freude stark beschränkt und die Feiertage eingeengt. Um so stärker hütete das Volk die noch gebliebenen Reste und benutzte jeden Anlaß, sich etwas zu bewahren von der alten Sitte. Daher umgab sich jede Festfeier mit freudigem Gepränge, und wo es ging, entfalteten sich Aufzüge und schlossen sich Mahle an. Anlaß dazu boten namentlich Geburts- und Hochzeitsfeiern. Hier ringen heidnische und christliche Erinnerungen um den Vorrang. Wenn man z. B. dem Kinde einen Namen geben wollte, zündete man Lichter an, heftete an jedes einen Namen und wählte dann jenen Namen, der dem am längsten brennenden Lichte angehörte. Die Taufe, auch die Kindertaufe begleiteten viele feierliche Zeremonien. Bei der Taufe eines Kaisersohnes zog der ganze Hofstaat, alle Vornehmen und Heerführer auf, daß man nach den Worten eines Augenzeugen glauben konnte, Schnee sei auf die Erde gefallen und die Sterne des Himmels leuchteten. Besonders stark erwies sich das Heidentum bei den Verehelichungsgebräuchen. Zwar lag das Hauptgewicht auf der Einsegnung, wie einst auf der Opferzeremonie, und viele Gebräuche, wie Brautring, Brautschleier hieß die Kirche willkommen, da sie leicht eine christliche Deutung erfuhren, nur daß sie allzu große Ueppigkeit abwehrte. Das Brautkleid war weiß, denn weiß galt als Zeichen der Freude. Den Gürtel dazu pflegte der Bräutigam zu schenken. Das Haar zog die Braut am Wirbel des Hauptes zusammen, damit es das ganze Haupt bedecke, ließ es wie in Afrika frei herabwallen und heftete den vom Priester geweihten Schleier darüber. Trotz der Abneigung der alten Kirche gegen Kränze verbreitete sich jetzt die Sitte der Bekränzung von Braut und Bräutigam so allgemein, daß die Griechen die Trauung kurzweg Krönung oder Bekränzung nannten. Die Kränze aus Oelzweigen oder Metallkronen, wie sie später aufkamen, deuteten die Kirchenväter nach dem Vorgange des Klemens von Alexandrien als Siegeszeichen über das Fleisch und als Sinnbild der Vereinigung und gegenseitigen Schätzung.[1]) Acht Tage lang trugen die jungen Eheleute ihre Kränze, wenn sie ausgingen. Braut und Bräutigam wählten schon vor der Verlobung ihre Geleiter, die Brautführer, Paranymphen, die vor und nach der Verehelichung sich um sie scharten und den Paten ähnlich bei den Zeremonien mitwirkten; sie sollten sein, was die Paten bei der Taufe. Im Hochzeitszuge wurden Fackeln getragen, und daher mag die Brautkerze kommen. Dem heiligen Opfer, unter dem der Bräutigam vom Priester den Friedenskuß erhielt und ihn der Braut weitergab, folgte im Abendland die Einsegnung mit dem Vereinigen der Hände, dem Anstecken oder Wechseln des Ringes. Die Griechen verteilten die Zeremonien auf Verlobung und Trauung, feierten die Verlobung mit dem Ringwechsel und die Trauung mit der Bekränzung und Einsegnung oder Handauflegung. Nachdem der Geistliche die Kronen aufgesetzt mit dem Spruche: „Gekrönt wird

---

[1]) Der Kranz des Weibes ist der Mann, des Mannes die Ehe, die Blüten die Kinder; Paed. 2, 8; Strom. 7, 11.

der Diener (die Dienerin) Gottes N. N. wegen der Dienerin (des Dieners) Gottes N. N. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen", segnet er sie mit dem Zuruf: Herr, unser Gott, kröne sie mit Ruhm und Ehre", reicht ihnen dann die Johannesminne, während die Brautführer die Krone über sie halten, und führt sie in der Kirche um. Nachdem im Hause der Brauteltern das Mittagsmahl unter allerlei Liedern gehalten war, die noch heidnischen Charakter verraten. fand abends die Heimführung statt, genau in der Weise, wie sie schon lange bei den Römern üblich war, unter Fackelschein in einem lärmenden Aufzuge. Außer einem Brautführer, Freundinnen und einem Leuchterträger begleitet die Frau ein den Kamillus ersetzendes Mädchen, das bei dem Opfer den Korb mit dem heiligen Korn zu halten hatte, das ein am Boden stehendes Gefäß andeutet. Sind doch sogar andere Opfergeräte, die Patera, das Simpulum nicht vergessen.

Damit glaube ich, mein Referat beenden zu können mit dem lebhaften Wunsche, daß vorliegendes Werk, welches besonders für die Lehrer und Studierenden an den Mittelschulen sich eignet die ihm gebührende weite Verbreitung finden möge.

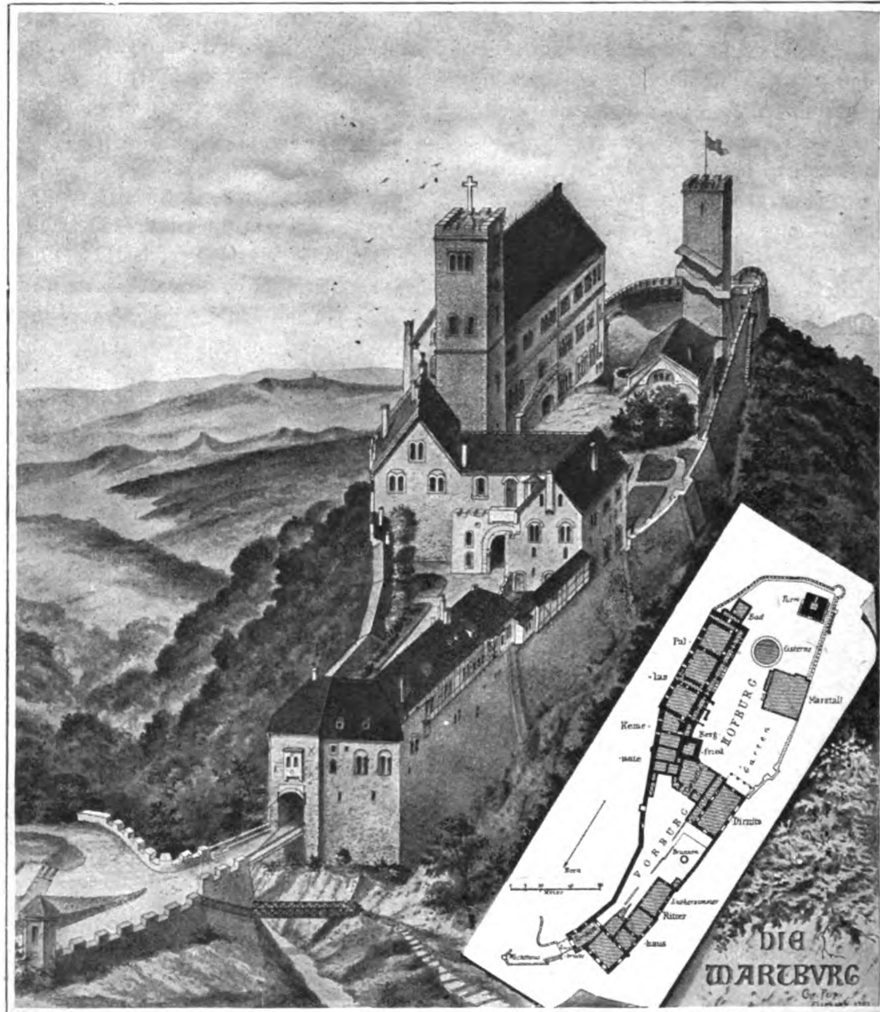
Dr. Ulrich Schmid.

Historische Geographie von Mitteleuropa[1]

Unter diesem Titel erschien vor einiger Zeit ein Buch, welches ein Gebiet der Hilfswissenschaften der Geschichte zum Gegenstande seiner Darstellung hat. Zur Erlangung gediegener historischer Kenntnisse ist eine ernste Beschäftigung mit der historischen Geographie auch unbedingt erforderlich. Daher ist das Erscheinen dieses neuen Werkes, welches gut disponiert ist und nach jedem Abschnitte ein reiches Quellen- und Literaturverzeichnis enthält, sehr zu begrüßen, zumal von uns Deutschen, da die historische Geographie von Deutschland den Hauptbestandteil des Werkes bildet. Eingeteilt ist dasselbe, wie der Verfasser S. 7 darlegt, nach den drei Gesichtspunkten: A Physische Geographie, B Politische Geographie, C Kulturgeographie. Die physische Geographie (S. 7) erstreckt sich auf „die geographische Lage des Landes, seine Beziehung zu den Nachbargebieten (Land und Meer), seine Gestaltung in vertikaler Richtung, die geographische Beschaffenheit des Grund und Bodens selbst, die für das wirtschaftliche Leben von maßgebender Bedeutung ist, ferner auf die klimatischen Verhältnisse, welche im Verein mit der Bodenkultur auch für Flora und Fauna bestimmend sind." Die politische Geographie (S. 9) „stellt einmal die räumlichen Verhältnisse der Staaten in den verschiedenen Perioden der Geschichte dar, und sie ermittelt ferner das Zustandekommen solcher Verhältnisse." Die Kulturgeographie (S. 13) behandelt „die Kulturgeschichte der Völker nach ihrer geistigen und materiellen Entwicklung hin. Die Kulturgeographie hat dementsprechend den Einfluß nachzuweisen, welchen die natürlichen Verhältnisse der Länder auf die Völker jeweilig ausgeübt haben. Dieser Einfluß äußert sich in hervorragendem Maße zunächst im wirtschaftlichen Leben. Auch auf geistigem und

---

[1]) Historische Geographie von Mitteleuropa von Prof. Dr. Konrad Kretschmer. VIII u. 450 S. in 8⁰; Preis: 15 Mk.; erschienen in der von G. von Below und F. Meinecke begründeten Sammlung „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte", Abteilung IV: Hilfswissenschaften und Altertümer. Verlag: R. Oldenbourg, München u. Berlin 1904.



Die Wartburg. (A. Schultz: S. 10.)

sittlichem Gebiete tritt er hervor, wenn auch weniger greifbar." Zu den Aufgaben der historischen Geographie zählt der Verfasser mit Recht auch „die Feststellung der Nomenklatur geographischer Objekte". Etwas Abbruch tut dem Buche das Fehlen historischgeographischer Karten, aber die vorgebrachten Gründe entschuldigen diesen Mangel. Vom historischen Standpunkte aus wären manche Einwände geltend zu machen, aber es ist unmöglich, Geographen und Historiker in gleicher Weise zufrieden zu stellen. Nicht recht verständlich wurde mir S. 303 in dem Abschnitte 186 „Bairische Bistümer" die Aufzählung von „Augsburg und Konstanz". Die Anführung von Augsburg läßt sich, wenn auch schwer, für das Mittelalter rechtfertigen, sofern man von dem heutigen politischen Begriff Bayern ausgeht, dagegen aber nicht die von Konstanz. An dessen Stelle wäre Salzburg zu er-

wähnen gewesen, da dessen Diözesanen echt baiuwarischer Abstammung sind. Einige interessante Partien aus diesem Buche mögen als Stichproben dienen, da es mir unmöglich ist, das Referat zu weit auszudehnen. S. 190/92 behandelt der Verfasser (IV. Politische Geographie um das Jahr 1000) die Gaugeographie, wie folgt: „Die karolingische Grafschaftsverfassung stützte sich in deutschen Landen auf die Gaueinteilung. Das Land war in zahlreiche Bezirke von verschiedener Größe geteilt, die man im Lateinischen als pagus, im Deutschen vorzugsweise als Gau zu bezeichnen pflegte. An der Spitze stand der vom König ernannte Graf. Bildete so der Gau gleichsam einen Regierungsbezirk des Reiches, so wurde er doch erst durch die Grafschaft zu einem staatsrechtlichen Begriff. Aber Gau und Grafschaftsbezirk (comitatus) sind nicht immer identisch gewesen. Mancherlei Rücksichten machten eine Teilung des Gaues in mehrere Komitate nötig, wie umgekehrt auch mehrere Gaue, besonders an den Grenzen, unter einen Grafen gestellt wurden. Im Laufe der Zeit wurde der Gaubegriff immer unbestimmter und schwankender. Bald finden wir ihn auf einen kleinen Bezirk in der ursprünglichen Fassung bezogen bald wieder auf ganze Landschaften und Volksstämme ausgedehnt und anderen Begriffen, wie territorium, provincia ducatus u. a. gleichgestellt. Im XII. Jahrhundert war die alte Gaueinteilung allenthalben bereits durchbrochen und die Grafschaft an Stelle des Gaues getreten. Für die frühere Hälfte des Mittelalters bildet die Gaueinteilung den eigentlichen Mittelpunkt der Geographie Deutschlands. Die Voraussetzung, daß die kirchliche Einteilung des Landes in engster Beziehung zur Gaueinteilung gestanden, hat sich aber nicht in jedem Falle als stichhaltig erwiesen. Die gewöhnliche lateinische Bezeichnung für Gau war pagus, wofür aber gleichbedeutend, besonders später, auch provincia, regio, territorium und marca treten. Die deutsche Form ist Gau, die dem Namen meist angehängt wird, wie Rheingau. Zahlreich sind die Varianten für Gau, wie sie in den mittelalterlichen Namenverbindungen auftreten: gau, ga, gawe, gewe, go gon, gowe, goe, goa, gun, kewe. — An Stelle von gau tritt, besonders in fränkischen Gebieten, felt, feld an den Namen Grapfeld, Tullifelt, Sualafeld. In den niederrheinischen Ländern auch bant: Bracbant, Teisterbant, Hasbant, Bursibant. Im Mainlande eiba, wie: Wettereiba, Winegartheiba. Im Alamannenlande bara oder para, wie: Folcholtespara, Perahtoltaspara, Albuinesbar. Auch Verbindungen mit land, wie: Hamaland, treten auf." —

In dem Kapitel V: „Kulturgeographie um das Jahr 1000" spricht der Verfasser S. 198/99 folgendermaßen über Pfalzen und königliche Höfe: „Die deutschen Kaiser hatten keine ständigen Residenzstädte; sie zogen im Lande umher und befanden sich sozusagen immer auf der Reise, begleitet von einer zahlreichen Diener- und Gefolgschaft, Beamten aller Art, Leibwachen, Jagdtroß und Kanzlei. Die ökonomischen Verhältnisse machten ein solches Wanderleben notwendig. Denn die kaiserlichen Domänen lagen weit verstreut im Lande umher; um die Produkte des Feldes und der Weide aber nach einem bestimmten Orte zu schaffen, fehlten wieder die genügenden Verkehrswege. War es somit schwierig und zum Teil unmöglich, die erforderlichen Nahrungsmittel zusammenzubringen, so mußte der Kaiser eben mit seiner Familie und dem gesamten Hofstaat sich auf den Weg machen, um den Ertrag seiner Domänen an Ort und Stelle zu verzehren. Die königlichen Wirtschaftshöfe (villae, curtes regiae) waren zu diesem Zweck oft mit Pfalzen (palatia) versehen, welche dem Kaiser und seinem Gefolge zum Aufenthalt dienten. Sie bildeten umfassende Gebäudekomplexe, bestehend aus dem kaiserlichen Palast,



Hexenverbrennung zu Baden in der Schweiz (am 5. Juni 1574).
(G. Steinhausen: S. 524.)

der Kirche, den Wirtschaftsgebäuden, Mühlen, Wohn- und Arbeitshäusern der Diener und Dienerinnen, Obst- und Blumengärten, zuweilen auch einem Fischweiher, und waren nach außen mit Befestigungen, Mauern, Türmen versehen. Aber auch alle größeren Städte, die als solche schon befestigt waren, wie Köln, Worms, Mainz, Straßburg hatten ihre Pfalzen. Jene Pfalzen, die inmitten der Domänen selbst lagen, gewannen nach und nach Bedeutung; sie wurden Stapel- und Marktplätze und konnten sich zu Mittelpunkten des wirtschaftlichen Verkehrs entwickeln."

Das Gesagte dürfte genügen, um einen Ueberblick über die Anlage und den Inhalt des Buches zu gewinnen, das als wissenschaftliches Handbuch weite Verbreitung und dem Wunsche des Verfassers entsprechend auch überall billige Kritik finden möge.

Dr. Ulrich Schmid.

Geschichte der deutschen Kultur [1]

Zu den Hauptaufgaben eines Historikers gehört nicht allein die Erforschung und Darstellung von Tatsachen, die einmal einer realen Welt angehört haben, sondern auch die Ergründung des kausalen Zusammenhangs derselben. Dieser Forderung ist der



Ein Liebender (Bildnis des Minnesängers Bruno von Hornberg) wird von seiner Dame gefesselt. (14. Jahrh.) (G. Steinhausen: S. 257.)

Verfasser der jüngst erschienenen „Geschichte der deutschen Kultur“ vollständig gerecht geworden. Dieses Werk ist „ein Ergebnis langjähriger Arbeit und ernsthaften Stre-

[1]) **Geschichte der deutschen Kultur** von Dr. **Georg Steinhausen, Stadtbibliothekar und Vorsteher der Murhardschen Bibliothek in Kassel.** Mit 203 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung, X u. 747 S. in 8^0; Preis: 17 Mk. geb. in Halbleder. Verlag: Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1904.

bens", in dem mit besonderem Augenmerke darauf geachtet wird, die Fülle an Material aus Sitten-, Kunst-, Literatur-, Religions- und Wirtschaftsgeschichte nicht bloß, wie es gewöhnlich geschieht, zusammenzuschweißen, sondern geistig zu durchdringen und zu gestalten, um so den Wechsel der Träger der deutschen Kultur von den ältesten Zeiten bis auf die unserigen innerlich zu begründen und auf diese Weise der jeweiligen herrschenden Klasse samt ihren Schwächen und Vorzügen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nach diesen Gesichtspunkten ist der große Stoff auf zwölf große Kapitel verteilt, in denen jede Kulturperiode nach ihrer ganzen Entwicklung dargestellt wird. Die beigegebenen, sehr interessanten und oft unbekannten Bilder sind gut wiedergegeben, erläutern die betreffenden Abhandlungen und machen das Buch wertvoller. Voraussichtlich wird mancher Historiker und Kunsthistoriker den einen oder anderen Abschnitt in einer anderen Fassung wünschen; aber allen Wünschen gerecht zu werden, ist unmöglich. Bei der Gediegenheit des Buches vermißt man aber ungern ein ausführliches Quellen- und Literatur-Verzeichnis, wodurch dasselbe für Studienzwecke noch wesentlich gewonnen hätte. Besonders hervorzuheben ist noch, daß es der Verfasser verstanden hat, sich vor dem großen Fehler zu hüten, in den in unseren Zeiten gar viele fallen, historische Gesetze, eine gesetzmäßige Entwicklung der deutschen Kultur anzunehmen; denn die treibende Kraft im Kulturleben bildet das Ringen nach Vervollkommnung des Menschen und seiner Verhältnisse, die bald mehr auf geistigem, bald mehr auf materiellem Gebiete sich äußert und daher zur Annahme eines scheinbaren Gesetzes der Reaktion führt. Licht und Schatten hat der Verfasser in seinen Darstellungen überall gerecht gleichmäßig verteilt und so das Buch zu einem allen Kreisen willkommenen Handbuche gemacht, nach dem jeder gerne greifen wird, der sich über die Entwicklung unserer Kultur in richtiger Weise unterrichten will.

Leider ermöglicht der hier zur Verfügung gestellte Raum nicht, auf den Gesamtinhalt dieses Buches einzugehen und beschränke ich mich daher auf die interessante Einleitung zum dritten Kapitel (S. 143 ff.): „Die Kirche als Erzieherin im Kampfe mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger", welche die Grundzüge dieser ganzen Kulturperiode enthält. Der Verfasser äußert sich darüber folgendermaßen:

„Die Kirche ist die erste und wichtigste Kulturmacht des Mittelalters gewesen: dem deutschen Menschen war sie Lehrerin und Erzieherin, und als Herrin weltlichen Besitzes leitete sie ihn auch zu einer höheren, materiellen Stufe. Das ist freilich nicht richtig, daß die mittelalterliche oder gar unsere Kultur der eigentümlichen Kraft, dem schöpferischen Element der christlichen Kirche, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu wesentlichen Teilen zu danken sei. Man darf nicht in der mittelalterlichen Kultur eine neue sehen, die die Kirche an Stelle der „ausgearteten" römischen Kultur setzte. Was die Kirche gab, gab sie größtenteils nur als Erbin des römischen Reiches, als Vermittlerin der römischen Kultur, wie sie selbst nur als ein Teil dieser Kultur zu den Deutschen gekommen war. Die Tradition macht die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Kirche aus. Freilich die kirchliche Färbung ist so stark, daß man den Charakter der Kultur dieser Zeit nicht als römisch, nicht als germanisch, sondern immer als einen christlichen empfinden wird. Ein weiteres wichtiges Moment für die Beurteilung der Kulturleistungen gerade der deutschen Kirche ist ihre Abhängigkeit von den die römischen Traditionen besser bewahrenden französischen und italienischen Kirchenorganisationen. Gerade der internationale Zusammenhang der Kirche erleichterte diese Uebertragung der höheren



Bertold von Regensburg predigt vor einer Kirche (15. Jahrhundert).
(G. Steinhausen: S. 334.)

Kultur jener Länder durch die Vermittlung der Geistlichen. Man darf sich ferner diese Kirche nicht als außerhalb des weltlichen Lebens stehend denken: sie war mit ihm vielmehr aufs engste verknüpft. Wenn auch nach Augustinischen Anschauungen selbst das wirtschaftliche Leben nur den Zwecken der Kirche dienen, nur von ihr bestimmt werden sollte, so war damit doch eine wirtschaftliche Betätigung der Kirche selbst nicht ausgeschlossen. Auch Kirche und Staat waren eben durch das Ottonische System ineinander gekettet, und auf geistigem Gebiete hätte sich, wenigstens im höheren Geistesleben, eine der Kirche entgegengesetzte Strömung — das Heidentum kam als solche nicht mehr in Frage — gar nicht denken lassen. Erst die Zeiten der kirchlich-asketischen Reformbewegung haben den Keil in diese Einheit von Welt

und Kirche getrieben. Unter der späteren Herrschaft der Idee der Weltverneinung sind die Kulturleistungen der Kirche alsbald erheblich zurückgegangen. Und noch ein Drittes ist zu bedenken. Unsere Ueberlieferung aus früherer Zeit besteht vorwiegend in Aufzeichnungen von Geistlichen; dadurch erscheint überall die Kirche im Vordergrunde der kulturellen Entwicklung: andere Potenzen und Faktoren treten zurück. Aber gleichwohl sind die Kulturleistungen der Kirche in der Tat für die Entwicklung des deutschen Menschen von größter Bedeutung gewesen. Er war damals ein Bauer, und seine Geistes- und Lebenshaltung entsprach dieser Stufe, die, wie man mit Recht hervorgehoben hat, im Leben aller seßhaften Völker eine überwiegende Rolle der priesterlichen Gewalt bedingt. Ueberdies war eben die christliche Kirche im Besitze einer höheren Kulturtradition, deren Fortdauer bei dem festen Bestand und Zusammenhang ihrer Organisation gesichert war, und ferner im Besitze einer steigenden äußeren Macht. Ueberaus wichtig ist (S. 78) aber weiter, daß in politischer wie in kultureller Beziehung der Träger des deutschen Aufschwungs die Kirche ist. Das war der gute Blick Ottos des Großen, daß er sein neues Reich auf die kirchliche Organisation, auf die Bischöfe gründete, weil er es auf den machtlüsternen hohen Adel nicht gründen konnte. An diesem System hielt die Folgezeit fest, nur daß Konrad II., der der Kirche kühl gegenüberstand, ebenfalls mit gutem Blick in dem niederen Adel, also in dem Laientum, eine Stütze suchte. Das System bewährte sich aber, weil die Kirche wieder völlig vom Herrscher abhängig war, und weil die Bischöfe ihren Einfluß und ihre Macht niemals, wie der hohe Adel, erblich machen konnten. Auch der große Karl beherrschte die Kirche, aber sein Staat diente in letzter „Linie ihren Zielen: jetzt diente die Kirche dem Staate". Daher erfuhr gerade unter den sächsischen Königen die Kirche eine außerordentliche Stärkung. Man hat mit Recht die Ottonische Zeit als „die Glanzzeit der deutschen Kirche während des Mittelalters angesehen".

Nach diesen einleitenden Worten schildert der Verfasser die Verdienste der Kirche als Erzieherin des deutschen Volkes auf geistigem und materiellem Gebiete, bis sie infolge der stetig zunehmenden sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Differenzierung die Führung auf dem Gebiete der Kultur laischen Elementen überlassen mußte.

Der Verfasser schließt sein Werk mit dem interessanten Kapitel: „Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur", an dessen Schluß (S. 718) er folgende sehr feine und richtige Bemerkungen macht: „Die soziale Reformbewegung hat jetzt sowohl den Staat wie Privatkreise ergriffen, und wenn sie zum Teil auch aus Furcht hervorgerufen ist, zum Teil nur von äußeren Rücksichten (Orden usw.) getragen wird, einfach Mode ist, sich anderseits wieder überschlägt, so zeugt sie doch auch von einem unmodernen inneren Zug der Güte. Wahrer Empfindung entspringt nun auch der antistädtische Zug der Natur, der im Grunde die Absage an die moderne Kultur bedeutet. Gewiß beruht er zum Teil auf Ueberſättigung, auf der Blasiertheit der kapitalistischen Kreise, die immer neue Reize suchen muß und die innere Leere auszufüllen strebt. Gewiß ist er anderseits eben durch die modernen Mittel des Verkehrs begünstigt worden, die das Reisen, die Sommerfrische weitesten Kreisen erlaubt haben, und gewiß zeigt auch die damit gegebene demokratisch-plebejische Färbung nur die Fortsetzung des sonstigen Stumpfsinnes auch auf Reisen (Trinken, Skatspielen, Ansichtskartenschreiben): aber er bleibt trotz allebem ein Zeugnis des Wandels. Die in ganz leisen Anfängen bemerkbare, dem allgemeinen Zuge in die steinerne Stadt entgegengesetzte Flucht aufs Land, von



Universitätsauditorium. Nach einer Deckfarbenmalerei von Laurentius de Voltolina. (G. Steinhausen; S. 457.)

den üppigen Landhäusern der Reichen bis zu der Freude des kleinen Mannes an irgend einem Stück Acker oder Garten, die Betonung der Heimat, der Bodenständigkeit in Kunst und Literatur, die Reformbewegung in der Tracht, die von Aerzten und mißverständlich von Laien gepredigte naturgemäße Lebensweise, alles dies und anderes zeugen von der Sehnsucht nach der Natur, von der Rückkehr zu ihr. Nur bis zu einem gewissen Grade ist dafür aber der sezessionistische Geist heranzuziehen, der vor allem die heutige bildende Kunst charakterisiert. Er ist doch mehr ein Produkt der modernen Kultur selbst, der Nervenkultur, die feiner, raffinierter empfindet, feiner, zugespitzter sieht, die zugleich eine durchaus auf dem Boden der materiellen städtischen Kultur erwachsene nervöse Sinnlichkeit zeigt, die sich übrigens ebenso in der Musik wie in der Literatur kundgibt, der es aber an ursprünglicher Kraft zur Erreichung wirklich großer Schöpfungen mangelt. Dieser sezessionistische Geist beweist mehr das Streben einer im Gegensatz zu den rechnenden und weltzufriedenen industriellen, beamteten und gelehrten Banausen ideal fühlenden, durch und durch subjektivistischen, wesentlich aristokratischen Generation nach einer neuen, anscheinend zu sehr ästhetisch gerichteten Kultur. Diese Generation möchte dabei durchaus nicht des modernen Lebens und Empfindens entraten. Sie möchte aus diesem Leben, aber auf Grundlage einer neuen, reflektierten Auffassung der Natur, in voller Würdigung einer höheren geistigen Bildung, in eifrigem Konnex mit dem wissenschaftlichen Streben, überall auf die organischen Kräfte zu gehen, ein neues Menschengeschlecht hervorzaubern. Ihr Traum wird teilweise Gestalt gewinnen. Es wird eine neue Kulturform entstehen, aber auch sie wird den Menschen nicht befriedigen, wie keine Kultur. Das Glück bringt keine ihrer Formen. Die Menschen in ihrem Gegeneinander, die sich in der Regel nicht wohl fühlen, wenn sie nicht andere ärgern, verletzen, schädigen können, sich gegenseitig das Leben schwer machen, nur vereint sind meist gegen den Geraden und Guten, der, von Unaufrichtigkeit und Falschheit zurückgestoßen, bald lernt, ihnen nicht zu trauen, oder gegen den Bedeutenden, den geheuchelte Teilnahmlosigkeit und niedrige Mißgunst um alle Schaffensfreude bringen, sie bleiben immer dieselben. Die Weltklugen und die Kanaillen werden immer oben und im Recht sein, immer gewinnen. Auch am Ende dieser Geschichte der deutschen Kultur scheut sich der Verfasser nicht, auszusprechen, daß er es mit den Gegnern der angeblichen Kulturerrungenschaften hält, mit Wagner, der von „dem Industriepestgeruch städtischer Zivilisation“ spricht, und mit Bismarck, dem „am wohlsten“ war „weit weg von der Zivilisation“. „Am besten ist mir da zumute, wo man nur den Specht hört.“ Es ist noch immer das germanische Waldkind, das aus solchen Worten zu uns spricht.“ Dr. **Ulrich Schmid.**



ICH FAR DA HYN.

Geistliches Volkslied 1444.

Aus: cgm. 4702.

Für Guitarre bearbeitet und für Klavier übertragen von HEINRICH SCHERRER.

Innig und etwas bewegt.

GESANG.

GUITARRE.

KLAVIER.

1. Ich far da hyn, den es muoß sein, Ich schaid von al - len

1. frou - de mein, Der Tod ist mir ayn swe - re pein. Wie

1. mocht mir ym - mer wirsch ge - sein, Ich far, Ich far da hyn.

p cresc. mf espr. f pp dim. Ped.

NOCH HÜR GEN DISER MAYENZEIT.

Geistliches Volkslied 1444.

Aus: cgm. 4702.

Für Guitarre bearbeitet und
für Klavier übertragen von
HEINRICH SCHERRER.

Ziemlich bewegt.

GESANG.

GUITARRE.

KLAVIER.

p

1. Noch hür gen di - ser may - en - zeit so

p mf

1. wel wir fro - lich sein, und so das trayd zuo

f p

mf

1. fel - de leyt, so wel wir schnei-de eyn, und

f p mf

f

1. wel - len wun - sam we - - sen den

f

1. gant - zen herbst da - zu°, wir wel - len wein - ber

p ruhig

barré

p

1. le - - sen bis win - ter spa^e t und fru°.

p dim.

p dim. rit.

DER BAYRISCHE HIMMEL.

Aus dem Unterlahn- und Dill-Kreis.

Für Guitarre bearbeitet und
für Klavier übertragen von
HEINRICH SCHERRER.

Mäßig schnell.

GESANG.

GUITARRE.

KLAVIER.

mf

Bin auf- und ab - gan-ge im Oe-streicher Land, in Preußen und Ungarn bin ich auch schon be-kannt. Und wo - hin ich mich wen-de und wo - hin ich nur schau, ist der bay - rische Him - mel schnee-weiß und hell-blau.

mit Aufschwung

cresc.

Ped.

III. Lage.

f

Ped.

DER TOD VON BASEL.

Für Guitarre bearbeitet und
für Klavier übertragen von
HEINRICH SCHERRER.

Gemessen.

GESANG. *mf*

1. Als ich ein jung Ge - sel - le war, nahm ich ein steinalt Weib;

GUITARRE.

KLAVIER. *mf*

1. ich hatt' sie kaum drei Ta - ge, Ti - Ta - Ta - ge, da

1. hat's mich schon ge - reut, da hat's mich schon ge - reut.

ET WASSEN TWE KÜNIGESKINNER.

Ballade aus dem Münsterland.

Für Guitarre bearbeitet und
für Klavier übertragen von
HEINRICH SCHERRER.

Etwas langsam, doch fließend.

GESANG.
GUITARRE.
KLAVIER.

p

1. Et wassen twe Kü-ni-ges-kin - ner, de hadden en-an-ner so

Fis od. D.

p

mit Steigerung

1. lef; de kon - nen t'on an - ner nich kum - - men, dat

poco a poco cresc.

Ped. *

dim.

1. Wa - ter was vil to bred, dat Wa-ter was vil to bred.

f diminuendo

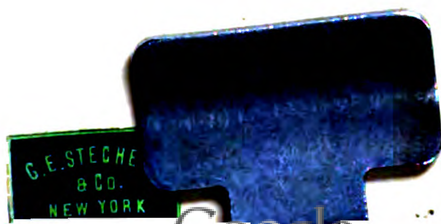
Ped. *

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.


ist das Buch zu End gebracht
der Schreiber einen Luftsprung macht






G.E.STECHE
& Co.
NEW YORK


München
Verlag von
Georg D. W. Callwey